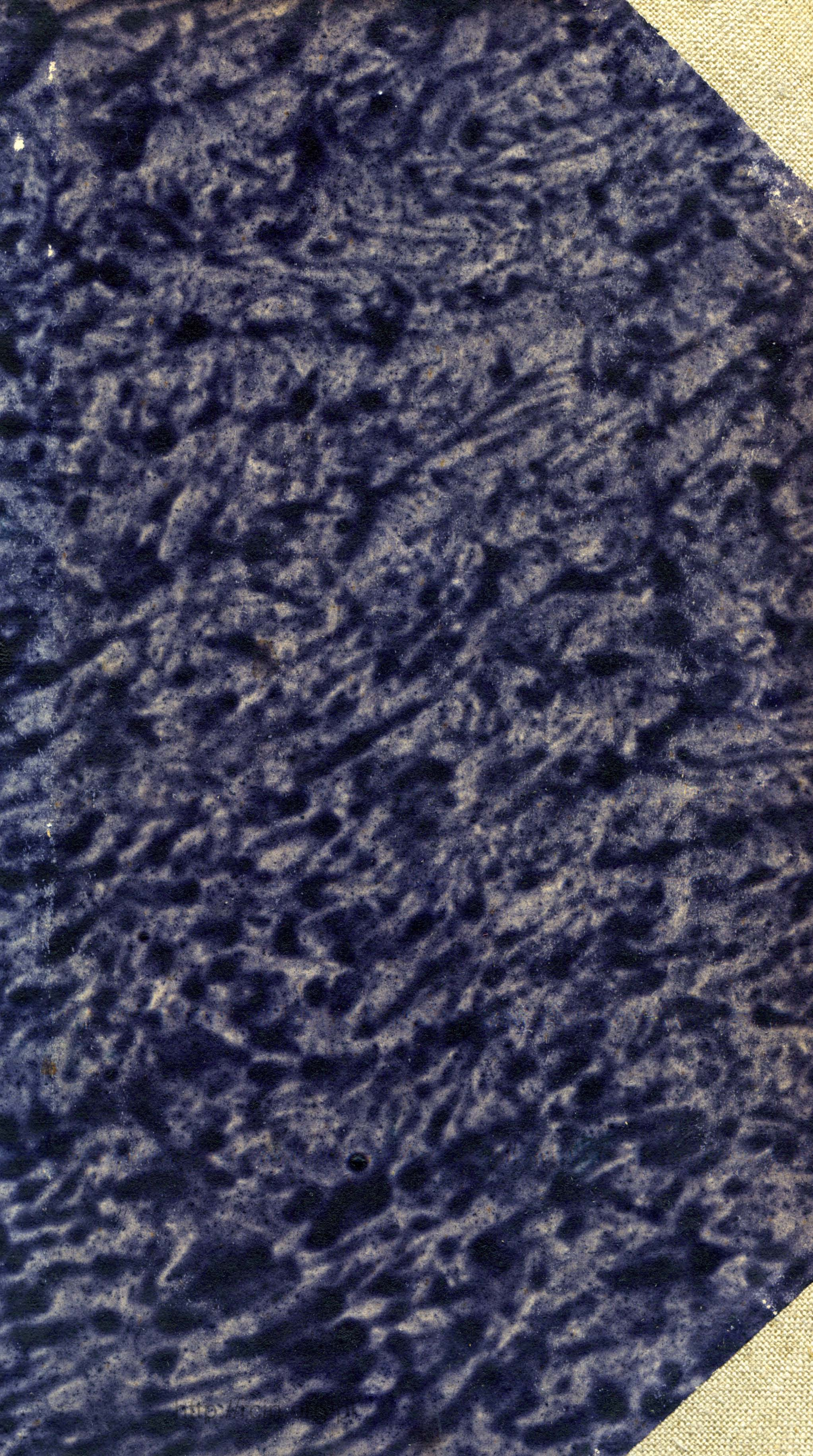
BALTISCHE STUDIEN BD. XXIII 1920



Baltische Studien.

Herausgegeben

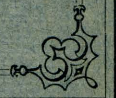
von der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Neue Folge Band XXIII.



Stettin.
Leon Sauniers Buchhandlung.
1920.

Baltische Studien.

Herausgegeben

von der

Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Neue Folge Band XXIII.

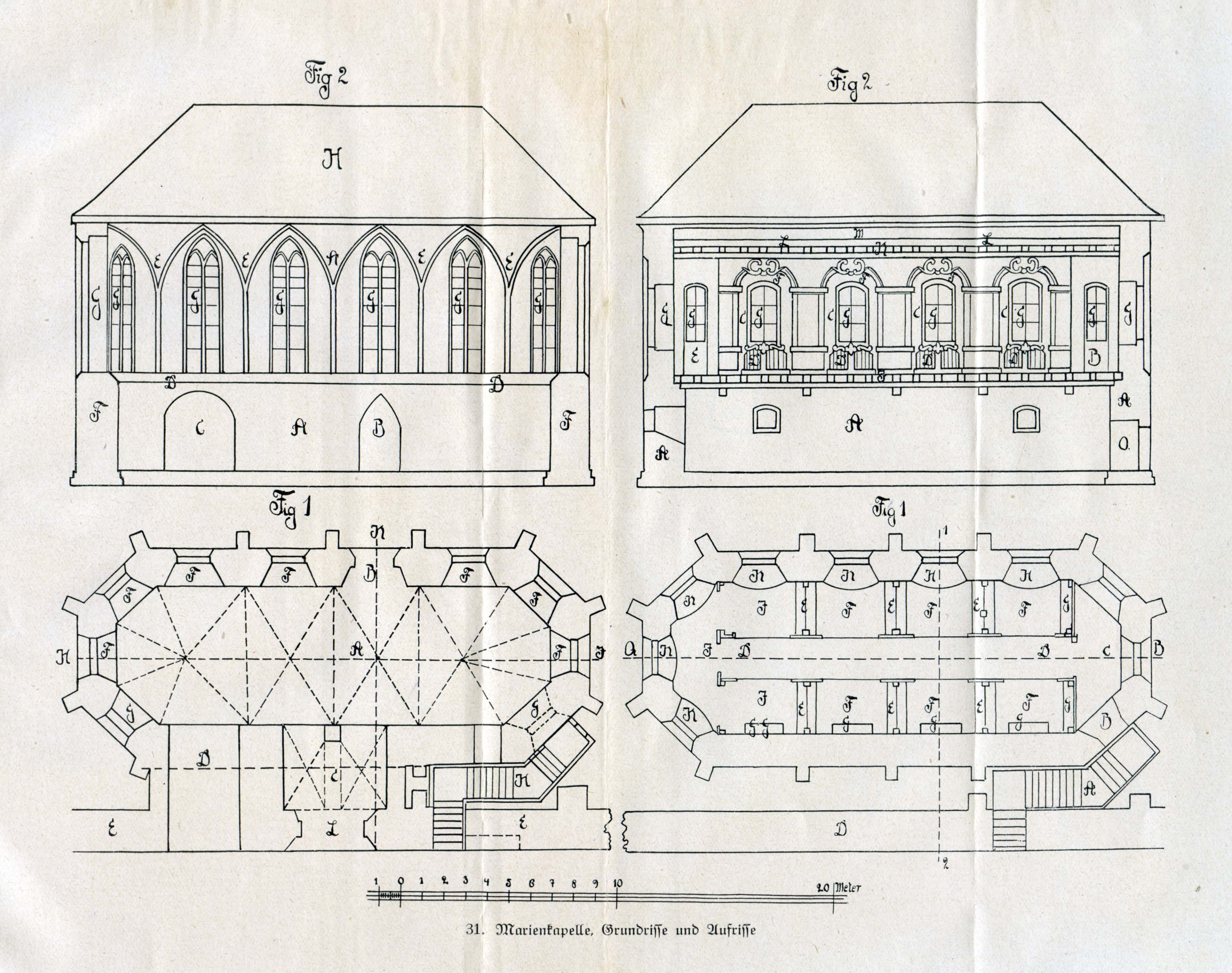


Stettin.
Léon Sauniers Buchhandlung.
1920.

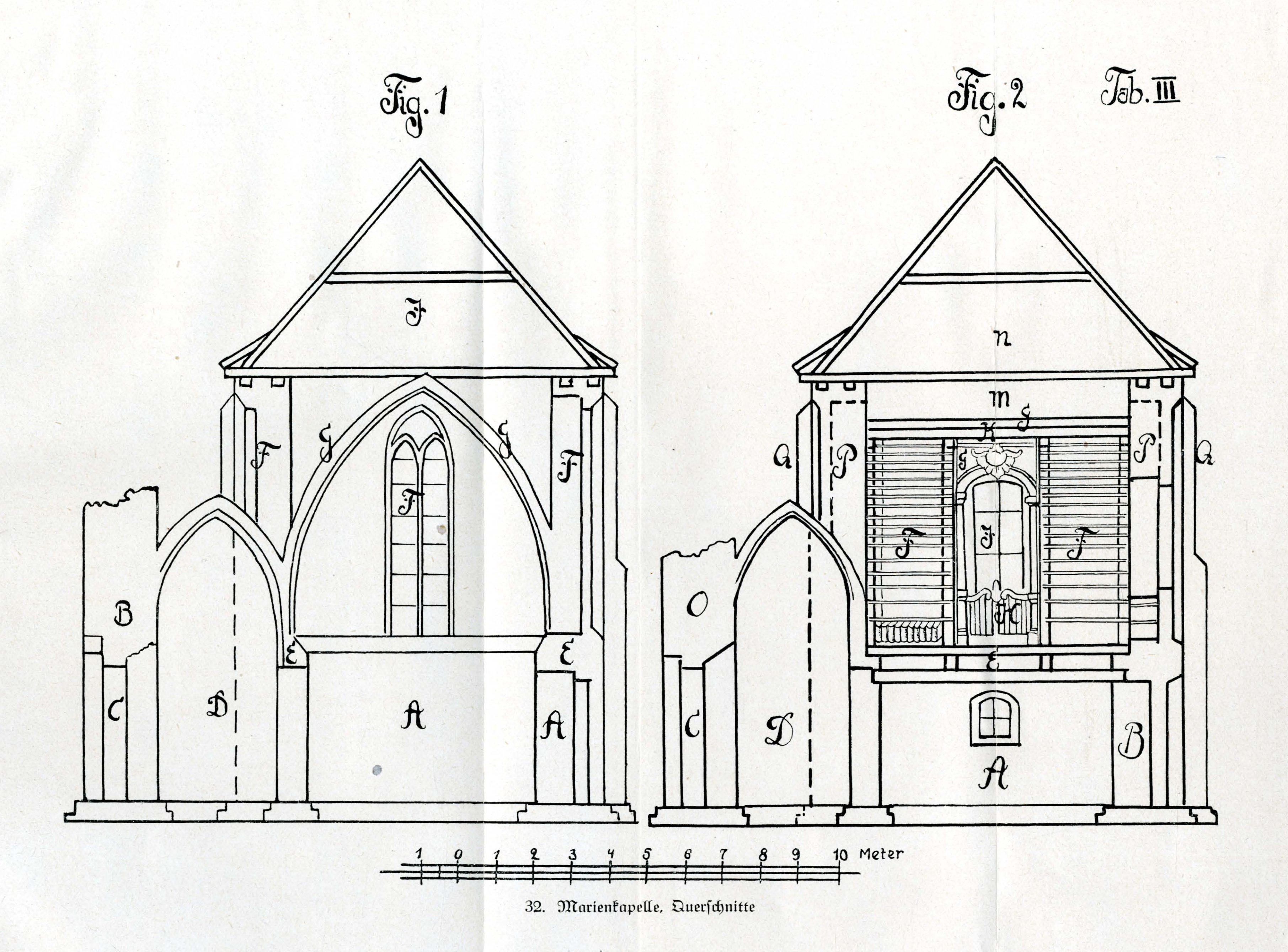
Inhalts-Verzeichnis.

Schriftleitung:
Archivar Dr. Grotefend
in Stettin.

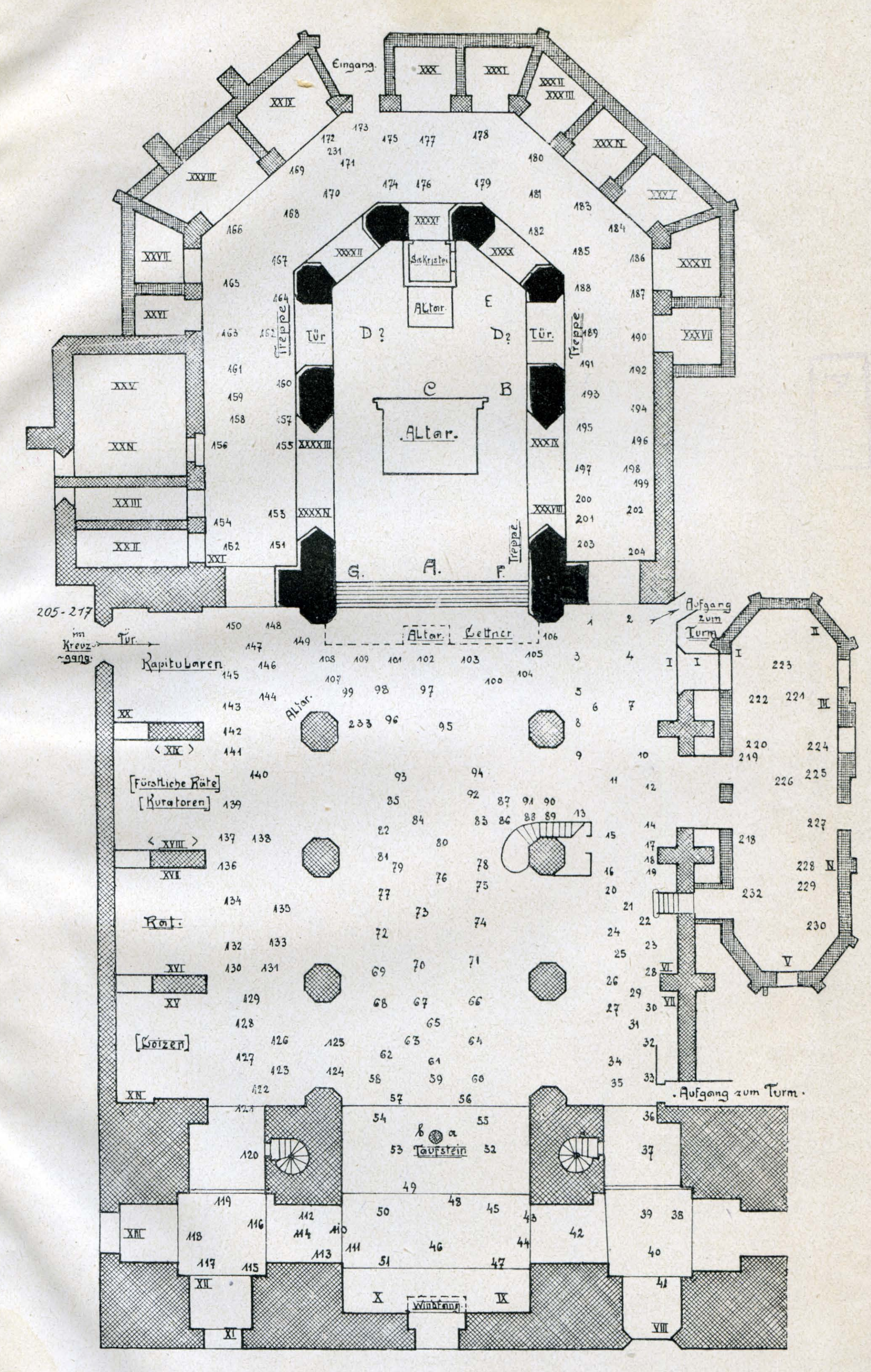




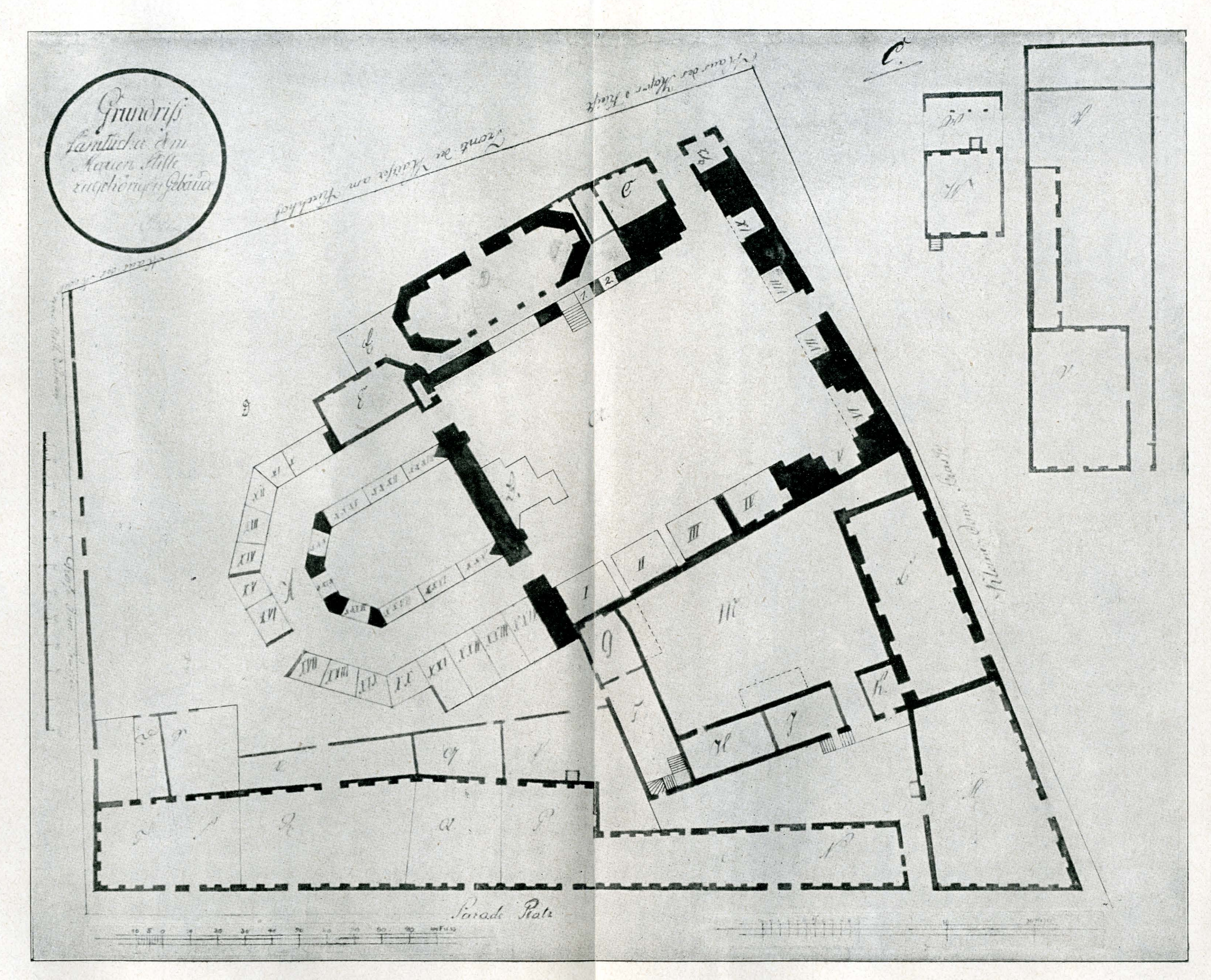
31. Marienkapelle, Grundrisse und Aufrisse



32. Marienkapelle, Querschnitte

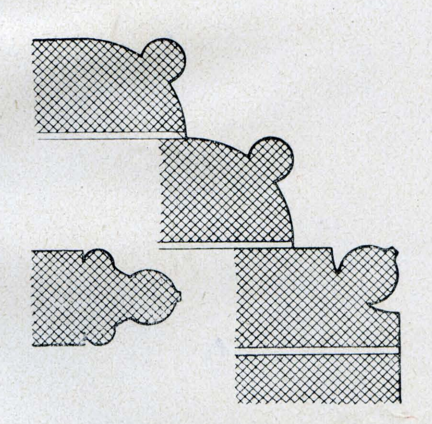


33. Kapellen und Gräber der Marienkirche



34. Grundriß der Kirche und der Stiftsgebäude (1804)

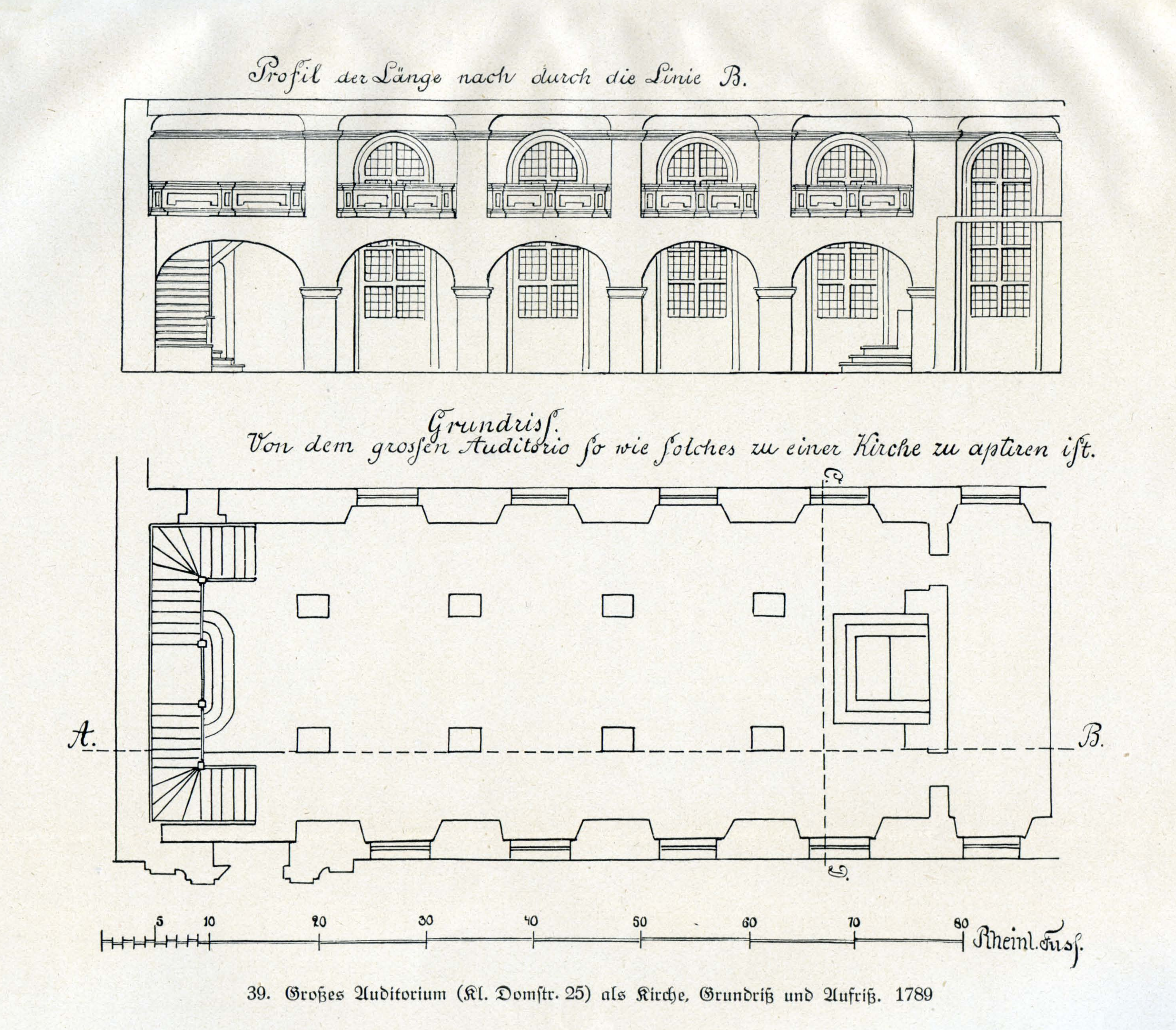
35. Kreuzgang, Grundriß der beiden südlichen Joche (1 : 100)



36. Kreuzgang, Profil der Tür

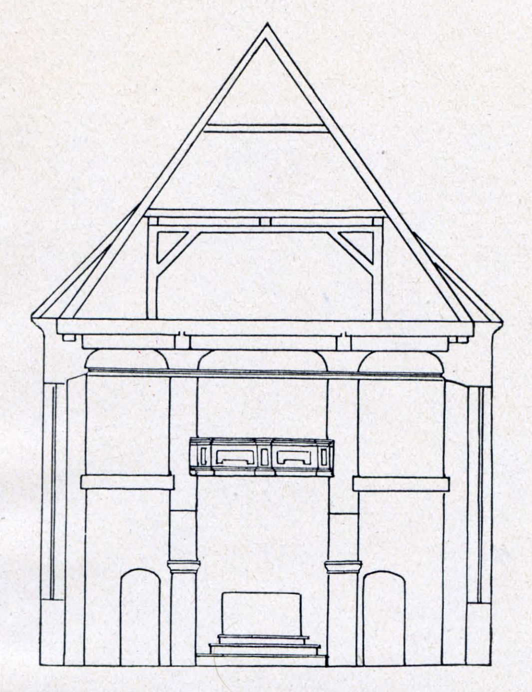
37. Kreuzgang, Blick nach Norden

38. Kreuzgang, Blick nach Süden

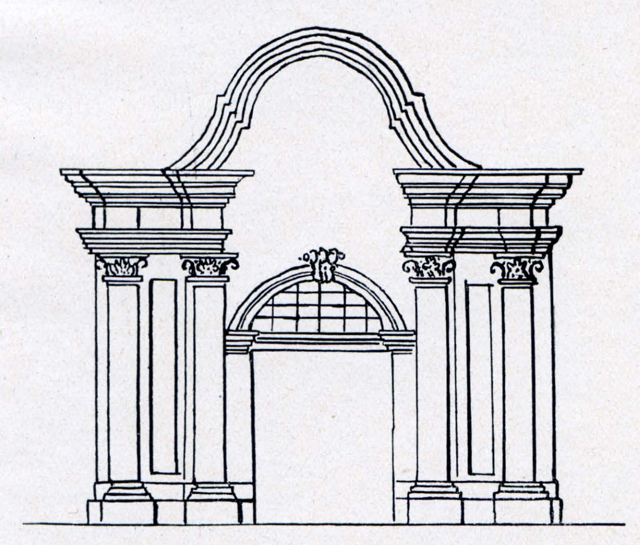


39. Großes Auditorium (Kl. Domstr. 25) als Kirche, Grundriß und Aufriß. 1789

Profil
durch die Linie C. D.



40. Großes Auditorium als Kirche, Querschnitt



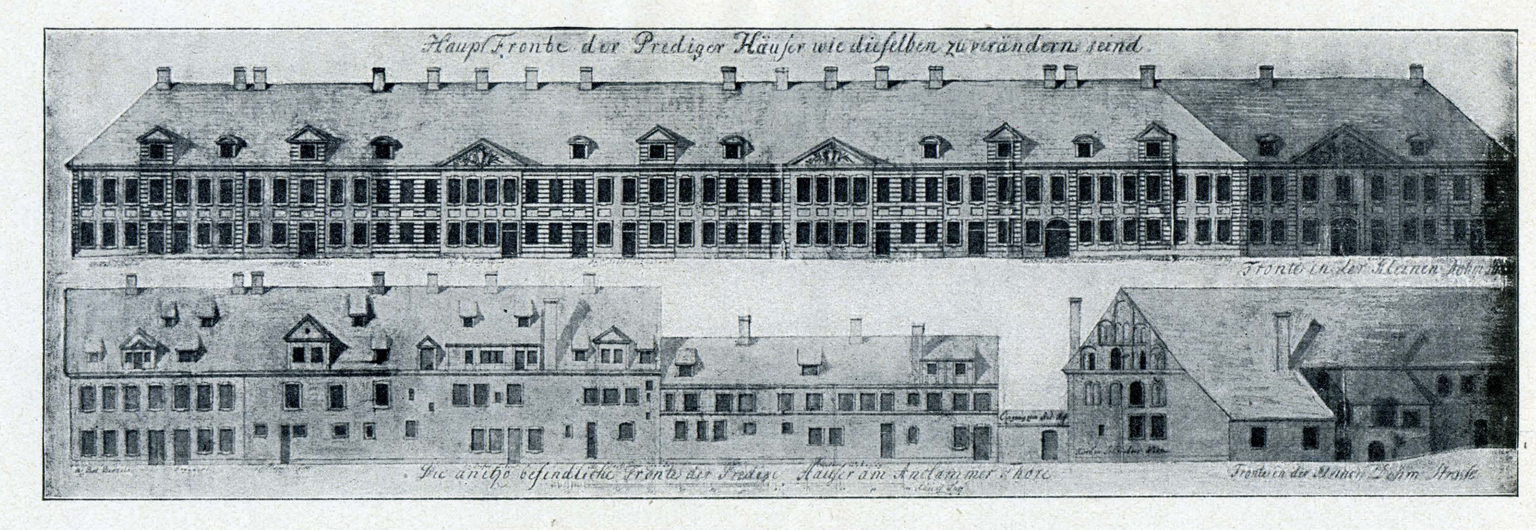
41. Großes Auditorium, Eingang.

42. Hof der Häuser Kl. Domstr. 25—26 und Königsplatz 6—7

43. Marienstiftshäuser von Nordwesten

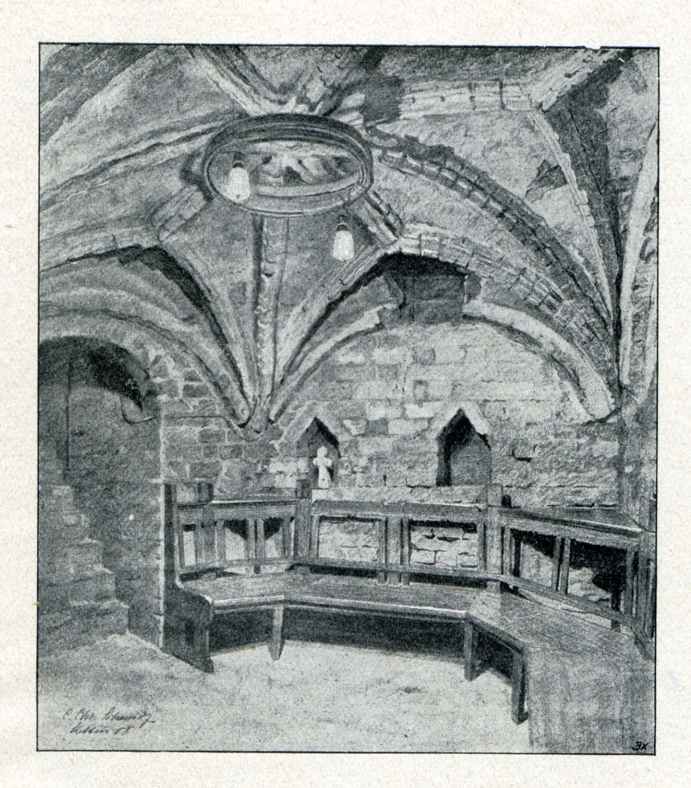


44. Marienstiftshäuser von Nordosten

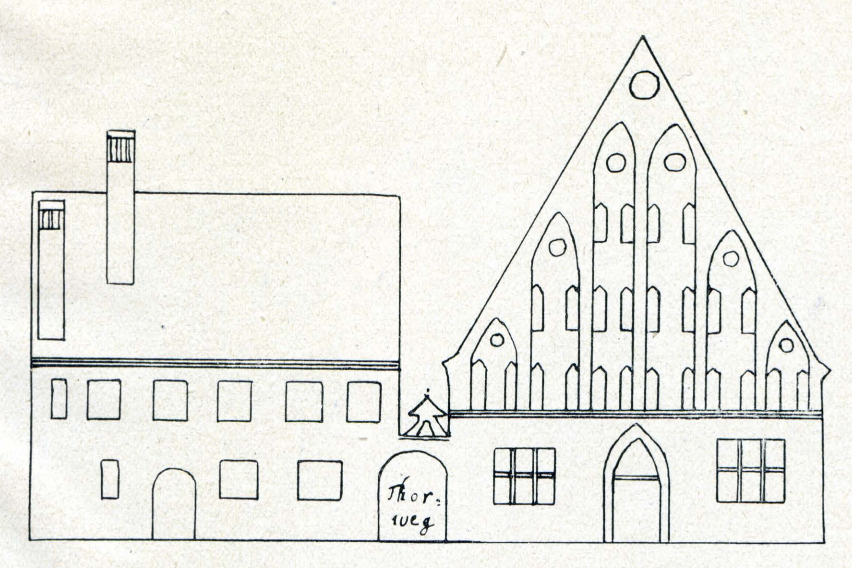


45. Marienstiftshäuser vor 1739 und Entwurf für den Umbau

46. Marienstiftshäuser, Höfe (Königsplatz 8—12) und Vorschule



47. Gewölbe unter dem Hause Kl. Domstr. 4



48. Kunstpfeiferhaus und Jageteufelsches Kolleg (1734). Kl. Domstr. 6—5

Die ehemalige Marienkirche zu Stettin und ihr Besitz

II

Von

Prof. Dr. C. Fredrich

Direktor des Marienstifts-Gymnasiums

zu Stettin

VII. Kapellen und Altäre.

1. **Marienkapelle.** Von den Kapellen der Kirche stand die größte in eigenen Mauern und unter eigenem Dache im Süden[1]). Sie war der Maria geweiht; nach der Anlegung (1568) der Begräbniskapelle der Familie Fahrenholtz (Nr. VII) hieß sie lange Zeit „Fahrenhölzer-Kapelle"; zuweilen auch „die große Kapelle" und vereinzelt die „Cramersche (nach Nr. III) oder die „Brüderkapelle" (1754). Errichtet ist sie wahrscheinlich in der dritten Bauperiode (1400—1435): Grundriß und Aufbau weisen in die Spätzeit der Gotik und die Schmuckformen wie die Dachgalerie und die vorauszusetzenden glasierten Ziegel in diese Periode. Die Höhe betrug $17^1/_2$ m, die lichte Länge 20 m, die größte lichte Breite $6^1/_4$, die lichte Höhe $11^1/_2$ m. Die vier Fenster im Süden und die je drei im Osten und Westen reichten ursprünglich weiter hinunter und wurden 1585 wie die im Westbau der Kirche unten zugemauert, vielleicht, weil man schon die Absicht hatte, unter ihnen Grabdenkmäler anzulegen. Die Haupttür vor dem Vorraum im Norden war mit Skulpturen und Malereien geschmückt; alt war auch der Ausgang an der Südseite, während eine Pforte im Westen und die Verlegung der südlichen erst dem 18. Jahrhundert angehören.

Schon in katholischer Zeit wird auch in der Marienkapelle bestattet worden sein, aber die fünf Grabkapellen (Nr. I—V) wurden erst 1597, 1599, 1609 und 1678 angelegt. 1591—1593 hatte sie eine durchgreifende Erneuerung im Inneren und Äußeren erfahren: die

[1]) B St XXI 149. 151. 169. 170. 177. Abb. 1. 2. 8. 10. 22. 23. Zerst. M St A Tit. III S. 2 Nr. 58 Vol. 2 und Nr. 83. Vgl. Wehrmann, B St XLIV 213 ff. M St A Tit. III S. 2 Nr. 103. Grundriß und Aufriß (Abb. 31. 32) entsprechen leider nicht modernen Anforderungen und lassen manches unklar. — Die Marientiden-Gilde, die in der Kapelle Hymnen sang und Messen abhielt, wird seit 1428 erwähnt, zwei Vikarien öfter seit 1455. 1483 sind Bartholomaeus Gotz und die Alterleute der Kürschner Verweser „des Heiligen Leichnams Lob" in der Kapelle.

Dachgalerie wurde ausgebessert; das Dach wurde „verplattet und die Span stücke gevorschuet“; das gerissene Gewölbe getüncht, ausgeweißt (1607 von neuem) und teilweise mit Braunrot bemalt; die Fenster befestigt. Gleichzeitig brach man den Altar ab, und etwas später erhöhte man die Leichensteine. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts lagerte in ihr Baumaterial, und es zeigte sich wieder, daß die Strebepfeiler nicht genügten; 1658 wurden die beiden Längsmauern mit eisernen Ankern gefaßt, die über dem Gewölbe, das wieder geborsten war, angeschlagen wurden; 1677 war ein neuer Anker nötig. Aber infolge der Belagerung erlitt sie keinen Schaden, sodaß in ihr vorläufig Gottesdienst abgehalten werden konnte und 1678 die letzte Grabkapelle erbaut wurde. Später diente sie wieder zeitweise, dann dauernd als Materialkammer. Weil es leichter zu bewerkstelligen war, wurde zuerst (1754)[1]) ihre Dachgalerie beseitigt, „die alten nichts würdigen Dürmgen und alte Maur“, von denen immer wieder Stücke herunterfielen, hinter denen der Schnee liegen blieb, so daß das Mauerwerk Schaden nahm.

Eine völlige Veränderung brachte das Jahr 1778: die Kapelle wurde zur Bibliothek, da der Raum im Kreuzgange, vom dem später zu sprechen ist, nicht mehr ausreichte. Die erhaltenen Zeichnungen (Abb. 31—32) lassen alles Nötige erkennen; in 4 m Höhe etwa wurde ein Holzboden eingezogen, so daß unten ein Raum für Material blieb, der durch vier kleine Fenster erhellt war. Zum Bibliotheksaal führte eine Treppe (Fig. 1 A) aus der Kirche empor durch das alte Nordwestfenster (B); er war $5^1/_2$ m hoch, in Rokokoformen verziert und durch neun verkleinerte Fenster erhellt. Die Büchergestelle ragten von Süden und Norden in den Saal hinein (E); im Westen befand sich ein kleiner Vorraum (C), im Osten Platz für die mathematischen und physikalischen Instrumente (I); an den Mauern blieben zwischen den Gestellen Plätze für Schränke, Tische (H) und Repositorien (G). 1781 siedelte die Bibliothek über und blieb 1789 vom Feuer verschont, aber die äußere Schönheit des Gebäudes war längst dahin (Abb. 22—23). Von da ab war es durch die Kirchenruine hindurch oder durch das Haus des Kirchenmaurers zugänglich, bis 1819 im SW in die Materialkammer eine neue Tür gebrochen und von ihr ein Zugang direkt zum alten Eingang (B) emporgeführt wurde; der

[1]) Aus Tit. III Sect. 2 Nr. 58 ergibt sich übrigens, daß der Dachreiter der Kirche schon 1751 abgenommen wurde und das Gewölbe hinter dem Chor erst 1753 einfiel (B St XXI 184); darauf bezieht sich die auf a. a. O. S. 185 zu 1753 mitgeteilte Angabe.

alte Haupteingang der Kapelle von der Kirche her wurde zugemauert; den Vorraum (C) gestaltete man zu einem heizbaren Lesezimmer um. Erst 1830 verschwand auch die alte Marienkapelle vom Erdboden.

2. **Kapellen und Altäre in der Kirche.** Die mir bekannten Altäre, Kapellen mit Altären, Vikarien d. h. Stellen von Geistlichen an solchen Altären sind im folgenden aufgezählt. Eine oder die andere Nummer kann sich decken, da manchmal nur die Namen der Heiligen — und auch diese werden nicht immer ganz genau aufgeführt —, manchmal nur die Stifter genannt werden. Eine oder die andere Vikarie könnte auch zu einem anderen Zwecke bestimmt sein, wenn auch die den Elemosynen, Tiden, Memorien, Messen[1]) gewidmeten gewöhnlich darnach bezeichnet werden. Andererseits fehlen sicherlich viele, da gerade in den Verlassungen der Marienkirche Namen von Altar oder Stifter selten gegeben werden. Wenn in der Jakobikirche 52 Altäre und 24 Kapellen vorhanden gewesen sind, so hat St. Marien ohne Zweifel dahinter nicht zurückgestanden.

Die Lage in der Kirche läßt sich von vieren genau bestimmen (Nr. 19. 21. 29. 37), ungefähr noch von zehn (Nr. 23. 24. 31. 33 bis 35. 39. 40. 42. 43).

Geordnet sind sie nach dem Jahre, in dem sie gestiftet sind, oder, wenn dieses nicht bekannt ist, in dem sie zuerst erwähnt werden; viele von diesen sind zum Teil beträchtlich älter. Das älteste Stiftungsjahr liegt vor 1280; im ganzen werden aus dem 13. Jahrhundert 6, dem 14. Jahrhundert 13, dem 15. Jahrhundert 18, dem 16. Jahrhundert 6 erwähnt.

1545 wird zum letzten Mal im Stadtbuch eine Vikarie der Marienkirche genannt. Leider werden dann bei der Umwandlung der Kapellen in Grabkapellen die alten Namen oder die Heiligen nicht angegeben; sie waren meistens wohl schon vergessen.

Die Stifter sind anders als in St. Jakobi hier besonders Fürsten, Domherrn und ihre Angehörigen, Priester, Mitglieder des pommerschen Adels, später und seltener Zünfte; von jenen erscheinen wie in der Jakobikirche die Loitzen, Wussow, Westphal, Goltbek, Glinde; von diesen lassen sich bisher nur die Knochenhauer (34. 40), Fleischer, Bäcker, Schuster (24), Pelzer (32) nachweisen; von Genossenschaften erscheinen die Draker (20), von

[1]) Wehrmann, Geschichte der Jakobikirche in Stettin, B St XXXVII 1887, 425 bietet zu vielem Aufklärungen und Parallelen. Zu den Verlassungen ist zu vergleichen Wehrmann B St XXXXVI 1896, 77.

Brüderschaften die der 10000 Ritter und 11000 Jungfrauen (23), vielleicht die der Heiligen Dreifaltigkeit (14). Unter den (31) Heiligen ist die heilige Katharina besonders beliebt.

1. Altar beati Johannis euangelistae. 1280. Gestiftet von Gozwin von Bagmihl und seiner Gemahlin Sophie mit neun Mark jährlicher Einkünfte und vier Hufen zu Schönfeld. P U B II 423. Der 1373 erwähnte Altar des Arnold von Bagemihl kann derselbe sein. Urk. des M St.

2. Altar sancti Stephani prothomartiris. 1281. Dem von Jakob von Güntersberg und seinen Freunden gestifteten Altar schenkt Bogislaw IV. 20 Mark-Pfennige Rente. P U B II 443.

3. Altar beati Laurentii martiris. 1285. Gestiftet von Heinrich Barvot, Schultheiß zu Stettin, mit fünf Hufen und zwölf Hühnern in Brüncken und vier Hufen in Völschendorf. P U B II 545. 559. 608. 609.

4. Altar des Godeko von Doesborg. 1287. P U B III 27.

5. Vikarie des Johannes scholasticus. 1295. Mit vier Hufen zu Retzin bei Löcknitz (ursprünglich zu Konow an der Madue) und einer Hufe zu Jesow. P U B III 233.

6. Altar beati Pauli apostoli et beati Augustini episcopi. 1298. Gestiftet vom Domherrn Conrad von Sanne und dessen Bruder Arnold mit 24 Mark Rente und vier Hufen zu Luckow; dazu fünf Mark (1314). P U B III 339. 397. V 170. Cramer II 34. 60.

7. Altar sanctae Katharinae virginis et martiris necnon beati Mathei apostoli. 1299. Gestiftet vom Domherrn Dietrich, dem ehemaligen Propst zu Schoenlinde, mit acht Hufen zu Luckow; dazu eine Hufe zu Pargow durch den Priester Johannes Westphal (1308). P U B III 390. IV 32. 291. V 163. 289. Verl(assungen).

8. Altar sanctae Katherinae virginis beatique Wenzlai martiris. 1301. Gestiftet von Johann Pohle, dem vierten Propst der Kirche, mit acht Hufen in Sommersdorf. Dazu schenkt Otto I. (1316) acht Hufen und den halben Krug dort. P U B V 276. 292. Cramer II 34. 60.

9. Altar beatae Katharinae. Diesem angefangenen (inchoatum) Altar schenkt ein Bürger Gerhard von Neumark vier Hufen in Altgrape. 1310. P U B IV 418.

10. Altar sancti Bartholomaei. Gestiftet von dem Vater von Henning und Degenhard von Stolzenhagen mit vier Hufen aus dem Ort; diese verleihen 1313 dazu acht Mark Wendisch. P U B V 104.

11. Altar sancti Andreae apostoli. Gestiftet von Simon vom Markt, 1313 beschenkt mit den Einkünften von sechs Hufen in Barnimskunow. P U B V 106.

12. Altar sanctae Mariae Magdalenae et beati Andreae apostoli. Gestiftet von dem Bürger Werner Jode und dessen Sohn Balduin. 1317 werden zwei Hufen in Pargow dafür bestätigt. Zwei Hufen dieses Altars in Retzin bei Lökenitz hatten später die Schulenburgs in Besitz. P U B V 289. M St Matrikel von 1632 fol. 17.

13. Altar Mariae virginis et beati Thomae et beatae Mariae Magdalenae. 1318 gestiftet von der Herzogin Mechtild mit vier Hufen in Kesow und 15 Mark. P U B V 397.

14. Altar sanctae Trinitatis et beatae Katharinae. Gestiftet von der Herzogin Mechtild. Erwähnt 1322. P U B VI 131.

15. Altar sanctae Crucis et beati Stephani prothomartiris. 1327 schenken die Herzöge Otto und Barnim fünf Hufen in Sabow. Orig. Urk. 32. 43. Zerst. M St A Tit. I Sect. I Nr. 107 fol. 60. 298. 306. M St Matrikel von 1632 fol. 33.

16. Altar Mariae virginis beatique Johannis baptistae et sancti Nicolai et Ottonis confessorum et beatae Katherinae virginis et martiris. 1329 gestiftet von Gyso von Petersdorf, Dekan der Kirche, mit sechs Hufen in Rakit und vier in Brietzig. Orig. Urk. 33. Zerst. M St A Tit. I Sect. I Nr. 1 fol. 246. 268. Tit. I Sect. I Nr. 107 fol. 64. Cramer II 61.

17. Altar sanctissimae Crucis beataeque Mariae semper virginis et beatorum Philippi et Jacobi et beati Martini episcopi et confessoris. 1333 gestiftet von dem Kanoniker Johann Lentzin, protonotarius des Herzogs, mit vier Hufen in Repenow und Hebungen in Alt- und Neu-Grape. Zerst. M St A Tit. I Sect. I Nr. 107 fol. 76. Cramer II 63.

18. Altar des Propstes Reyner. 1334 stiftet Herzog Otto für diesen zwei Hufen in Kesow. Zerst. M St A Tit. I Sect. I Nr. 107 fol. 82. Vielleicht einer der vorher genannten.

19. Kapelle des Rates. In den Verl. erst z. B. 1494 erwähnt. Abb. 33.

20. Altar der Draker. 1407 gestiftet; Friedeborn I 104. Blümcke B St XXXVII 264. 1440. 1424 Verl.

21. Kapelle der Loizen. B St XXI 167. 237. Abb. 33.

22. Vikarie in der Rossoweschen Kapelle, gestiftet vor 1417 von Henning Ros(s)ow. Liber querel. fol. 220. Verl.

23. Altar Dei suaeque Matris, sanctae Annae, Thomae apostoli, Catharinae virginis, Undecim Milium Virginum et Decem Milium Militum martirum. 1417 gestiftet mit zwei Vikarien von Konrad Hagemeister „hinder dem Chore an der dorenn alse men geith nha Sanct Otten Kerkenn", also in der Kapelle Nr. XXIX oder XXX. Orig. Urk. 169. Zerst. M St A Tit. I Sect. I Nr. 1 fol. 277. Tit. I Sect. I Nr. 107 fol. 310.

24. Altar Dei et suae Matris et sanctorum Petri et Pauli apostolorum, sancti Georgii martiris et sanctae Gertrudis. 1423 gestiftet von den Prokuratoren des Jageteuffelschen Kollegs, dem Stadt-Syndicus, den Aldermännern der Fleischer, Bäcker und Schuster in nova capella in parte aquilonari super ambitum. Orig. Urk. im K St A Dep. der Stadt Stettin II 67. B St XXI 167.

25. Vikarie, die Hinrich Wulf fundieret hat. Seit 1426 (Verl.).

26. Altar und Vikarie, gestiftet von der Witwe Peter Rymann am Altar des Nikolaus Riken. 1426. Diplomatarium der Familie Wussow, mit deren Stiftung (Nr. 35) diese zusammenhängen kann.

27. Vikarie, gestiftet von Johann Steen. Erwähnt 1432 (Verl.).

28. Vikarie, gestiftet von Meister Albertus Gripes. 1443 erwähnt (Verl.); vergl. 36.

29. Kapelle Corporis Christi, des hilgen lichames. Gestiftet von Albrecht Glinde und anderen mit Hebungen in Stettin und dem Dorfe Radekow wohl lange vor 1444, wo sie nach Thomas Rode, dem einen Mitpatron, auch „der Roden Kapelle" heißt. Sie lag gegenüber dem Predigtstuhl bei der Kapelle des Rates und wurde 1563 von den fürstlichen Räten eingenommen, aber der

Familie Glinde und den Mitpatronen der Stand vorbehalten. Zerst. M St A Tit. I Sect. I Nr. 1 fol. 277. Tit. I Sect. I Nr. 107 fol. 310. M St Matrikel von 1632 fol. 18. Blümcke B St XXXI 108.

30. Altar der Heiligen: Laurentius, Christophorus, Barbara, Katharina, Dorothea, gestiftet mit vier Hufen zu Schöningen vom alten Palen. Erwähnt 1449. Urkunden des M St Nr. 97.

31. Altar sanctae Crucis et beatorum Philippi et Jacobi apostolorum. 1473 gestiftet von Martin Biesenbrow mit 200 Rheinischen Gulden an der Südseite des Chorumganges (prope chorum in parte australi). Diplom. eccles. S. H. III fol. 103. Tit. I Sect. I Nr. 1 fol. 271. Cramer II 116.

32. Kapelle der Pelzer, 1480 genannt (Verl.).

33. Vikarie der Goltbeken „bauen des rades cappelle uppe dat ambon belegen". 1494. 1499. Lehnherrn und Vikare sind Mitglieder der Familie.

34. Vikarie der Elenden unter dem Turme. 1494. Lehnherrn sind die Meister und Alterleute der Knochenhauer und das Kapitel.

35. Vikarie „so men wil uth Marien Capelle in de kerk gan to der luchteren hant under der hilgen dre konige spol belegen" (1504). Patrone und Lehnherrn sind die Wussows; das ist also die seit 1494 oft erwähnte Vikarie der Wussowen (Verl.); vgl. 26.

36. Vikarie „under deme welfte under der Fogen Capelle belegen dar Herr Albrecht Gripes vicarius to gewest ist". 1496 erwähnt (Verl.); vgl. 28.

37. Altar „achter deme kore lyk der Schywe ober" 1498 (Verl.). „achter dem kore in der capelle gegen der Spere belegen" 1521 (Verl.). Domherrn und Kapitel sind Patrone. Es ist die Kapelle Nr. XXXIV; vgl. B St XXI 245.

38. Vikarie der heiligen Drei Könige. 1501 gestiftet von Matheus Sander, Bürger, und Hermann Mese, Münzmeister des Herzogs. K St A St, früher Stadt Stettin 86; vgl. 35. Stiftung des Festes translationis trium regum 1494, des heiligen Vitus 1492 (Klempin Beiträge 66. 128).

39. Vikarie „bawen des Rades stulte upwarth". Patronin ist die „Wittenbornsche", gehört also wohl der Familie des Stifters an. 1503 (Verl.)

40. Vikarie „belegen achter dem Kore, olderlude van dem knackwerke patrone". 1504 und 1533 erwähnt (Verl.).

41. Vikarie des verstorbenen Priesters Merten Schomann. Lehnherr ist der Gesangmeister. Seit 1509 Verl.

42. Vikarie „under der Orgelen" (1505) „under deme groten Werke". 1512. Stifter und Patrone sind Heinrich und Jaspar Pawel und Karsten Nortsteden brodere und nach ihrem Tode das Kapitel.

43. Vikarie einer Kapelle „by den nygen orgelen so men up ten torme sticht" 1517 und vicarie „by dem wendelsteyne alse men upp den torme sticht by den orgelen" 1525. Patron ist das Kapitel. Wohl nicht dieselbe wie Nr. 42.

VIII. Begräbnisse.

1. **Grüfte im Chor.** Die Krypta (A) des pommerschen Fürstenhauses im Chor (Abb. 33) gehörte zu den ältesten Teilen der Kirche (B St XXI 161). Ihre Breite entsprach etwa der Breite des Chores; wie weit sie von der Treppe nach Osten reichte, ist nicht auszumachen, wahrscheinlich bis zum Hochaltare; sie maß also viel-

leicht 10 m im Quadrat. Sie war in die Erde vertieft und ragte $1^1/_2$ m über den Fußboden der Kirche auf (a. a. O. 161. 175); sechs Säulen trugen die Decke. Der alte, vielleicht um 1634 (C) zugemauerte Eingang lag hinter dem Altar, der jüngere an der Südseite; 1650 wurde nämlich ein Grab angelegt zwischen des Fürstlichen Gewölbes Steige und dem Gewölbe Nr. XXXVIII.

1629 (B), 1634 (C), 1635 (D), 1650 (E), 1691 (F) wurden „nach Herausbringung der Erde" neue Grüfte an den im Plan vermutungsweise angegebenen Stellen geschaffen, 1712 (G) Platz vom fürstlichen Begräbnis weggenommen, wie schon 1646 für den Major Bielke in diesem „ein Ort absonderlich abgemauert" worden war.

A Nachdem 1278 Barnim I. seine Ruhestätte in der Krypta gefunden hatte[1]), wurden bis 1346, dem Jahr der Erneuerung der Otten-Kirche, die meisten Mitglieder des pommerschen Fürstenhauses hier beigesetzt. Otto I. zählt in einer Urkunde von 1324 auf ... ecclesia, in qua noster pater karissimus dominus Barnim, fratres nostri Buguzlaus († 1309) et Barnim († 1295) nostra charissima mater, domina Mectildis († 1316), ducissa Stettinensis inclita, similiter et uxor nostra karissima domina Elyzabet († 1320) et alii progenitores nostri corporaliter requiescunt. Auch Otto I. ruhte hier nach Cramer (II 59) und Steinbrück, nach Kantzow aber in Kolbatz[2]); die Inschrift in der Kirche (B St XXI 243) spricht für die erste Annahme, aber das Todesjahr ist MCCCXLIV. Barnim VI. z. B. wurde in Wolgast beigesetzt (Cramer II 80), aber 1573 sprachen die Herzoge mit Recht von der Kirche in qua maxima pars progenitorum nostrorum requiescit, und Oelrichs zählt in der Schrift de Pomeraniae ducum sepulcris (1758 S. V) viel zu wenige Mitglieder des Greifengeschlechtes als hier ruhend auf[3]).

---

[1]) B St XXI 243. Friedeborn I 43; Cramer II 32 (mit Grabinschrift); Oelrichs, Das gepriesene Andenken der Pommerschen Herzoge 1763, 16. Hering, Historische Nachricht 1725, 16.

[2]) P U B VI 3785. Nach dieser Urkunde ist es sehr fraglich, daß auch die erste Gemahlin Katharina, wie Cramer (II 59) berichtet, hier beerdigt war († vor 1300). Friedeborn I 47. Kantzow, Pomerania I 353. Steinbrück, Gesch. der Klöster in Pommern 138. Hering, B. St. 10a 46.

[3]) An dieser Stelle teilt er die Inschrift mit, die in großen vergoldeten Buchstaben zu seiner Zeit über der Kirchtür stand und hier zu B St XXI 183 nachgeholt sei:

O quam
sanctus et tremendus
hic est locus

Nachdem dann der Beschluß von 1541, die Ottenkirche zu erneuern und die „Fürstlichen Sepulturen inn Marienkirche zu transferiren", sich der Ausführung genähert hatte, fand 1573 Barnim XI. sein Grab wieder in der Marienkirche, und 1575 wurden auch die Gebeine der in der Ottenkirche ruhenden Fürsten in diese übertragen, die so für kurze Zeit noch einmal die Grabeskirche der Herrscher wurde[1]). Nach der Fertigstellung des Schlosses (1577) verlor sie diese Bedeutung für immer: mindestens ein Teil der Särge ist in die Schloßkirche zurückgeschafft und der Barnims XI. dorthin überführt worden, da Haindorfer im Jahre 1617 außer diesem dort auch die Särge Bogislaus X. († 1523) und Georg I. († 1531) sah und ein gemeinsames Erinnerungszeichen für diese drei Fürsten, während sonst jeder sein eigenes hatte; seit 1628 aber lassen sich zahlreiche Beisetzungen nicht fürstlicher Personen in der Krypta der Marienkirche nachweisen, und seit 1629 werden andere Grüfte im Chor aufgetan. Für die Jahre 1646—76 gibt es ein Verzeichnis von 27 beigesetzten Leichen von königlichen Beamten, Pastoren, Offizieren, ihren Frauen und Kindern. Schon um 1650 war sie bis zur Treppe hin voll; die Särge wurden immer wieder zusammengeschoben, die Toten zusammengelegt, zinnerne Särge zuweilen eingeschmolzen.

Die Zerstörung von 1677 reichte bis in die Krypta hinab. Bei der Räumung und Wiederherstellung suchte man, wie die erhaltenen Protokolle erweisen, ohne Erfolg nach fürstlichen

---

Dei Domus Coeli Porta
Regi Prussiae
Friderico Wilhelmo
Pomeraniae Duci
Incomparabili Maximo
porta ad homagium haec
patuit prima

Pomeraniae quorum pia hic teguntur ossa principum suspiriis tot sanctis maiorum pactis confoederationibus

gloriosissimi avi merito magni patris voto
regum regnique Sueciae
quaesito iuri simul solemniter cesso
exoptatum hunc sua Maiestas addidit complementum
suosque antiqua hic data fide Pomeranos
sanctissimo sit inviolabile recepit sacramento
X. mensis Augusti die laureata A. B. S. MDCCXXI

[1]) Friedeborn II 104. Cramer III 191. B St II 2, 19. XX 2, 17. H. Lemcke, B K St XIV 1, 22.

Leichen. In den einzelnen Särgen lagen zwei bis zwölf Köpfe; in einem, dem „ein Hauptband mit goldenen Kronstiften" entnommen wurde, befanden sich vier Köpfe, und der, der das Band trug, lag zu Füßen; in einem Zinnsarge entdeckte man ein goldenes Hespchen zum Verschluß des Hemdes am Halse; ein kupferner Sarg, der in einem hölzernen stand, barg ein mit Silber und Gold besponnenes und gesticktes Wappen; Reste von Silberschmuck und ein auf eine Kupferplatte gemaltes Wappen werden noch erwähnt. Die Gegenstände wurden herausgenommen und sind verschwunden, die Reste der Metallsärge verkaufte man. Die Fürstengruft wurde weiterhin zu vorläufigen oder dauernden Beisetzungen benutzt, zumal da es an Platz in der Kirche fehlte, sodaß sie 1742 wieder gefüllt war und zeitweise geschlossen wurde.

So konnten bei dem Abbruch der Kirche fürstliche Särge nicht gefunden werden; und es ist ausgeschlossen, daß in dem einen Sarge in der Gruft der Schloßkirche (B K St XIV 1, 94) Gebeine von Fürsten ruhen; dagegen sind dorthin die Reste aus der Mellinschen Kapelle (XIV—XV) überführt worden, während alle übrigen Reste auf dem 1803 angelegten Friedhof vor dem Anklammertor (Königstor) ihre Stätte fanden.

B „Im großen Chor negst dem fürstlichen Begräbnis gleich am hohen Altar an der Süderseite. 18 Werckschuh lang und 11 breit (5.65 × 3.45)."

Erasmus von Kussow, Scholasticus des Domkapitels der Cathedralkirche zu Kammin, Fürstl. Pomm. Landrat und Kanzler auf Quitzin, Galenbeck und Mezow erbgesessen. 1629. 600 G.

C „Im großen Chor nechst an Kussow in der Mitten nebst dem Fürstl. begrebnuß gleich vorm hohen Altar[1]). 12 Werckschuh lang, 7 breit (3.75 × 2.20)."

Nikolaus von der Marwitz, Fürstl. Pommerscher Landrat, zu Leine erbgesessen. 1634. 380 Gulden. B St XXI 153.

D „Im Chor hart bey der Marwizischen begrebdtnuß bey dem aufftritt zur Lincken handt wen man von Herrn D. Cramers behausung zur Kirche im Creuzgangk hinein kombt."

Heinrich von Binow, Kapitän der schwedischen Artillerie. 1635. 250 G.

---

[1]) Nach einem Protokoll von 1685 lag die Gruft „bei Hempels Kapelle (E) wo die Treppe hinaufgehet".

In dieser Gruft wurde, wie sich aus dem Rechnungsbuche von 1653/4 mit Sicherheit ergibt, 1654 am Tage nach der Bestattung des letzten pommerschen Herzogs, also am 26. Mai, der Pfalzgraf bei Rhein Herzog Karl Ludwig beigesetzt[1]). Seine Leiche hatte seit etwa 1632 über der Erde in der Kirche gestanden. 1677 fand die Frau von Labebach hier ihre Ruhe; dabei wurden alte Reste wieder begraben.

E „Im Chor vor der Sakristey zwischen dem Altar undt dem Mauerwerck des Chores."

Doct. Sebastian Hempel, Kgl. Assistenz-Rat und Hofgerichtsverwalter, auf Rosow erbgesessen. 1650. 100 G.

F „Im Chor nahe am Auftritt zur rechten Hand."

Daniel Kanstorff, D., Pastor und Professor der Kirche und des Gymnasiums und Synodi Sedinensis Praepositus; seine Gemahlin ist Sophia Decen. 40 G. Gestorben 4. XII. 1691 (B St XXI 146)[2]).

G „Im Chor vor des Pastoris Beicht-Stuhl zwischen den daselbst befindlichen alten Fürstlichen Gewölbe und des Seel. Herrn Reg. Rahts Jägers Begräbnis (Nr. XXXXIV)."

Doct. Johann Friedrich Mayer, Schwedischer Generalsuperintendent in Pommern. 1712.

2. **Kapellen** (Abb. 33). Seit 1566 werden die alten Kapellen allmählich, gewöhnlich auf Kosten der Käufer, in Grabkapellen verwandelt und neue dazu geschaffen; die ersten im Chorgang (XXX. XXXVII) und im südlichen Seitenschiff (VII) zwischen 1560 und 1570; von 1570—80 kommen 2, von 1580—90 : 9, von 1590—1600 : 10 dazu. Diese 24 vermehren sich im nächsten Jahrhundert um 16 (1600 bis 1610 : 3; 1610—20 : 4; 1620—30 : 1; 1630—40 : 2; 1640 bis 1650 : 2; 1650—1700 : 4) und im 18. Jahrhundert noch um 2. Das sind 42 Kapellen; die eine unter dem Stand der Fürstlichen Räte wurde, wie es scheint, niemals ausgebaut, und Nr. XXXII ist gleich XXXIII; so ergibt sich die Zahl von XXXXIV. Viele von ihnen waren um 1700 ohne Zierrate (B St XXI 148), und Bernoulli urteilte 1778: „Ich sah eine große Anzahl Begräbniskapellen, an

[1]) 1685 sagte die Frau des verstorbenen alten Totengräbers aus, der Pfalzgraf liege „gegen Hülsens Kapelle über unter der Treppe da man in das Chor gehet". Aber ihre Angaben waren unzuverlässig, und Hülsens Kapelle ist nicht festzustellen; es kann aber nur Nr. 37 oder 25—27 gemeint sein.

[2]) Über die Geistlichen vgl. Steinbrück — Berg — Moderow, Die evangelischen Geistlichen Pommerns I 449 ff.

denen die Zierrathen nicht gesparet worden, wovon mir aber nicht leicht eine andere als die gräfl. Mellinische in Ansehung des Geschmackes und der Architektur einige Aufmerksamkeit werth schien." In der Jakobikirche wird man sich am besten ein Bild von den Grabkapellen der Marienkirche machen können.

Die folgende Liste beruht auf den erhaltenen Verzeichnissen von 1636. 1666. 1684/5. 1710 und einem unvollständigen von 1806; ferner auf den Abschriften der Besitzurkunden, die infolge der wiederholten Nachprüfungen der Berechtigungen meistens mehrfach vorliegen, und auf den Rechnungsbüchern; auch die Kirchenbücher, die seit 1615 erhalten sind, wurden herangezogen, aber sie bieten leider keine weiteren Angaben als „in der Kirche" und „auf dem Kirchhofe". Das Verzeichnis ist vollständig bis 1710, ziemlich vollständig bis 1752, wo ein genaues Aktenverzeichnis angelegt wurde, dann lückenhafter, sodaß folgende von den 1806 aufgeführten[1]) 39 Kapellen sich nicht identifizieren lassen:

Demoiselle Blindow, Consistorialrat Brüggemann (1783), Landrentmeister Dönniges (1774), Freiherr von Keller, Generalleutnant und Gouverneur von Stettin (1786), Schlächter Leichsenring (1771), Ober-Inspektor Lemcke (1781), von Linden, Lindemann, Ludendorf (1799), Goldarbeiter Luckwald (1772), (Gymnasiast?) Mauß (1801), Landrat und erster Bürgermeister Pauli (1782), Portenius, Senator Sanne (gekauft 1787), Kommerzienrat Schaerenberg (1781), Senator Schmidt (1785), Schulrat Sell (1787), Sekretär Sprengel, Criminalrat Stolle (1769), Commerzienrat Stoltenburg (1802), Kriegsrat Vanselow (gekauft 1753)[2]), Vangerow, (Kriegsrat?) Wagner (1782), Wilmer (1783), Wissenhagen.

I. „An der Süderseitten in S. Marien Capellen kegen dem Alttar uber."
Otto von Rammin, Fürstlicher Kanzler 1599. 200 Gulden. Vgl. B St XXI Abb. 8; S. 153. Cramer IV 166.

II. „Nahe der Ramminer Begräbnüß an, in der großen Fahrenholtzer Capelle."
Bogislaw von Schwerin, Churfürstlich-brandenburgischer Geheimer Kriegs- und Regierungsrat, Gouverneur in Hinterpommern 1678. 200 Th.

[1]) Da ein Inventar nicht vorhanden war, so benutzte man die Aufzeichnungen und Erinnerungen des Stiftsmaurermeisters und die Inschriften der Kapellen. M St A Tit. IX 14, 6. In Klammern gebe ich nach dem Kirchenbuch das Jahr des ersten Begräbnisses aus der Familie oder das des genannten Besitzers selbst.

[2]) Sie lag „links dem Hochaltar" und enthielt 1830 dreizehn transportable Särge. Am 6. und 19. Juni dieses Jahres wurden im ganzen 63 Särge aus Kapellen auf den Friedhof überführt.

III. „In der Fahrenholtzer Capelle, in dem Raume unter dem Fenster nechst des Herrn Cantzlers Otto von Rammin Capellen nach dem Süden werts."

Johann Segenitz, Fürstlicher Geheimer Kammersekretär 1597 (für gute Dienste). — Doct. Daniel Cramer 1609. 30 G. — Mag. Friedrich Cramer, Prediger an St. Jacob, der Sohn. — Doct. med. Daniel Gottfried Kluge, dessen Schwiegersohn, erweitert um das Grab Nr. 221. 1692.

IV. „In der Fahrenholtzer Capelle, alß man in dieselbe von dem Kirchenhoffe an der Süderseitten von Georg Ramels herrein tritt, zur Lincken handt zwischen undt an dem Schwifbogen negst der Thür."

Doct. Nicolaus Schultz, Capitular der Kirche 1609. 30 G; † 1616 vgl. Cramer IV 199. — Canonicus aus Maskow 1704.

V. „In der Fahrenholtzer Capelle im Schwifbogen nach des Kirchenmeurers hause werts an der Westerseitten."

D. Martin Boccatius, Fürstl. Stettiner Hofgerichts-Advocat 1609. 30 G. — Caspar Dirigks von Dirigshofen aus Posen. 1649. 150 Pomm. G.

VI. „Unter dem Schweiffbogen an der Süderseiten hinter dem Predigtstuhl, negst an der Fahrenholtzer (Timppen) Capell."

Hans von Zastrow, Fürstl. Pomm. hinterlassener Schloßhauptmann und geheimer Kammerrat, auf Beerwalde, Nemmin und Bansekow erbgesessen. 1648. 120 Th.

VII. „Eine Capelle und in derselben Capelle einen Standt oder gestülte, So ihm darin zu bawenn frey sein soll." „Unter der Orgel." „Als man auf die Orgel gehet." Vgl. B St XXI Abb. 8.

Paul Fahrenholtz 1568. 40 G. — Timpe — (Generalin von Krokow in Danzig). — Immanuel Placotomus, Kurfürstl. Brandenb. Hofrat und Proto-Notarius zu Kolberg 1661. 100 G.

VIII. „Im stauffen Thurm nach der Westerseiten werts."

Joachim von der Schulenburg auf Löcknitz und Penkun erbgesessen 1589. 200 G. — Bonaventura Werter, Ratskämmerer zu Stettin 1615 (1618). — Schwancke, Regierungs- und Hofgerichts-Exekutor 1746.

„Zwischen VIII und IX ist die Konsistorialrat Schiffmannsche Capelle rechter Hand des Eingangs der großen Thurm Thür" (1755).

IX. „Zur lincken handt an der großen Kirch Thüre, wenn man nach Jageteuffels Collegio hinausgehet."

Wilhelm Höcking, Oberst eines schwedischen Reiterregiments 1644. 270 Th. — Joachim von Greiffenheim, Kgl. Schwed. Ober-Kämmerer und Ober-Licent-Inspektor in Pommern und Rügen 1708. — Regierungs-Referendar Tetzlaff 1754. — Regierungssekretär Dalitz 1781.

X. „Bei der Kirchthür nach dem Jageteuffelschen Collegio." „Hart am Eingang zur linken Hand."

Andreas Borcke von Regenwalde und Stramehl 1591. 200 Th. — Sebastian Georg von Wedel, Direktor 1666. — von Lilieström 1705. — Peter Ulrich, Forstrat 1747.

XI. „Vor im Klockenthurm nach der Westerseiten werts under dem Schwipbogen."

Doct. Constantin Oeseler, Fürstl. Leibmedicus 1588. 25 G. — Nikolaus Tonnenbinder, Bürger und Seidenhändler und Familie Necker 1644. — Nikolaus Palumbus, General-Gouvernements-Kämmerer 1702.

XII. „Unter dem Klockenthurm negst an Oeseler Capelle.“
Aegidius Prückmann, Altermann des Seglerhauses 1637. 100 G. Johann Pascovius, Bürgermeister 1659. — Martin Fleck, Kaufmann 1735.

XIII. „Vorm Gewölbe worin der Kalck zur Kirchen Nohtturfft verwahret wird.“
Martin Düring, Bürger und Handelsmann 1638. 80 G; vgl. B St XXI 191.

XIV—XV. Begräbnis und Gestühl der Loizen. 1592 von Herzog Johann Friedrich geschenkt an
XIV. „nachm Thurm an der Norderseite“: Lorenz Podevils, Schloßhauptmann und Oberkämmerer. — Alexander Gordan (Gordon, Jordan), Obrist und Kommandant zu Driesen 1644. 30 Th. — Graf Jürgen von Mellin, Feldmarschall und Generalgouverneur von Pommern. 1691 und XV. Peter Kameke, Oberkämmerer und Geheimer Rat. — Wilhelm Kleist, Fürstl. Kanzler und Geheimer Rat zu Mutterin und Dubberow 1627. — Graf Jürgen von Mellin 1707, der sie mit der vorigen wieder vereinigt[1]).

XVI. Unter dem Ratsstand.
Johann Leonhard Ahrensburg, Münzmeister 1692. 200 Th; vgl. B St XXI 237. — Friedrich Magnus von Lagerström, Regierungsrat 1708. — Frau Seelen geb. Hülsen 1781.

XVII. Unter dem Ratsstand.
Nofock, Senator 1773. 50 Th.

XVIII—XIX. Die Kaufleute und Brauer Hahn und Lüpke wollen 1758 unter dem Gouvernementsstuhl eine Kapelle anlegen.

XX. „Hinder der Capitularen gestülte, als man aus der Kirchen nach dem Creuzgangk nach dem Paedagogio gehet, hart an der Thüre zur Lincken handt.“
Lucas Hagemeister, Fürstl. Kammerrat 1592. 25 G. — Johann Christian Willich, Licentiat 1691.

XXI. „Kleine Capelle an der Norderseite neben dem Schwiebogen, wenn man durch die große Capelle daselbsten, die Sacristey genannt, gehen will.“
Georg Otto, Juwelier 1667. 100 G. — Johann Georg Liebe, Medicinae Doctor 1680. — Witwe des Administrators Braunschweig 1746. — Ihr Schwiegersohn Consistorialdirektor Herr 1770.

XXII. „Zur linken Hand in der Garwekammer.“
Martin Marstaller, Fürstl. Rat und Gervasius Marstaller, Leibarzt, sein Bruder 1614. 50 G. Cramer IV 180. 195. Wehrmann, Festschrift 64. — Benedikt Stolting, Landrentmeister und David Schack, Administrator des Stifts 1696. 100 G.

XXIII. Jakob Frost, Fürstl. Archivar und Kapitular. 1629. 77 G.

XXIV. Mag. David Reutze, Superintendent zu Stettin. 1618. 30 G.

---

[1]) 1830 mußte es sich der alte Reichsgraf von Mellin zu Stralsund trotz schärfster Proteste gefallen lassen, daß auch seine Familiengruft zerstört wurde; die gesammelten Reste wurden in einem Sarge in die Schloßkirche überführt (S. 11).

XXV. Doct. Theodor Plönnies, Fürstl. Hofrat 1615. 50 G. — Liegnitz, Kaufmann und Materialist 1732 erhält sie, wie es scheint, nicht.

XXVI. Doct. Bernhard Macht, Fürstl. Hofrat 1586. 50 G. Cramer IV 31. — Jacob Seltrecht, Fürstl. Rat und Archivar 1622. — Johann von Falzburg, Kgl. Rat und Estats-Sekretär 1660. 125 Th. — Buchbinder Mentzel und Notar Bourwieg[1]) 1772. 200 Th. — Pupillenrat Boehmer.

XXVII. Johann Heckler, Protonotar des Stettiner Hofgerichts 1582. 25 G. — Johann Hechthausen, Fürstl. Landrentmeister 1601. — Georg Neumann, Fürstl. Kammersekretär 1607. — Martin Wockenfuß, Kaufmann und Anna Wockenfuß, seine Schwester 1623. — Christian Linde, Kgl. Faktor 1690.

XXVIII. „Wie man vom Kirchhofe in die Kirche gehet, an der rechten Hand nach der Kirchthür werts.“

Caspar Zander oder Sander, Fürstl. Kammerrat 1582. 20 G. — Alert Weyngartener, sein Schwiegersohn 1601. — Johann Plath, Kaufmann 1721.

XXIX. „Negst an der Kirchenthüre an der Rechten Hand.“

Wilhelm Zacharias, Fürstl. Baumeister 1582. 25 G. — Wolf Bamberger, Hofschneider 1599. — Hans Bamberg, Schneider 1620. — Daniel Fleißner, Kgl. Licent-Inspektor 1664 (1676). — Gotthilf Friedrich Tilebein, Altermann der Kaufmannschaft. Nach 1766.

XXX. „Uf der linken Hand hinter der Thür.“

Joachim Fik (Vick) 1566. 25 G. — Peter Krüger, Gewandschneider 1634. 160 G. — Clemens Friedrich Rahn, Altermann der Kaufleute 1698.

XXXI. Doct. Gallus Beck, Fürstl. Hofrat 1582. 25 G. Cramer IV 95. — Mathias Daniel von Laurens, Geheimrat 1727.

XXXII = XXXIII. „Hinter dem Chor an der Süderseiten, die dritte vom Eingange.“ 1700 konnte die Kapelle XXXIII nicht festgestellt werden, weil man nicht merkte, daß Runge in die Kapelle von Schwartel gesetzt worden war. Die Gruft war vorn 1,90 m, hinten 2,35 m breit; 2,50 m tief und 3,10 hoch.

Melchior Schwartel, Fürstl. Stallmeister 1589. 30 G. — Johannes Runge, Medic. Doct. 1603; vom Sohn, dem Kanzler Friedrich Runge wiedergekauft 1633 und noch 1671 im Besitz der Familie; Cramer IV 127; Friedeborn im Verzeichnis. — Franz Horn, Kgl. Schloßhauptmann und Regierungsrat, Kurator der Kirche, und Frau Eva Sophia geb. Baronesse von Kniephausen 1686; vgl. B St XXI 153. 233. — Christian Jakob Witte, Kaufmann und Kgl. Kommerzienrat 1787. 150 Th.

[1]) 1830 fanden sich in dieser Gruft zehn transportabele Särge und in Nr. XXIX zwölf Kindersärge, von denen drei Aufschriften trugen: August Ferdinand Tilebein † 1767; Heinrich Ferdinand Tilebein † 1771; Juliane Salingre † 1770; dazu drei mittlere Särge, deren einer Isaac Carl Gottlieb Salingre † 1770 barg; ferner fünf große, unter denen zwei die Inschriften: Frau Maria Eleonore Watten geb. Plathen † 1772 und Maria Sophie Tilebein geb. Watten † 1766 trugen.

XXXIV. Georg Ramel, Kammerrat, zu Claptow erbgesessen 1591 (für eine Wiese). — Graf von Schlippenbach, Kgl. Reichsrat und Präsident des Tribunals zu Wismar (B St XXXV 178; N F XXI 153) und Frau Helena Elisabeth 1662.

XXXV. „Hinter dem Chor gegen der alten Sphaera."
Elias Schlecker und Hans Tantow 1577. 35 G. [Paul Friedeborn, Ratsverwandter und Sekretär, der Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt, vermählt mit Anna Schlecker, 1625 hier beigesetzt.] — David Hinrich Mattheus, Ratsverwandter[1]) 1692.

XXXVI. Jochim Jante 1573. 10 G. — Jakob Harm, Kaufmann 1615. — Doct. Jakob Fabricius, Superintendent zu Hinterpommern und Pastor an der Stiftskirche 1648. — Hier wurde 1658 der bedeutendste Rektor Johannes Micraelius beigesetzt. 1830 war die Gruft ziemlich unversehrt und enthielt sein als bemaltes Hochrelief aus Kalkstein in die Wand eingelassenes Brustbild (Museum der G P G A H. 0,38) und die auf die Wand gemalte Grabinschrift (B St 2, 204 vgl. Wehrmann, Festschrift 57). — Frau Sekretär Krüger 1771.

XXXVII. „Hinter dem Chor zu Ende des Consistorii."
Doct. Johann Hoffmann, Syndicus der Stadt Stettin 1568. 40 G. — Christoph Schlegel, Ratsverwandter 1640.

XXXVIII. „Hart am Chore nach der Süderseite, die erste am Creutzgange."
Johann Friedrich von Eichstädt zu Damitzow[2]) 1590. 100 Th.

XXXIX. „Hinter dem Chor nach Südenwerts."
Johann Chinow, Fürstl. Kammerrat 1596 für seine Verdienste. — Matthias von Güntersberg, Fürstl. Stett. Hofgerichts-Verwalter 1616. 80 G.

XXXX. „Hinten am Chor da die Spera gestanden."
Doct. Christoph Stimmelius 1586. 20 G, für die er Bücher[3]) in die Bibliothek gibt. — Praetorius. — Frau Generalleutnant von Puttkammer, geb. von Laurens 1783.

---

[1]) 1830 standen sieben große und zwei kleine Särge in der Kapelle, ein Kindersarg mit der Aufschrift: David Gottlieb Matthaeus † 1725.

[2]) Die Gebeine aus dieser Kapelle wurden am 19. August 1830 als die letzten aus der Kirche von einem Hauptmann von Eickstädt abgeholt.

[3]) Thesaurus latinae linguae (3 Bände), Chronicon Eusebii (1 Band), Lexicon Hebraicum (1 Band); alle in folio. — Cramer IV 33. Steinbrück (handschriftlich):

Dns Cristophorus Stymmelius S. S. Theol. Doctor Pastor et Professor huius ecclesiae et paedagogii illustris natus Francofurti ad Oderam a. C. 1525 vocatus Stetinum et inauguratus anno 1556 tandem a. C. 1588 aetatis suae 63 die 19 Februar. pie defunctus et in hoc sacello humatus est.

Barbara Wedelichia coniux D. Christophori Stimmelii nata Francofurti a. C. 1536 pridie Calend. Decembr, denata anno C. 1611 die 17 Decemb. anno aetatis LXXV.

Nomine reque ferens Christum Stymmelius ultra
bis tria ubi docuit lustra, beatus obit.

XXXXI. „Hinter dem Chor recht gegen der Kirch Thüre über.“ „Unter der Sakristei.“
Doct. Jakob Schmid, Fürstl. Hofprediger und Superintendent 1598. 30 G. — Doct. Jakob Fabri † 1613. Cramer IV 184.

XXXXII. „Hinter dem Chor zwischen dem Schwiebogen; zwischen der Chor Treppen und 41.“
Peter Edling 1610. 30 G. — Doct. Georg Valentin Winter, Hofrat 1619. — Joachim von Hammerstedt oder Hammermeister, Protonotarius 1648. — Ernst Lüdke, Kaufmann 1699.

XXXXIII. „Bei dem Chore an der Norderseite zwischen der Chorthüre und 44.“
Johann Rambow, Fürstl. Kammerdiener 1598. 50 G.

XXXXIV. „Am Chor an der Norderseite die erste im Gange.“
Franz von Borcke auf Pansin (B K St VIII 66) 1596. 150 G. — Bernhard Christoph Jäger, Kgl. Pomm. Regierungsrat und Kurator der Kirche 1696. — von Winterfeldt, Generalmajor 1784.

3. **Gräber in der Kirche.** Die Gräber sind aus den Verzeichnissen von 1583, 1636, (nach) 1666, 1709 und den übrigen bei den Kapellen genannten Quellen auch der Lage nach so gut bekannt, daß sie auf Abb. 33 eingetragen werden konnten. Schon 1581 waren es 232 und 1596 233; in diesem Jahre wurde in jeden Stein eine Zahl eingehauen: „diese Steine sein derenthalben Numeriert, das konfftiger Zeit ein richtig Inventarium, wo ieder stein zu finden, und wem er gehöret und zustehet, darüber aufgerichtet werden soll.“ 1685 und 1688 kamen an der Stelle des alten Taufsteins die Nummern a und b dazu; auch die Gräber 231 und 233 liegen schon außerhalb der Reihenfolge. Der Kreuzgang (Nr. 205—217) wurde 1764 für ein Familiengrab geräumt (S. 24). Gräber und Steine wechselten häufig und nach unserm Empfinden auch hier oft recht schnell die Besitzer, weil es immer wieder an Platz fehlte, obwohl die Gemeinde eine der kleinsten Stettins war; nur in die Johannis-Gemeinde fielen gewöhnlich weniger Todesfälle, und bei den fünf Kirchen St. Marien, St. Jakob, St. Peter, St. Johannes und St. Gertrud z. B. für die fünf Jahre 1617—1621 auf St. Marien 325 von 2624, für 1677—1689 320 von 2942, für 1736—1738 80 von 994. Die Namen aufzuzählen, verbietet sich, so wichtig die Liste für die Familienforschung wäre. Ihre Ruhestätte fanden hier: fürstliche und königliche Beamte, Prediger und Kirchenbediente, Professoren und Stiftsbeamte, Lehrer, Offiziere, Bürgermeister, Kaufleute, Ärzte, Apotheker, Advokaten, Baumeister, Handwerker aller Art.

Nur in der Literatur werden folgende Personen erwähnt:

Balthasar Coellerus, Prediger zum schwarzen München und Pastor zu St. Gertrud. † 1558. Grabinschrift in der Kirche, die die Loizen errichteten. Cramer III 148.

„Andreas von Gandelsheimer n. p. Feuchtwangen 1668 durch viel Reisen in West und Ost berühmt. Doctor zu Padua, Mitglied der Königl. Societäten in Frankreich und Engelland. Preußischer Rath. † 17. Januar (?) 1715 im Preußischen Lager.“ (Steinbrück, handschriftlich). Nach dem Kirchenbuche beigesetzt am 20. Juni 1715 als „Ihrer Kgl. Majestät von Preußen Hofrat und Leibmedicus.“

Henning von Glinden, Decanus, beigesetzt unter dem Lettner; vgl. B St XXI 222.

Daß Thomas Kantzow 1542 hier bestattet wurde, ist wohl sicher. Pommerania ed. Gaebel 1898 II. S. III. B St XXXIX 276.

Johannes Körver, Goldschmied und Silbertreiber. † 1607. Cramer IV 160.

„Dorothea von Sedlnitzki, Baronessin von Coltitz, die letzte dieses Geschlechtes copuliert mit Carl Cristoph Baron von Zedlitz aus Neukirchen, Herr auf Kratzko, Altenburg, Hermswad und Nosenor. Ihr Vater 1651 gestorben. Epitaph in der Kirche.“ (Steinbrück, handschriftlich.)

Joachim von Zitzewitz, Kanzler. † 1572. B St N F I 257.

Nachdem 1803 der neue Friedhof vor dem Anklamer (Königs-) Tor eröffnet und das Beerdigen in der Stadt untersagt worden war, wurde 1806 die Räumung aller Gräber ins Auge gefaßt. Damals berechnete man, daß von 1783 bis 1803 145 Leichen in der Kirche, 224 in Kapellen, 204 auf dem Kirchhof beigesetzt und noch 400 vor 1783 bestattete vorhanden, zusammen also 973 fortzuschaffen seien. Aber es kam erst 1830 dazu. Damals wurden in Kapellen die drei erhaltenen Kruzifixe gefunden (B St XXI 245). Kupfer und Zinn wurden verauktioniert, nur ein Sarg „mit Figuren“ scheint 1831 in das Museum gekommen zu sein. Die Reste von Steinen, die heute in den Gebäuden und Höfen der Marienstiftshäuser sichtbar sind, sind unbedeutend; besser erhaltene werden wahrscheinlich bei einem Abbruch zu Tage treten.

Auch 1884 stieß man, als das Gymnasialgebäude erweitert wurde, auf Unmengen von Knochen und zwischen dem älteren Gebäude und der Kleinen Domstraße, also im Bereich der Türme, auf eine gemauerte, mit Leichensteinen bedeckte Gruft; sie enthielt den trauernden Engel aus Zinn (B St XXI 245), Zeugreste, etwa

20 zinnerne Sarggriffe, mehrere Sargschilde mit religiösen Aufschriften und zwei mit folgenden Namen: Frau Anna Maria Kulcken geb. Gerdes, geb. 4. III. 1749, gest. 19. III. 1787; Barnim Pirch (?), Kriegs- und Domänen-Kammer ....., hochlöbl. Magistrats-Mitbruder, auch Kgl. Privilig. Buchhändler und Alterman des Buchbinder-Gewerks, geb. 1700, gest. 1779.

4. **Brückengräber in der Kirche.** Von den Gräbern werden die Brückengräber unterschieden. Das Wort ist abzuleiten von brüggen d. h. mit Steinen pflastern; daher findet sich früher die Schreibung „Brüggengrab". Sie lagen auch unter dem Gestühl und waren wesentlich billiger, wie sich z. B. aus der Matrikel von 1692/3 ergibt; nach ihr kosteten Kapellen 100—600 Gulden, Steingräber 30—75 Gulden „nach Bewandtnis derselben, auch der Zeit Länge", Brückengräber 2—6 Gulden „nach Größe der Person und dessen Vermögen", Gräber auf dem Kirchhofe 9—24 Groschen Stettinisch[1]).

5. **Kirchhof.** Der Kirchhof, der sich im Süden und Osten um die Kirche legte, wird 1269 zum ersten Male erwähnt[2]). Gegen die Domstraße schlossen ihn Plankenzäune und später — öfter erneuerte — Mauern ab. Die Einfahrt an der Großen Domstraße war rechts und links von Pforten eingerahmt; zur Kleinen Domstraße führte ein Tor im Südwesten. Vor den Kirchenhäusern im Norden, die bis 1739 ihre Vorderseite dem Kirchhof zuwandten, zogen sich schmale Höfe hin, die gegen den Kirchhof von Zäunen, seit 1558[3]) durch eine Mauer begrenzt waren. Auch vor dem „Alten Konsistorium" an der Südwand der Kirche lag ein schmaler, umzäunter Hof (S. 21). Gepflasterte oder mit alten Leichensteinen belegte Wege liefen über den Kirchhof von den Eingängen zu den Kirchtüren im Süden und Osten und zu den Kirchenhäusern im Norden. 1709 standen an der Großen Domstraße neunzehn und um den Chor der Kirche herum neun Lindenbäume; mit Bäumen war der Platz auch früher und später bestanden. Während der Okkupation „trieb französische Kavallerie ihr Wesen auf dem Platze", und 1818 war die Um-

[1]) „Leichenreglements" sind z. B. von 1742, 1760, 1792 erhalten. Für das aufgegebene Recht auf Erhebung der Leichengebühren in der Parochie und auf das freie Begräbnis der Kuratoren und Stiftsbeamten und ihrer Angehörigen bekommt das Stift jährlich 300 Mark von der Schloß- und Mariengemeinde.

[2]) B St XXI 161. Abb. 3. 5. 34.

[3]) Nach dem Rechnungsbuche; Cramer IV 26 gibt 1585.

wehrung zum Teil abgebrochen, so daß Menschen und Fuhrwerke besonders der Wagen der Post und des Casinos, die sich Große Domstraße 22 befanden, über ihn verkehrten; gepflastert war nur ein kurzes Stück des Weges.

Ihre Ruhestätte fanden auf ihm meistens geringere Leute und Kinder. Die Zahl ließe sich seit 1614 aus dem Kirchenbuche berechnen; für 1783—1803 waren es 204, und von 1790—1795 brachte der Friedhof der Kirche jährlich durchschnittlich 16 Thaler 2 Groschen ein.

XI. Anbauten an der Kirche und Kreuzgang.

1. Das Haus an der Südseite des Chores dürfte älter als der Chorumgang (1400—1435) sein, weil dieser sonst wohl symmetrischer gestaltet worden wäre. Welchem Zweck es in katholischer Zeit diente, ist unbekannt. Als auch in Pommern ein Konsistorium eingerichtet worden war, wurde 1565 „das Gebäude darin das Consistorium gehalten werden soll“ ausgebessert, und 1578 „auf vielseitiges Anhalten der Consistorialisten“ das Dach umgedeckt, das damals und später durch Steine litt, die vom Kirchendach und der Dachgalerie herunterfielen. Im folgenden Jahrhundert führte es den Namen „das alte Konsistorium“; 1609 war es nämlich zu einer Wohnung umgestaltet worden, die 1621 ein Buchdrucker Daniel Schamp bewohnte und nicht räumen wollte; später beherbergte sie den Küster und zuletzt einen Prediger. Die genaue Beschreibung von 1710 gibt auch die starken Erneuerungen von 1708 an und wird durch Abb. 1 und 22—23 erläutert.

11 m lang und 5.60 m tief enthielt das Haus unten links den Hausflur, der zugleich als Küche diente, Zugang zu einer kleinen Speisekammer bot und die Treppe zum oberen Stockwerk enthielt; ein Keller fehlte. Die Stube daneben hatte ein vergittertes Fenster und ebenso die Kammer. Oben lag neben dem Flur eine zweifenstrige Stube und eine einfenstrige Kammer. Alle Innenmauern bestanden aus Fachwerk. Ein von einem Zaun umschlossenes kleines Vorhöfchen war 6.75 m lang und 3.60 m breit und legte sich vor die Haustür und den Gang zwischen dem Haus und der Marienkapelle.

2. Dem Südausgang des Staufenturmes war jedenfalls auch schon vor der Reformation ein mit einem Kreuzgewölbe bedeckter Torweg von $5^1/_2$ m Länge und etwa 4 m Breite vorgelegt, der nach dem Turmbrande im Jahre 1581 mit der Architektur erneuert

wurde, die Abb. 23 am deutlichsten zeigt. Rechts von ihm wohnte der Kirchenmaurer, links der unterste der Kirchenbedienten, der Kalkant (Balgentreter), später der Kuhlengräber; der ganze Anbau war 18 m lang. Die Behausung des Kirchenmaurers, die 1596 abgebrochen und erneuert worden war, enthielt unten Küchenflur, Stube und Kammer, oben Flur, Stube und hinter ihr ein Kämmerchen. Die Fenster waren 1710 etwas zahlreicher als 1789 (Abb. 23). Zwischen Haus, Kirche und Marienkapelle lag ein vieleckiger gepflasterter Hof von 8.80 m × 2.65 m und in der innersten Ecke ein Stall von 2.20 m Quadrat mit gewölbtem Keller; eine Pforte führte zum Kirchhof; später konnte man auch in die alte Marienkapelle gelangen (Abb. 1).

Der Kalkant hatte nur eine Küche im Flur und eine Kammer, deren Fenster sich zur kleinen Domstraße öffneten. Über ihr befand sich ein Boden, und ein zweiter Boden zog sich über das ganze Bauwerk hin. 1789 blieb es wie das Küsterhaus vom Feuer verschont, wurde von einem Lehrer und dem Hauswärter des Stifts bewohnt und erst 1830 beseitigt.

3. Der **Kreuzgang** des Domstiftes lehnte sich wie in Kammin an das Nordschiff der Kirche an (Abb. 34). Von dem Ostflügel, der wie dort ursprünglich allein zweigeschossig war, ist noch heute das Erdgeschoß, wenn auch stark verbaut, erhalten; der Nordflügel, der 1564 ein Obergeschoß erhielt, wurde 1833 abgerissen; der Südflügel ist auf den Abb. 3 (1577/8) und 5 (1625) noch zu sehen und jedenfalls nach dem Brande von 1677 nicht wieder hergestellt worden; ein Westflügel am Kapittelhaus (Kleine Domstraße 25) wird durch die Angabe von 1543 erwiesen, daß ein Grabstein „im Kreuzgang vor der Tür des alten Kapittelhauses“ liegt; er ist bei der Errichtung des großen Auditoriums um 1550 verschwunden. Der Platz zwang zu einer unregelmäßigen Grundrißbildung: der Ostflügel ist 22.50 m lang und 5.60 m tief, der Nordflügel maß 27 m zu 6.20 m, und der Südflügel war viel schmaler, wie die Abbildungen und die abgeschrägte Südwestecke des Ostflügels erkennen lassen (Abb. 35). Fünf Joche sind es im Osten, sieben waren es im Norden und jedenfalls im Süden, während im Westen zwischen Nord- und Südflügel vier gestanden haben. So öffneten sich auf den Hof im Osten drei, im Norden und Süden je sechs und im Westen vier gotische Öffnungen; der Hof aber war 26.50 m lang und in der Mitte 18.80 m breit. Der Ostflügel war im festen, 2 bis 3 Fuß starken Mauerwerk 9.40 m (30 Fuß) hoch und mit Dach 12½ m (40 Fuß), der Nordflügel

nach dem Umbau von 1564 7.80 (25 Fuß) und mit Dach wohl 11 m, während das große Auditorium (Kleine Domstraße 25) mit dem Dach 16½ m aufragte.

Datiert wird der Kreuzgang durch die erhaltenen zwei Joche und vor allem durch die Südtür, die in die Kirche führte; sie ist nach dem Urteil des Konservators von Westpreußen Schmidt um 1330 erbaut worden[1]); der Kreuzgang ist also gleichalterig mit dem Kamminer. Die leidlich erhaltene Innenseite (Abb. 35—38) enthält einen Rundstab am Wulst, eine Kehle, Rundstab am Wulst, Kehle, Birnenstab mit rechtwinkligem Absatz; weiter oben an Stelle des mittelsten Rundstabes eine Kehle. Die einfachen Kreuzgewölbe sind noch durch eine Rippe, nicht durch Gurtbögen getrennt, und die Rippen sind Birnenstäbe, die sich einst totliefen, jetzt aber durch moderne Konsolen aufgenommen werden. Die Rückwand, deren Steine auch altes Klosterformat haben, ist durch jetzt 9 cm tiefe Nischen gegliedert, die in Breite und Höhe den Öffnungen in der Vorderwand entsprachen. Das obere Stockwerk hatte dasselbe Kreuzgewölbe und etwas tiefere Nischen. Unter dem ganzen Arm zieht sich ein Keller mit einem Tonnengewölbe von „3 Fuß Dicke" hin.

1562 waren Ost-, Nord- und Südarm noch im alten Zustande; damals aber befahl der Herzog, sie nach Beseitigung der Gräber für das Paedagogium nutzbar zu machen, denn „in den Kreuzgengen wird ohne daß große Ärgernis und Büberei getrieben". Von diesem Zeitpunkt ab hat Ost- und Nordarm — der Südarm war zu schmal — seine eigene Baugeschichte.

Den Nordflügel richtete man 1564 zu einem mit einem Ofen versehenen Unterrichtsraum (lectorium, Kleines Auditorium) ein. Von den 7 Jochen wurden die beiden westlichen zu einer Vorhalle (vestibulum) von 7,50 m Länge und 5,15 m Breite umgestaltet, aus dem man rechts in das große, links in das kleine Auditorium gelangte. Dieses nahm die übrigen fünf Joche bis an den Ostflügel ein (19,50 m × 5,30 m); die Zahl der Fenster entsprach der der alten Öffnungen. 1710 standen nach der Beschreibung in ihm: ein Katheder, auf jeder Seite 9 Bänke und 10 Tische und noch 5 lose Bänke an der Seite, ferner ein ovaler

[1]) Da sie im Zuge der hinausgeschobenen Nordwand der Kirche liegt, so gehören auch die Nordkapellen dieser Zeit an und nicht erst, wie ich früher glaubte (B St XXI 167), der dritten Bauperiode. Die Haupttür der Kirche zierte damals schon der vortreffliche bronzene Türklopfer, der 1830 an der Südtür der Schloßkirche befestigt wurde (B K St XIV 1, 82).

Tisch vor dem Katheder und drei weiße Holzschemel; dazu eine schwarze Tafel. 1564/5 hatte man in Fachwerk ein Stockwerk aufgesetzt, das am Ostflügel ein 7,20 m langes Zimmer enthielt; es wurde zur Bibliothek gezogen und war von ihr aus zugänglich. Der übrige Raum bis an das große Auditorium wurde in fünf Zimmer geteilt, die nicht heizbar und so einfach möbliert waren wie die Schülerzimmer über dem großen Auditorium; Öfen fehlten auch hier. Die Fenster öffneten sich nach Süden, die Türen nach Norden auf einen etwa 1 m breiten hölzernen Gang, der sich in der Höhe dieses Stockwerkes an der ganzen Nordwand entlangzog; zugänglich war er vom großen Auditorium her und vielleicht auch auf einer Treppe vom nördlichen Hof (Studentenhof) her. Zu diesem Gange und damit in das Pädagogium konnte seit 1585 der Rektor auf einem Gange gelangen, der auf 62 gedrehten Säulen von seinem Hause (Königsplatz 8) hinüberlag. 1677 ging diese „Überführung" zu Grunde und der ganze Nordflügel wurde so schwer beschädigt, daß das Auditorium 1681 noch nicht ganz wieder hergestellt und 1710 die Zimmer oben zwar in Holz verbunden, aber noch nicht ausgebaut waren. Veränderungen brachte das folgende Jahrhundert, wie der Plan von 1804 (Abb. 34) dartut: das Auditorium war wohl seit 1729, dem Jahre der Beseitigung des Oekonomiehofes (S. 37), zur Hälfte Pferdestall (H), zur Hälfte Tanzboden für die Gymnasiasten (I) geworden, die diesen Unterricht seit 1725 erhielten; das alte Vestibulum diente halb als Durchfahrt, halb als Kammer für Geräte (K); I und K hatten besondere Eingänge vom nördlichen Hof her erhalten. Über I bis K lag die Anatomie, die schon 1703, 1709 und 1726 gefordert vielleicht auch 1729 an Stelle der Zimmer eingerichtet und 1762 erneuert wurde, und über H war das alte Bibliothekszimmer zu einem Auditorium geworden, neben dem sich eine Kammer befand. 1818 wurde der Tanzboden, der in der Franzosenzeit als Lagerraum gedient hatte, seiner Bestimmung zurückgegeben; 1833 der ganze Flügel, der als „Anatomisches Theater" bezeichnet wird, abgebrochen; die Fundamente blieben in der Erde.

Der Ostflügel erlitt lange Zeit geringe Veränderungen; die Grabsteine 205—217 bedeckten den Fußboden, und in dem Keller, der von der Kirche aus zugänglich war, fand so mancher Tote wie der Kirchenmaler Heinrich Kohte (B St XXI 158) seine Ruhestätte; erst 1764 wurden die alten Särge entfernt und 1767 der ganze Raum als Erbbegräbnis an den Hauptmann Henning Siegfried von Saldern auf Klein Leppin verkauft; „Totengebeine und ver-

faulte Särge" mußten entfernt werden, als im April 1813 die Bibliothek für mehrere Jahre hier Schutz bei der Belagerung fand. Die gotischen Öffnungen des Ganges waren schon 1564 in Fenster verwandelt und 1585 zum Teil zugemauert worden. Außer der besprochenen Südtür zur Kirche gab es 1710 eine im Norden, von der aus die Treppe nach oben führte, eine zum Hof im Westen und eine im Osten, die 1563 nach dem Garten des Rektor zu gebrochen und 1595 geschlossen und weiter nach Süden hin verlegt wurde, so daß man durch die Nordtür, den Kreuzgang und diese Osttür aus dem schmalen Hofe (Abb. 34) d. h. vom Königsplatz auf den Kirchhof und zum Osttor der Kirche gelangen konnte, ohne den Garten des Rektors zu betreten. Die Osttür von 1595 befindet sich hinter dem Stall des Hauses Königsplatz 8, die ältere ist nicht erkennbar, muß aber bei der erhaltenen, dem ersten Bau angehörigen gotischen Blendnische (Abb. 46) zu suchen sein, die drei Absätze zeigt, von denen zwei Fasen sind.

Die Treppe wurde 1595 erneuert, war 1710 von einem Turm umfangen und wurde 1752 bequemer gestaltet; eine halbe gewundene Treppe führte unter das holländische Dach von 17 Gebinden. Sie muß immer, sollte man meinen, am Nordende sich befunden haben, aber dann müssen Professoren und Schüler durch den Bibliothekssaal[1]) oben zu ihren Ständen in der Kirche (B St XXI 238) gelangt sein[2]). Der Vorraum war 4,20 m lang, der überwölbte Saal 17,25 m und durch fünf Fenster erleuchtet; von dem zugehörigen, im Nordflügel gelegenen Zimmer war oben die Rede. Im Jahre 1619 hören wir von einer Erneuerung, und bis 1681 und in Einzelheiten bis 1694 und 1701 zogen sich die Arbeiten nach dem Brande von 1677 hin. Die Beschreibung von 1710 bietet auch einiges über die innere Einrichtung: im großen Saal standen sieben Repositorien, in denen die Bücher nach Theologica, Juridica, Philosophica und Miscellanea geordnet waren; drei Wände des Nebenraumes waren mit Repositorien besetzt, in denen Philologica und die eigenen Bücher des damaligen Verwalters Lic. Eckstein aufbewahrt wurden; ein Spind barg die 1694 von Andreas Müller in Greifenhagen geschenkten orientalischen Druckwerke und Handschriften.

---

[1]) Vgl. Wehrmann, Geschichte der Bibliothek in B St XLIV.

[2]) Der alte Aufgang zu der Nordempore, der im Nordturm stand (B St XXI 193), ist um 1581 in der Tat für immer beseitigt und dafür dieser durch den Kreuzgang führende geschaffen worden.

1781 siedelte die Bibliothek in die alte Marienkapelle über; in dem Saal wurden zwei Lesezimmer geschaffen. 1804 (Abb. 34) sehen wir neben dem Kreuzgang, der als Durchgang dient (F), ein „neues“ 1803 eingerichtetes Auditorium in den noch heute am besten erhaltenen zwei Jochen (G); über G und F zog sich ein größeres Auditorium hin. 1818 war es zum Naturalienkabinet eingerichtet; auch mathematische Instrumente wurden hier aufbewahrt. Von 1833 — damals wurde der Nordflügel mit dem Stall abgerissen — liegt ein Plan zur Einrichtung einer (von Süden nach Norden) Wagenremise, Pferdestall, Schneidekammer und Knechtskammer vor. Das obere Stockwerk, in dem bis zuletzt die Naturaliensammlung ihre Stätte hatte, wurde 1869 ganz entfernt, da die 2½ Fuß dicken, im Inneren 1¼ Fuß tiefe, spitzbogig überwölbte Nischen zeigenden Außenmauern zu schwach waren, um ein zweites Stockwerk zu tragen, und schief standen; auch die Gurtbögen der Decke erschienen der Erhaltung nicht wert. Das heutige Gebäude, das von 1869—1915 die Vorschule beherbergte, ist also „von Unterkante der Balkenlage über den Gewölben“ neu.

Der Raum zwischen den Kreuzarmen heißt 1558 noch Garten, dann Kalkhof nach dem früher im Kalkhaus zwischen Nordturm und Großem Auditorium (Kleine Domstraße 25) und auf dem Hof aufbewahrten Kirchenkalk. Für Fuhrwerke war er durch das Kalkhaus von der Kleinen Domstraße her noch 1710 zugänglich und nach der Schließung von dessen äußeren Torweg vom Königsplatz her (S. 24). Das vom Kirchendach herabkommende Wasser schädigte dauernd ihn und die Fundamente der anliegenden Baulichkeiten und ließ sich auch in einer großen, 9 Ellen tiefen Grube (1659) nicht völlig auffangen. Vor 1710 wurde er planiert, 1666 ein altes Wagenhaus abgebrochen und kleiner wieder aufgebaut, 1734 eine Schauer für die Kirchenleitern im Südosten durch eine solche für Kirchenwagen ersetzt (Abb. 34), später gab der Misthaufen vor dem Pferdestall unter dem einen Auditorium (über H) und die wiederholt ausgesprochene, auch wohl ausgeführte Absicht, ein Sekret auf dem Hof anzulegen, Anlaß zu berechtigten Klagen der Lehrer; vor dem Nordflügel lag bis 1833 eine 1816 erneuerte Remise, und das Bauwerk vor dem Ostflügel wird als Stall bezeichnet. Damals wurde der vereinigte Raum des Kalkhofes, Nordflügels und Studentenhofes (Abb. 42) zum größten Teil mit Pflaster bedeckt, in dem mancher zerschnittene Grabstein liegt, zum kleineren Teil als Garten angelegt.

Der Hof nördlich vom Kreuzgang, „Studentenhof", zuletzt „Professoren-Hof" genannt, gehört eigentlich schon zu den ihn umgebenden Gebäuden; er war 31 m lang und im Westen 12.50 m, im Osten 2.80 m breit. Zugang zu ihm bot die Lücke zwischen der Ökonomie (Kleine Domstraße 26) und dem „Schmalen Gebäude" (Königsplatz 6), die 1740 zu dem noch erhaltenen Torweg umgestaltet wurde; über diesen Hof konnte man also vom Königsplatz durch den Kreuzgang in die Große Domstraße gelangen. Von dem Gang, der ihn an dem schmalen Ende vom Rektorhaus zum hölzernen Umgang am Nordflügel überquerte (S. 24), ist das Nötige gesagt worden; ein „Convictorium", das nach 1677 vor den Räumen I K des Nordflügels errichtet wurde, war schon vor 1710 wieder beseitigt, da es den anliegenden Gebäuden Zugang und Licht nahm.

X. Das Paedagogium.

Westlich vom Kreuzgang an der Stelle der Häuser Kleine Domstraße 25 und 26 standen in der Zeit vor der Reformation das Kapitelhaus, das Schulhaus des Stiftes und, wenn dieses nicht bis an die Ecke reichte, vielleicht noch eine curia, ein Wohnhaus eines Domherrn; nördlich an der Stelle der Häuser Königsplatz 6 und 7 folgten dicht hinter der Stadtmauer ein Durchgang von $7^1/_4$ m Breite und zwei weitere curiae. Das Kapitelhaus wird für uns zuerst 1469 erwähnt und heißt 1543 das alte Kapitelhaus. Aus demselben Jahre datiert die Gründungsurkunde des Paedagogiums durch die Herzöge Barnim XI. und Philipp I.[1])

Neben einem Haus für arme Knaben, das nicht zur Ausführung gelangte, sollte ein „Reich-Paedagogium" entstehen und zwar sollten an der Stelle der alten Schule und aller Häuser, „so zwischenn dem Creutzgange, Marienkirche unnd der Stadtmauer gelegen", errichtet werden „ein Refectorium (Speisesaal), schlaffhaus, küchen, keller, wohnung". Infolgedessen wurde in den Jahren vor 1550 etwa ein Gebäude mit einem großen Hör- (Auditorium) und Eßsaal und Wohnräumen für Schüler erbaut (Kleine Domstraße 25) und eine Oekonomie (Kleine Domstraße 26), ferner 1563 bis 1565 der Nord- und Ostarm des Kreuzganges in der geschilderten Weise als kleiner Hörsaal, Zimmer für Schüler und Bibliothek hergerichtet und an Stelle der beiden Kurien im Norden „das schmale Gebäude" mit Wohnräumen für Lehrer und Schüler geschaffen (Königsplatz 6—7).

[1]) Wehrmann, Festschrift des Marienstifts-Gymnasiums 1894.

1. **Der große Hörsaal.** Das Hauptgebäude erlitt bei dem großen Brande von 1579 nur geringe Beschädigungen am Dach, 1677 aber wurden das Dach und das obere Stockwerk vernichtet und das Gewölbe des Hörsaals verletzt. Vergebens baten die Kapitulare den Großen Kurfürsten um Wiederherstellung, erst unter schwedischer Herrschaft wurde 1681 der Hörsaal benutzbar; die Gemächer darüber waren 1693 erst in Holz verbunden und 1710 ausgebaut; unterrichtet wurde zunächst im Schlosse. Von der Fürsorge Friedrichs des Großen zeugte die Inschrift über der neuen Haupttür von 1744: P. M. S. Antiquum hoc Musarum domicilium nunc Regium ac Illustre Gymnasium academicum Sedinense ad Viadrum serenissimorum gloriosaeque memoriae Pomeraniae ducum et principum Barnimi IX. et Philippi I. pietate et munificentia conditum iubilaeo fundationis eiusdem secundo augustissimi potentissimique Prussiae regis Friederici II. gratia et clementissimo indultu ipso die Barnimi onomastico h. e. IX. mens. Junii et sequentibus anno MDCCXLIV pio solennique ritu celebrato renovatum et porta hac nova, qua aditus ad auditorium maius primum patuit, ornatum est. Aber 1758 mußte derselbe König das ganze Paedagogium seiner Bestimmung entziehen; es wurde für einige Zeit Lazarett. Nach der Vernichtung der Kirche tauchte 1789 der Plan auf, den Hörsaal, der schon früher auch kirchlichen Zwecken gedient hatte, zu einer Kirche für die Mariengemeinde umzubauen; das obere Stockwerk und die Durchfahrt im Süden sollten hinzugezogen, Emporen geschaffen und die Fenster vergrößert werden. Diesem nicht ausgeführten Plane verdanken wir Zeichnungen, die für daß Gebäude von Wert sind (Abb. 39—41), und einem Abputz aller Kirchengebäude im Jahre 1799 die Abb. 24. Von 1805—1815 diente es zuerst als Hafermagazin, wie es schon 1675 bei der Belagerung zum Ärger der „Studenten" als Scheune benutzt worden war, dann für andere Kommissionen und schließlich als Lazarett; im Innern verschwand die Ausstattung, äußerlich mußte es 1816 wiederhergestellt werden. 1833 wurde das ehrwürdige Gebäude mit den starken Feldsteinfundamenten abgerissen.

Das Gebäude war 29 m lang, 10.30 m breit und mit dem Dache $16^1/_2$ m hoch[1]). Im Jahre 1709 wird es folgendermaßen beschrieben:

[1]) Die Ansichten von 1578 (B St XXI 166 Abb. 3) und 1625 (Abb. 5) sind flüchtig, aber die ältere deutet das Richtige an; ganz unbrauchbar ist die von 1790 (Abb. 21). Auch in den Maßen zuverlässig sind die Zeichnung von 1799 (Abb. 24) und der Grundriß von 1804 (Abb. 34). — M St Tit. III Sect. II

„Das große Auditorium ist im lichten 73½ Schue (= 23 m) lang und 27½ Schue (= 8,60 m) breit, stehet in 4. guten mauern, außer der Süder Scheide mauer so sich gesacket, welches das Wasser, so von der Kirche auf den Kalckhoff fließet und keinen ablauff hat veruhrsachet. Auch muß außwerts die mauer ausgebessert werden. Die Mauern nach der Ost- und Westseite 3½ Schue (= 1,10 m) dick, die Norder- und Süderseite 1½ Schue (= 0,45 m) dick. Dieses Auditorium ist ganz gewölbet,[1]) so vollkommen gut, ruhet in der mitten auff 4. Pfeilern à 1½ Schue (= 0,45 m) dick, so alle gut; der Fluhr ist theils mit Fluhr theils mauer steinen beleget; alhier an der norderseite seind in 2 Gewölben 2 abgekleidete Banken in die länge, an der Süderseite 2 dergleichen Bänke, in den folgenden beyden Gewölben seind auf beyden (Seiten) gemauerte Bänke, In der Mitte des Auditorii seind in der Quere 8 Tische und Bänken, das Catheder ist gut. In dem letzten gewölbe befindet sich an der Westseite ein alter schwarzer Ofen so noch gut, außer daß einige risse, so rauchen, dem Ofen aber an Jhm selbst unschädlich, und leicht zu repariren stehen; an der ostseite die Thüre, so mit einer Verkleidung, welches letztere zwar gut, die Thür aber an Jhm selbst und das Schloß tauget nicht; In der Scheidemauer nach Süden sind 3. Haken im Triangel [woran vor diesem des Hochseel. Königs Caroli XI. Bildnis gehangen, so aber nunmehr weg]. Nach der Westseite befinden sich 4. Fenster[2]) lüffte mit Futterrähmen iede von 4. Fenstern [worin unterschiedene ruhten entzwey]; Für diese 4. Fensterlüffte seind eingemauerte eiserne Gitter, so gut und seind Hochstehende Stangen ¾ Zoll, und die quer durchsteckende stangen ½ Zoll dick, nach der ostseite seind gleichfals 4 Fenster lüffte mit Futterrähmen, iede von 4 Fenstern [worin auch viele ruhten entzwey]. Für diese Fenster stehen kleine auffgerichtete Stangen so nicht viel nuz; alle Fenstern können inwendig aufgemachet werden; an den Fenstern fehlen einige Haken. Hart am großen Auditorio nach der Süder-

---

Nr. 88a und b. M St (Neues Archiv) Tit. XV Sect. I Nr. 5 Stettin; Tit. III Sect. V Nr. 9, 1—2. 11. G St A B Ober-Bau-Departement Rep. 93 D Vol. II 1829—1838.

[1]) Das Gewölbe lag etwa $4^1/_2$ m hoch, war weiß geputzt und hatte schwarze Rippen.

[2]) 1565 stifteten Fürst und Adel 100 Tafeln Fensterglas mit Wappen und die Bürger 54 Tafeln mit Wappen, andere auch für das Vestibulum (S. 23) und den kleinen Hörsaal. 1599 und 1617 wurden neue größere Fenster eingesetzt.

seite ist das so genannte Kalckhaus[1]), so izo zur durchfahrt gebrauchet wird, und gehet der Thorweg nach der kleinen Thumstraße, ist breit 10½ Fuß (= 3,30 m) undt so lang wie das große Auditorium breit, der Thorweg ist gut undt mit einem Hengschlosse; das Gewölbe darüber ist gut.

Das große Auditorium ist von 19. Gebinden [worin zu 10. Logimentern das Holzwerck aufgeführet und noch nicht aufgebauet ist], über welches 10. Logimenter; 5. gehen nach der Straße und 5. nach dem Kalckhofe gebauet, in iedem Logiment ist eine Fensterlufft von 4 Fenstern; der Fluhr von kleinen Fluhrsteinen, die Thüren, so weiß, schloßfest.

In ieder Stube befindet sich ein Tisch, 3. Schemmel und 2. Bettsteden.

Forn und zwischen obgedachten Logimentern ist ein Fluhr mit kleinen Fluhrsteinen beleget. Über diese Stuben ist ein Korn Boden, so mit neuen Diehlen beleget, an beyden Seiten seind 6 Kaplöcher, jedes mit 2. Thüren, das Sparrwerck ist neu und mit einem stehenden Stuhl verbunden, das Dach gut, [an der einen Seite ostwerts sind 5 und nach Westen 6 Fensterlüffte, doch ohne Fenstern, Zargen und Rahmen], über das gewölbe liegen 19. Balken, und ein Träger darunter, so auf 5. gemauerte Pfeiler ruhet, welche Balken izo mit Bodendiehlen beleget und zum Kornboden aptiret ist und gehet die Thür auf den Oeconomie Boden, nach der Thumstraße eine Winde und ein Häuschen darüber."

Der Haupteingang im Nordwesten hatte einen säulengeschmückten Vorbau, der nach einer Zeichnung von 1789 in Abb. 41 wiedergegeben ist (vgl. Abb. 24); der Eingang für die Schüler lag im Nordosten am Vestibulum (S. 23). Der Ofen, der von einem Gitter umgeben war und vom Keller der Oekonomie aus geheizt wurde, ermöglichte es, daß diese „gemeine große Stube" auch im Winter als Eßzimmer, in dem, wenn das Internat in Betrieb war, an sechs, später an vier bis sechs Tischen gespeist wurde, und als Arbeitszimmer nach den Vorlesungen benutzbar war. Bänke und Tische werden erwähnt, eine große schwarze Tafel und ein Katheder an der Südwand, das 1667 bei der Erneuerung des Paedagogiums zu der Einweihung des Gymnasium Carolinum schön geschmückt war: „4 Emblemata in Ölfarbe daran gemalt. In den Auszug oben eine goldene Krone mit einem goldenen Umhang. Das Schnitzwerk umher mit Gold und Silber verzieret. Die Säulen

[1]) Über eine Tür zum Nordturm vgl. B St XXI 191.

braun gemarmelt und die Zierate an den Kapitellen vergoldet. Das andere mit durchbrochener Arbeit und die Leisten daran vergoldet"; Tische für die Praeceptoren und die Kapitularen werden erwähnt. Als 1816 der Raum als Aula für das vereinigte Kgl. und Stadtgymnasium benutzt werden sollte, mußte das, wie oben erwähnt, verschwundene Gestühl erneuert werden; zehn Bänke von 17 Fuß Länge und drei kürzere gegen die Haupttür wurden zwischen dem Katheder im Süden und einer Estrade im Norden aufgestellt; der Fußboden wurde gedielt. Auf so manche Schul- und Huldigungsfeier, bei denen der Raum wohl mit rotem Tuche ausgeschlagen, auch mit Maien geschmückt war und besondere Sessel aus dem Schloß geborgt wurden, schauten von den Wänden pommersche Herzöge, später schwedische und preußische Könige herab. Zoellner gibt seinen Eindruck von 1795 so wieder: „Das ganze Locale verdiente umgeschaffen zu werden. Die meisten Lehrerwohnungen sind zwar gut und anständig, aber die Klassen tragen das Gepräge ihrer uralten Erbauung. Das große Auditorium, worin feierliche Actus gehalten werden, ist ein ganz abgelegener Saal, der ein höchst finsteres Ansehen hat, ungeachtet man auf seine Verschönerung bedacht gewesen ist. Es hängen darin die Bildnisse Friedrich Wilhelms I., Friedrichs II. des jetzigen Königs und des Grafen von Herzberg, der ausdrücklich verlangt hat, daß man sein Bild zum Seitenstück eines recht schönen Porträts von seinem berühmten Landsmann Micraelius machen sollte, welches auch geschehen ist." Im Jahre 1821 kam dazu das große Ölgemälde des Hofmalers F. B. Weytsch[1]).

Das obere Stockwerk, das gegen 3 m hoch war und seinen Zugang im Nordosten hatte, war etwa in der Mitte von einem 1.70 m breiten Gang durchzogen. Auf ihn öffneten sich nach der Straße zu die Türen von fünf Wohnräumen (Zellen, Musaea) von etwa 4 m im Quadrat, nach dem Hof zu ebensoviele Räume von derselben Breite, aber nur 3.40 m Tiefe; am Giebel im Süden lagen zwei Kammern; die Fenster nach der Straße wurden 1603 vergittert. In jedem der zehn nicht heizbaren Räume, ebenso in den fünfen des Kreuzgangs (S. 24) und denen im „Schmalen Gebäude" (S. 33) — im ganzen waren es einst (1579) 22, die mit großen Buchstaben bezeichnet waren, seit 1596 nur 17 (A—R) — sollten nach den ältesten Statuten je sechs, später zwei bis drei,

[1]) Reise durch Pommern 1797, 67. Vgl. Wehrmann, Festschrift 153. Die erwähnten Bilder hängen im Marienstiftsgymnasium.

auch vier Schüler schlafen. Die Ausstattung der Räume war nach erhaltenen Inventaren aus den Jahren 1579—1618 sehr einfach und bestand aus Spanbetten oder Sponden, Tischen, Bänken, Repositorien, die natürlich stark mitgenommen wurden. Ausbesserungen standen mit neuem Aufschwung in Zusammenhang wie 1665/7 und 1737; oft waren die Räume unbenutzt. 1818 wohnte über dem großen Hörsaal der Landreiter, der einst auf dem Oekonomiehof hauste, und an seine Stelle trat später (1832) der Stiftsdiener; einige Räume waren vermietet, zwei nach dem Hof dienten als „Bauern-Karzer" und „Schüler-Karzer", die früher im Keller der Oekonomie gelegen hatten. Von dieser aus war der große Kornboden oben zugänglich, aber er hatte auch eine Winde nach der Straße und in zwei Reihen mehrere Dachlucken.

Weil der Hörsaal durch das Gymnasialgebäude überflüssig wurde und die Verwaltungszimmer in der Oekonomie zu klein waren, kam es im Juni 1833 zu dem noch stehenden Neubau (Abb. 43) in drei Stockwerken von 84 Fuß Länge (so lang war der Hörsaalbau auf der Rückseite gewesen), 48 Fuß Tiefe und 18 m Höhe; zu Michaelis 1834 wurde er bezogen; die Kosten beliefen sich auf 20000 Thaler. Die Stiftsräume unten links wurden mit dem Archivzimmer im Nebengebäude in Verbindung gesetzt. Die Abschlußmauer des Hofes nach dem Gymnasium zu steht auf den Fundamenten der Nordmauer der Kirche; gegliedert ist sie durch Plinthe und Pilaster. Ein daran gelehntes Seitengebäude von 72 Fuß Länge, 18 Fuß Tiefe und 10 Fuß Höhe enthält eine Durchfahrt und ursprüngliche Wirtschaftsräume.

2. **Das schmale Gebäude** (Königsplatz 6. 7. Hälfte von 8). In dem Hause, das die Stätte von Königsplatz 6 einnahm, wohnte 1545 der Kapellan, 1557 der Konrektor — unten war ein Auditorium —, 1580 Konrektor und Subrektor; Nr. 7 und die Hälfte von 8 befanden sich 1545 noch in Privatbesitz auf Lebenszeit, später heißen sie „Pfarrhäuser". Nachdem in einer Denkschrift von 1580 über das Fehlen von Räumen für Lehrer, bei denen die Schüler auch im Winter arbeiten könnten, geklagt worden war, kam es 1585 zu Neubauten; Konrektor und Subrektor zogen während des Baues für 3 Gulden in das „Armen-Kollegium" d. h. das Jageteufelsche Kolleg (Kleine Domstraße 5). Sie beide und der Kantor erhielten im Neubau Wohnung; sie hatten darin je eine Unterstube mit Kammer, deren dürftiges der Kirche gehöriges Inventar an Tischen, Bänken, Repositorien und Betten 1590, 1596 und später

aufgezählt wird, und obere Räume; dazu blieb Platz für einige — später zwei (S. 31) — Schülerzimmer und die Krankenstube oder Patientenstube (nosocomium) unten, die schon 1574 gefordert war. Die dritte Wohnung im östlichen Stück des Gebäudes wurde später zu dem Rektorhause (Nr. 8) gezogen. Das ganze „schmale Gebäude“ war etwa 33 m lang, 7—8 m tief und 12¼ m hoch. Im Brande von 1677 litt es wie der große Hörsaal und die Nebengebäude (Königsplatz 8—10) sehr stark, so daß 1709 zwar die Nr. 6, die der Professor Jetze bewohnte und später der Subrektor erhalten sollte, fertig war, in Nr. 7 aber erst eine Stube und Kammer unten vom Zimmermeister zu bewohnen waren; später sollte sie an den Konrektor oder Kantor fallen, der denn auch wie früher so später dort wohnte. Nach der genauen Beschreibung aus diesem Jahre enthielt Nr. 6 unten: Flur, Stube, Kammer, Küche mit gewölbtem Keller und einer Speisekammer, die auf einer Leiter erreichbar war; oben Flur mit Kammer und je ein Zimmer mit Kammer nach der Stadtmauer und dem Hof; im zweiten Stockwerk außer dem Boden noch Stube und Kammer. Die häßliche Rückseite, deren untere Fenster vergittert waren, zeigt Abb. 45; 1740 begann der Umbau, der den Durchgang im Westen mit einbezog und das Gesicht aller Häuser umdrehte, und war 1742 vollendet. Auf der Hof-(Süd-)Seite steigt die Außenmauer 14 m hoch auf, vorn nur 8¼ m wie die der übrigen Häuser; der Dachfirst liegt 16 m hoch. In Nr. 6, das unten bis an den damals geschaffenen Torweg reicht, also unten Haustür und fünf Fenster, oben nur vier Fenster enthält, wohnte damals der katholische Pater, dann Dr. Ungnade, Professor der Medizin, in Nr. 7 noch der Kantor, zuletzt Musikdirektor Goltz, nach dessen Tode vier Mitglieder des Seminars für gelehrte Schulen[1]) 1812 Unterkunft fanden; Seminaristen haben dann bis 1905 hier vielbeklagte Wohnungen gehabt.

3. **Die Dekonomie** (Kleine Domstraße 26). Die Dekonomie ist etwa gleichzeitig mit dem großen Hörsaal erbaut worden. Das Gebäude umfaßte die nötigen Räume für die gemeinsame Speisung und die Verwaltung; der Kirchenschreiber übernahm 1577 auch das neugeschaffene Amt eines Dekonomen[2]).

---

[1]) Wehrmann, Festschrift 155. M St Tit. III Sect. II Nr. 91; (neues Archiv) Tit. III Sect. V Nr. 6—7.

[2]) Der Dekonom hatte damals einen weiten Wirkungskreis, da das Stift in diesen Jahren den nicht ganz gelungenen Versuch machte, sich wirtschaftlich

Die Fassade verlief vor dem Neubau (Abb. 45)[1]) recht unregelmäßig. Den Angaben von 1710 gegenüber: Länge 77 Fuß (24 m) und Breite 33 Fuß 9 Zoll (12.70 m) werden 1743 für die Straßenfront 84 Fuß (25¼ m) und für die freie Giebelseite 52 Fuß (16¼ m) angegeben. Das Tor, das zwischen dem zweiten Fenster von Norden her und dem Eingang in den Karzer lag, führte auf einen breiten Flur: links von ihm lagen die Oekonomie-Stube und Stube und Kammer des Oekonomen; rechts die gewölbte, von einem kienernen Paneel umzogene Gerichts- und Archiv-Stube von 23 Fuß Tiefe und 18 Fuß Breite, deren Fenster wie die meisten des Unterstocks vergittert waren, und zwischen ihr und dem großen Hörsaal die geräumige Kommunitäts-Küche[2]) von 26 Fuß Breite und 30 Fuß Länge; nach dem Hofe zu hinter Stube und Küche drei Kammern.

---

durch Ackerbau (Hufen auf dem Stadtfelde [S. 51]; Scheune und Garten im Mühlentor [S. 48], Viehhof auf dem Rosengarten [S. 49]), durch Fischerei und Fleischscharren mehr auf eigene Füße zu stellen.

Außer der Fischereigerechtigkeit bei einzelnen Dörfern wie bei Schwennenz, Hohen- und Niederzahden besaß das Stift durch Schenkung des Herzogs von 1568 die freie Fischerei auf dem Frischen Haf und dem Papenwasser „zum Unterhalt der Knaben im Paedagogium", in dem an vier Wochentagen Fische statt Fleisch gereicht wurden; schon der alten Kirche war 1281 und 1346 ein weniger umfangreiches Recht auf dem Frischen Haf verliehen und bestätigt gewesen. Das Stift hielt sich zuerst einen Fischer, dem 1569 zwei Kähne und die Geräte zur Verfügung gestellt wurden; später war die Fischerei mit dem „Zeesen-Kahn" verpachtet. 1764 wurde der „Zeesener" von der Pflicht, Fuhren zum Hafenbau in Swinemünde zu leisten, befreit. Die Rente von jährlich 50 Thalern, die zuletzt der Domänenfiskus für die aufgegebene Gerechtigkeit dem Stift zahlte, wurde 1873 durch eine Kapitalzahlung von etwas über 1249 Thalern abgelöst.

Die Geschichte der beiden kleinen Oderkähne des Stiftes vom Jahre 1555 bis 1749 ist in einem Vortrage verfolgt worden (Monatsblätter 1918, 12).

In demselben Jahre 1568 gab der Herzog dem Stift das Recht, einen Freischlächter zu halten, der für sein Schlachtvieh Freiheit von allen fürstlichen Zöllen genieße und dafür allen stiftischen und fürstlichen Bedienten das Pfund Fleisch um ein Vierchen billiger ablassen und der Kirche jährlich 6 Gulden Scharren-Zins erlegen müsse. Dieser Fleischscharren wurde 1594 „vor der Paul Egerschen Hause" abgebrochen und bei dem Wandhaus (später Zeughaus) auf dem Roßmarkt aufgerichtet. Über das Vorrecht und die Familie Zollfeldt, die es in mehreren Generationen ausübte, liegt eine Fülle von Akten vor.

[1]) St A St Vorpommersche Registratur Tit. VIII Sect. I Nr. 167. Fol. 15. 1739; Grundrisse des alten unteren und beider neuen Stockwerke bieten Fol. 9 und 89. Plan von 1709 (Abb. 2) und 1721 (Wehrmann, Geschichte der Stadt Stettin Taf. VIII). Abb. 20 und 24. M St (neues Archiv) Tit. III Sect. V Nr. 17.

[2]) Genaue Inventare der Oekonomie und Küche von 1567; 1570; etwa 1630 sind interessant (Zerst. M St A Tit. III Sect. II Nr. 1 und 5). Neue Kessel von 20 und 31 Pfund lieferte 1628 der Glockengießer Rolof Klassen.

Auf dem Hof schloß sich ursprünglich das Brauhaus an, das 1563 verbessert wurde, und in dem Durchgang zwischen Oekonomie und „Schmalem Gebäude" das Backhaus; ein Holzhaus auf dem Studentenhof fand 1634 eine Erneuerung. Neben dem Backhaus, das 1709 verfallen war, erhob sich der Hals des Kellereingangs der Oekonomie; ein Bierkeller und ein Speisekeller werden erwähnt. Von der Kleinen Domstraße her führte ein besonderer Eingang (Abb. 45) unter der Archivstube in den Karzer der Studenten und das Gefängnis der Bauern, das Vorrichtungen zum Anschließen der Hände und Füße hatte, ein zweiter Eingang an der Küche zum Holzkeller, aus dem der Ofen im großen Hörsaal geheizt wurde.

Das obere Stockwerk enthielt nur ein Stübchen über der Küche mit einem Flur davor, zu dem die Treppe emporführte. Sonst diente es wie der obere Dachboden als Kornkammer, in der wie über dem großen Hörsaal das Pacht- und Deputat-Korn bis zum Verkauf lagerte; Türöffnung und Winde befanden sich im Giebel, der bis 1740 gotische Formen zeigte; in dem Dache von 17 Gebinden öffneten sich Lucken.

Aus der Geschichte des Hauses sei erwähnt, daß das Brauwerk 1576 erneuert wurde, die Archivstube 1594, der Kornboden 1595 und 1618. Der Studentenkarzer lag bis 1615 an der Stelle des späteren Bierkellers; bei den üblen Sitten der „Studenten" wurde er viel benutzt und auch zu fröhlichen Gelagen mißbraucht; obwohl er eine obere und untere mit Eisen beschlagene Tür hatte, wurde er dennoch öfter erbrochen, die Tür auch mit Pulver gesprengt; die Reinigung der Gefängnisse lag dem Scharfrichter ob. Bei der Belagerung von 1677 wurden nur einige Sparren zerschossen, und 1693 heißt es: „Die Oeconomie ist in voriger Belagerung undt damahls entstandenen Brande conserviret und in gutem Stande, nur daß das Dach auf der Ohst-Seite, so aus alten Münch-Steinen bestehet, imgleichen die gantze abseite Westwarts abgewichen undt Reparation bedarff"; aber 1703 war der Zustand des Hauses so, daß es „ruinam minitieret"; vor der Beschreibung von 1706 in der Landmatrikel und der von 1709 fand daher eine starke Ausbesserung statt.

Der Umbau der Jahre 1740—1742, der nur die „gotischen" Keller erhielt, gab dem Hause die jetzige Gestalt (Abb. 43), die äußerlich hinter dem Entwurf (Abb. 45) zurückblieb. Die Raumeinteilung entspricht noch heute in beiden Stockwerken im großen und ganzen der alten Einteilung des Erdgeschosses. Die große

Küche wurde im vorderen Teile zur Archivstube, während die Gerichtsstube an der alten Stelle verblieb. Am Königsplatz wurde im oberen Stockwerk und Dachgeschoß der Raum des alten Durchganges von 23 Fuß (7¼ m) Länge hinzugenommen[1]), der als Torweg von 2½ m Breite erhalten blieb; 9 Fenster zählte die Front oben auf beiden Seiten. Bei dem Kirchenbrande von 1789 erlitt das Haus geringen Schaden.

Vor der Oekonomie nahe der Ecke lag der auf Abb. 3 (1577/8) und auf dem Plan von 1706 (Abb. 2) angegebene Oekonomie-Brunnen. Gehäuse mit Rad, Leine und Eimer mußten oft erneuert werden; 1731 wurde auch er in eine Pumpe verwandelt.

4. **Der Oekonomie-Hof** (Kleine Domstraße 1 und Königsplatz 5). Schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts besaß der Bischof von Kammin als Absteigequartier ein Haus (curia) in Stettin[2]): domus sive curia nostra in opposito ambitus ecclesie beate Marie virginis Opidi antique Stettin situato; das ist das „Domhaus" (Kl. Domstr. 3), zu dem der Hof auf der Ecke gehörte (S. 55). Am 29. Juli 1569 übertrug der Herzog Johann Friedrich den Platz des Hofes, nachdem er durch die Reformation dem Landesherrn zugekommen war, an den Hofrat Otto von Rammin: „die wüste Stette in der Freiheit wie unsere Vorfahren unnd wir dasselbe besessen haben unnd noch jetzt zwischen Henning Cöllers (Kl. Domstr. 2) unnd Paul Eppsteins (Königsplatz 4) Behausung belegen, gnediglich zugeeignet, gegeben unnd abgetreten." Elf Jahre später schloß der nunmehrige Fürstlich Stettinische Kanzler von Rammin einen Tauschvertrag (30. September 1583), kraft dessen er: „die wüste Stette, etwa des Bischoffs Hoff genandt, dem fürstl. Paedagogio" abtrat, da sie „dem paedagogio und zu Besserung desselben in viele Wege nützlich und wohlgelegen," sei „hinter S. Marienkirchen zu Alten Stettin in der Kleinen Dohmstraßen zu oberst nach der Stadt Mauren belegen"; das Stift überließ ihm dafür den Glambecksee, der mit dem halben — jetzt verschwundenen — Dorf Glambeck seit 1266 in seinem Besitz gewesen war. Bei dem Glockenguß von 1581 hatte das Stift zuletzt noch erkannt, wie sehr

---

[1]) Vgl. oben S. 33.

[2]) Geistliche Verlassungen 1416. 1422. — Kratz, Geschichte des Geschlechtes Kleist, I 178 f. — Klempin, Diplomatische Beiträge 506. — St A St Original-Urkunde von 1583. — M St (Dep. im K St A St) Tit. I Sect. 1 Nr. 1 fol. 340 ff. — P U B II 154. 170. — Berghaus, Landbuch II 8, 178 mit falscher Ansetzung des Hofes.

ihm ein solcher Platz fehle[1]). Er maß nach der Beschreibung von 1709 an der Domstraße 43 Schuh (13,50 m), nach der Stadtmauer 126 Schuh (39,50 m), nach Westen 83 Schuh (26 m) und nach Süden 126 Schuh (39,50 m) und wurde 1587 mit einem Zaun umgeben, dessen Torweg zu der Domstraße sich öffnete. Auf ihm erstanden 1588—1590 eine Wohnung für den Kirchenknecht, ein großer, 1608 erneuerter Stall und ein 1647 erneuertes und 1666 verkleinertes Wagenhaus, die wohl alle unter einem Dach im Westen lagen; ein zweiter Stall wird 1604 erwähnt und 1653 erneuert.

In der Matrikel von 1693 wird bemerkt: „Auff dem Oeconomie-Hoff ist das Hauß, worinn der Land Reiter wohnet, gantz veraltet, undt muß wegen Untüchtigkeit künfftiges Jahr abgebrochen und ein neu Haus an dessen staat erbauwet werden. Der Stall auf dem Hoffe mit Ziegel bedecket, in Holtz gebauwet und mit Ziegel ausgeflochten, ist annoch in zimlichem Stande.“ Im Jahre 1709 wird „zur linken Hand des Einganges“, also wohl im Westen, „ein neues Gebäude von 17 Gebinden in einem Stockwerk bedeckt mit Ziegeln“ beschrieben, in dem sich die Wohnung des Knechtes mit Stube und Kammer befand, ein Pferdestall für drei Pferde und ein Wagenhaus, von denen die beiden letzten Teile alt und schlecht waren. Während dieses Gebäude der Oekonomie des Stiftes diente, war auch durch Wohnung und Stall für den Landreiter gesorgt, dessen die Verwaltung bedurfte; aber von diesen, die rechts vom Eingang lagen, war die Wohnung (Stube und Kammer) so verfallen, daß „der Landreuter ohne Lebensgefahr nicht weiter darin liegen kann“ und der alte Stall war ebenfalls baufällig. Auf einem Gartenplatz im Nordwesten standen innerhalb eines einstürzenden Zaunes je ein Apfel-, Birn-, Pfirsich- und Walnußbaum.

Nach dieser Schilderung begreift man, daß in der bedeutenden Bauperiode unter Friedrich Wilhelm I. die Kriegs- und Domänenkammer diese Stätte 1729 zur Bebauung vorschlug und der König am 7. April verfügte: „daß zu Stettin auf der Stelle an der Ecke gegenüber dem neuen Anklammer Thor in der Façade des Landschaftshauses (erbaut 1726—1729), worauf die Marienstifts-Kirche einen Stall und Materialien-Haus zur Deformitaet des Paradeplatzes stehen hat, nach den eingesandten Rissen 2 Häuser, als eines vor den französischen Hofprediger Mauclere und das andere vor den teutschen reformierten Hofprediger Widekind gebauet, auch

[1]) B St XXI 210. Abb. 2.

Holz, Steine und Kalk vorgeschlagenermaßen dazu abgefolget und auf Unsere Rechnung angefahren werden solle." Die Kirche wurde nicht weiter gefragt und erhielt nur 200 Thaler für die Baulichkeiten, mit deren Abbruch man am 25. Mai begann. Außerdem wies der König noch 1859 Thaler als Baukosten des Hauses des französischen Hofpredigers (Königsplatz 5) an, der bisher im Schloß gewohnt hatte, während die entsprechende Summe für das andere Haus (Kleine Domstraße 1) aus kirchlichen Mitteln bestritten wurde, da die Wohnungsmiete wegfiel. 1731 zogen die Prediger ein, aber das Haus in der Domstraße erforderte bald größere Reparaturen, weil aufsteigende Dünste, da an dieser Stelle ein Pferde- und Schafstall gelegen habe, das Haus verpesteten und das Holz verfaulen ließen. Auf der Abb. 20 vom Jahre 1773/5 ist es zu sehen; es glich den erhaltenen Marienstiftshäusern, trug aber ein Mansardendach. Im Jahre 1904 machte es einem Neubau Platz[1]).

XI. Prediger- und Professoren-Häuser.

Vor den jetzigen Häusern Königsplatz 6—12 zog sich bis 1725 die mittelalterliche Stadtmauer hin; ein Pulverturm stand noch etwas länger vor der Nordostecke der Kleinen Domstraße[2]), ein Wiekhaus vor dem Hause Nr. 7 und ein zweites vor der Nordostecke der Großen Domstraße. Der Raum an der Innenseite der Mauer, soweit die Türme vorsprangen, gehörte der Stadt, war aber gegen eine jährliche Abgabe dem Stift vermietet, das ihn den einzelnen Häusern als Holz- und Gartenplatz zugewiesen hatte; 26 Fuß in der Länge entfielen auf Nr. 12, 22 auf Nr. 11, 25½ auf Nr. 10, 30 auf Nr. 9 und 80 auf Nr. 8, sodaß die Plätze

[1]) St A St. Stett. Kriegsarchiv Tit. III Append. Spec. 1 Stett. Nr. 86—89.

[2]) Plan von 1721 bei Wehrmann, Geschichte der Stadt Stettin S. 342. — B St XXI Abb. 2. 3. 5. — 1691 protestiert die Stadt dagegen, daß auch er wie andere Türme von den Schweden mit Pulver gefüllt wird; das Dach ist damals schadhaft. 1710 und 1734 erhebt das Stift gegen die Benutzung als Pulverturm Einspruch; in diesem Jahre oder bald darauf wird er abgerissen (Hering, Immerwährendes Denkmal 1744, 43). Stadtmatricul de Anno 1703 (Stadtbibl. Nr. 349) fol. 23: „Zwischen N. 21 (ein Wyckhauß) et 22 (ein Pulverturm) ist ein platz zur Holzstädte und garten für den H. Rect. Gymnas. Rösern und H. Doct. Eckstein, zwischen n. 22 und 23 (ein Wyckhauß) für den H. Pastorem, subdiac. und organisten auch ein Platz zu holzstädten abgeschlagen, dafür gibt St. Marien Kirche recognition jährlich 4 g. termino Michael., muß aber das planckwerk Selbst unterhalten".

kürzer waren als die Längen des Hauses und nur auf Nr. 8 mehr als das Doppelte kam; die ganze Länge entsprach aber der Länge der Häuserfront. Die Breite betrug 8½ Fuß (2.65 m) von Nr. 12 bis 10 und 11 Fuß (3½ m) von Nr. 9—8. Vor Nr. 7 und 6 fehlten diese Holzhöfe wegen des Wiekhauses und des breiten Einganges in den Studentenhof; aber an diesem wird ein größeres „Secret" und am Turm ein Holzschauer erwähnt. Zwischen den Holzzäunen der Plätze und der Häuserfront lief ein gepflasterter Fahrweg, über dessen Ausbesserung oder Inanspruchnahme mit dem Rat öfter Streit bestand; seine Breite ist nicht bekannt, kann aber gegen 3 m betragen haben, denn auf dem Stadtplan von 1721, dessen Abmessungen im allgemeinen richtig sind, während Abb. 2 nicht maßstäblich ist, beträgt der Abstand zwischen Mauer und Häusern etwa 6 m und mehr, von denen die Breite der Holzplätze abzuziehen ist[1]). Diesem Wege wandten die Häuser ihre unansehnliche Rückseite zu; als daher die Stadtmauer gefallen und an der Stelle des Stadtgrabens der Weiße Paradeplatz (Königsplatz) entstanden war, mußte ihm die Vorderseite der Häuser zugewandt werden (1739 bis 1742). Entstellt wurde die Aussicht später durch einen großen Pferdestall auf dem Paradeplatz, der wohl in der Franzosenzeit entstand und 1823 verschwand; die Pläne von 1809—1815[2]) bieten ihn, und 1816 wehrte sich das Stift dagegen, daß die Fourage-Vorräte aus der Johanneskirche in ihn überführt würden.

Nach der Großen Domstraße zu besaß das Haus Nr. 12 ein Höfchen von 44 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, aber 1706 wurde es teils zum Hause, teils zur Straße gezogen.

Am Marienkirchhofe vor der alten Vorderfront der Häuser zogen sich Vorhöfe hin, etwa so breit wie die Häuser und in der Tiefe von 14 Fuß (Nr. 12—10) auf 20½ Fuß (Nr. 8) steigend, mit Mauern abgeschlossen und von Badstuben, Waschhäusern, Ställen, Aborten, Gärtchen eingenommen. 1709 werden auch sie genau beschrieben, und der Plan von 1804 (Abb. 34) läßt eine Vergrößerung für Nr. 12—11 erkennen; durch den Kreuzgang (F) umging man den Hofraum von Nr. 8. Erst das Jahr 1831 brachte die heutige 190 Fuß lange, zwei Steine dicke, 16 Fuß hohe, mit

[1]) Der Abstand der Häuser von der Mauer ist früher unterschätzt worden: Hering, Beiträge zur Topographie von Stettin 48; Berghaus, Landbuch II 8, 165. Die in der Erde erhaltenen Reste werden die Frage gelegentlich zur Entscheidung bringen.

[2]) B St XXI 1918, 157.

Pilastern geschmückte Abschlußwand und die heutigen Baulichkeiten an ihr auf den erweiterten Höfen[1]).

Der so umrahmte Platz war ursprünglich wohl in sechs Hausstellen zerlegt, die in der Tiefe nach den Seiten abnahmen[2]) und (Nr. 8) 35, 31, etwa 30, etwa 33, 19, 33½ (Nr. 12) Fuß breit waren; die dritte und vierte wurde später zu einer von 63 Fuß zusammengelegt und die fünfte 1706 auf 24, die sechste auf 31 Fuß gebracht, sodaß die alte Länge von 181½ Fuß auf 184 Fuß (57 m) stieg. 1721 tragen die Häuser die Nummer 289—286 und später 820—816, jetzt Königsplatz 8—12.

Vor der Reformation wohnten hier die Domherrn, in Nr. 10 der Lektor; nach der Reformation wurde dieses Haus dem ersten Prediger bestimmt, die übrigen auf Lebenszeit (ad vitam) verkauft, Nr. 8 z. B. an den Fürstlichen Kellerknecht; erst allmählich kamen sie wieder an die Kirche und das Paedagogium. Nr. 8 erstand 1564 von Grund aus neu für den Rektor, der 1552 bei der alten Glindischen (Große Domstraße 22) zur Miete wohnte und nach der ersten Visitation (1563) bei der Schule wohnen sollte, „da er stündlich die Aufsicht auf die Knaben haben kann". Nr. 9 wurde vor 1586 und nach 1563 dem Kapellan (Diakon, Archidiakon) zugewiesen, der in diesem Jahre noch bei der alten Wolffschen im Beguinenhause auf dem Rosengarten eingemietet war; von 1545 bis 1557 war Nr. 6 die Kapellanei gewesen. In Nr. 10 wohnte schon der erste Prediger Peter Becker (Artopaeus)[3]); die eine Hälfte des Hauses wurde 1556/7 erneuert, die andere 1580/1. Nr. 11 bis 12 bezogen 1577 Organist und Küster, der 1545 Große Domstraße 22 (nördliche Hälfte) wohnte, und 1585/6 wurden die Häuser auch in Boden und Keller geschieden. Außer den Angehörigen der Kirche fand also zunächst nur der Rektor hier ein Unterkommen, während die drei übrigen Lehrer auf das „Schmale Gebäude" angewiesen waren. Später aber fiel auch Nr. 9 einem Professor zu, der Diakon siedelte nach 12, der Küster in das alte Konsistorium (S. 21) über; von viel Eifersucht und Zank wegen dieser und der anderen Wohnhäuser in der Stadt zeugt so manches Aktenstück; Rektor (Direktor) und Organist (später der Schloß- und Mariengemeinde) haben bis zuletzt (1915) an alter Stelle ausgeharrt.

---

[1]) M St A Tit. III Sect. II Nr. 119. Plan zu Tit. I Nr. 1.

[2]) Die Tiefe betrug 39 (Nr. 8), 40 (Nr. 9), 43 (Nr. 10), 26, später 35½ (Nr. 11), 25½, später 35½ (Nr. 12) Fuß; nach 1831 56—30 Fuß.

[3]) Wehrmann, Festschrift 28. 61.

Vor der Belagerung von 1677 ragten auf allen Häusern Giebel gen Süden und Norden; im Südgiebel von Nr. 10 wird 1607 eine Sonnenuhr erneuert. Aus dem vielen, das über Bauten und Reparaturen bis zu jenem Jahre in den Rechnungsbüchern und Akten steht, sei weniges herausgehoben. Die alten gotischen Fenster des Rektorhauses wurden nach der Mauer zu 1624, nach dem Friedhof zu 1658 in viereckige verwandelt; aus demselben Jahre 1624 stammt ein Inventar, das auch den Gang zum Paedagogium (S. 24) nennt und wie andere Inventare dieses Hauses von 1567 und 1590 und anderer Häuser verrät, daß Repositorien, Bänke, Tische, Bettgestelle zum Teil, besonders im studorium, Kircheneigentum waren; einiges davon war noch 1709 und 1716 vorhanden[1]). Das Stück des „Schmalen Gebäudes", das heute noch zu Nr. 8 gehört (S. 33) und einst auch den Famulus beherbergte, wurde nach 1677 angeschlossen. Nr. 9 erfuhr 1596/9 einen starken Umbau. Der Organist Georg Belitz klagt 1590, das Dach von Nr. 11 sei so schadhaft, daß Regen und Schnee auf Betten und Kleider falle; die Stube sei zu klein für Bücher, Instrumente und zum Studieren; ein Feuerherd und ein Keller fehle. Das Küsterhaus (Nr. 12) besserte man 1581 aus.

Bei dem Kirchenbrande von 1677 blieben die beiden letzten Häuser erhalten, während Nr. 8—10 eingeäschert wurden[2]). Erst 1687 begann der Umbau; in der Matrikel von 1693 steht noch: „Prediger- undt Professoren-Häuser seyn gäntzlich eingeäschert gewesen, undt seyn nurt die Mauern davon bestehen geblieben: werden anjetzo wieder angebauwet. Das danechst stehende Organisten- und Subdiaconat-Haus, so annoch im Brande stehen blieben,

[1]) M St A Tit. I Sect. II Nr. 67. St A St zerst. M St A III 2, 17. Die Inventare von 1754. 1770 und später umfassen auch das Kirchengerät und geben den mir früher (B St XXI 230, 2) fehlenden Aufschluß über sein Ende. Bis auf einen kleinen silbernen Kelch mit Patene und Oblatenbüchse wurden alle goldenen und silbernen Geräte und alle Gold oder Silber enthaltenden Gewänder und Tücher 1796 an die Berliner Münze gesandt und alles Metall eingeschmolzen; da die Steine sich als unecht erwiesen, betrug der Erlös nach Abzug der Unkosten nur 1029 Thaler 21 Groschen; dazu kam einiges wenige für Perlen und Seidenzeug. Zwei alte Chorhemden wurden dem custos marianus geschenkt, der Gymnasialbibliothek überwiesen die Lüneburger Bibel von 1700 (B St XXI 223) und eine andere von 1664, eine Agende und die pommersche Kirchenagende von 1563. Zwei metallene Leuchter, die sich 1835 im Archiv fanden, erhielt die Kirche in Scholwin (vgl. B K St V 126).

[2]) Diarium obsidionis 1678, 11. Boehmer, Die Belagerungen Stettins 1832, 43. Wehrmann, Festschrift 84. 89.

ist forn in der Mauer und am Dache gut, hinten aber nach der Stadt-Mauer hin, eine Leimwand, allwo selbe, wie auch an den Bohden, und Kellern Reparation bedürfftig." Statt zu dieser kam es nach der Wiederherstellung der anderen Häuser 1705/6 zu einem Neubau von Nr. 11—12, der ihnen auch nach der Mauer zu eine regelmäßige Front gab. In der Matrikel, die 1700 begonnen, 1709 vollendet war, sind infolgedessen von ihnen zwei vollständige Beschreibungen des alten und neuen Zustandes erhalten; etwa gleichzeitig ist die Beschreibung in der Landmatrikel von 1706. Die anderen Häuser boten auch gar bald Anlaß zu Beschwerden, und der Rektor meldet 1732, das Wasser dringe bis in seine Studierstube und zerstöre die Bücher, die Treppe sei lebensgefährlich, die Stube unten, die 4 Fuß tiefer als die Straße liege, so feucht, daß seine Kinder erkrankten. Damals war die Stadtmauer schon gefallen, und 1739/42 erlitten die Häuser 6—10 ihre letzte große Veränderung und wandten von da ab ihr Gesicht gen Norden; für 11—12 waren geringe Veränderungen nötig.

Am 19. Juli 1739 gab König Friedrich Wilhelm I. den Befehl zu diesem Umbau an die Kriegs- und Domänenkammer und wies Mauersteine, Dachziegel, Kalk und Holz an; die Fuhren waren, da das Stift seine Pferde — wohl nach der Beseitigung des Oekonomie-Hofes — an den früheren Kirchenknecht Adermann verkauft hatte, an diesen zu bezahlen. Während der Riß vom Ingenieur-Leutnant Freund stammte, übernahm schließlich nicht er, sondern der Kirchenmaurermeister Lohry und der Kirchenzimmermeister Knobel die Ausführung. Nach dem Kontrakt sollten sie 2100 Thaler erhalten und schon im nächsten Frühjahr fertig sein, aber es wurde Ende 1742, und ihre schließliche — nicht ganz erfüllte — Forderung betrug 4800 Thaler. Eine genaue Taxa vom 25. Januar 1743 gibt für jedes Haus einschließlich die Oekonomie (Kleine Domstraße 26) Größe, Zustand, Wert des Materials und des Lohnes für die Handwerker an (im ganzen 8554 Thaler). Zahlreich sind die erhaltenen Bauakten von jener Zeit an, und ein guter Zufall hat auch die Zeichnung der alten Hinterfront und der neuen Vorderfront aufbewahrt (Abb. 45) [1]. Der alten Front von

[1] St A St. Vorpommersche Registratur Tit. 8 Sect. 1 Nr. 167 Fol. 15. M St A III 2, 65 Vol. 1—5. Nr. 8—9: M St A XII 2, 79. III 2, 56. 106. 118; (neues Archiv) III V Nr. 1—2. Pläne in M St A.

Nr. 10: M St A III 2, 96; (neues Archiv) III V Nr. 12. G St A B General-Dir. Ober-Bau-Departement Tit. XXXVI Nr. 43 Vol. 1—5.

Nr. 11—12: M St A (neues Archiv) III V Nr. 4. 10.

ungleicher Höhe (6—7 von 38 Fuß Höhe, 8—12 von 54 Fuß Höhe) und mit ungleich großen und regellos verteilten Fenster- und Türöffnungen, Dachluken, Windehäuschen und Schornsteinen steht stattlich gegenüber die neue regelmäßige von 54 Fuß Höhe mit symmetrischen Aufbauten an Frontispizen, Erkern und Dachluken. An diesen ist später manches geändert worden, wie der Vergleich mit Abb. 20 von 1773/5 und Abb. 24 von 1799 und dem heutigen Aussehen dartut, aber der Eindruck im ganzen ist der alte geblieben; Nr. 12 erhielt noch 1878 einen Dacherker zur Großen Domstraße. Im Inneren aber brachten Wünsche der wechselnden Bewohner und Forderungen der Neuzeit so viele Veränderungen, denen die leichten Fachwerkwände wenig Widerstand leisteten, daß die heutige Raumverteilung und Treppenanlage in den ältesten Plänen, z. B. des Rektorhauses, schwer unterzubringen ist; zeitweise wurden Zimmer eines Hauses zum Nebenhaus genommen. Die lebhafte Bautätigkeit der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts traf auch diese Häuser; Nr. 8 und 9 wurden 1831 stark verändert, weil die Rektorwohnung baufällig und unzweckmäßig befunden wurde; die Eingangstür wurde um zwei Öffnungen nach Westen verlegt, auch der Dacherker beseitigt und beide Häuser etwas niedriger (14¾ m) gemacht als die anderen (16 m); in das Jahr 1905 fallen letzte Umbauten in Nr. 8. Das Jahr 1833 brachte für Nr. 10, das allein bei dem Kirchenbrande von 1789 etwas gelitten hatte, 1834 für Nr. 11, 1822 und 1846 für Nr. 12 eine umfangreichere Bauarbeit.

XII. Kirchenhäuser in der Stadt.

1. **Vikarienhaus** (Kleine Domstraße 4). Das Vikarienhaus der Marienkirche wird für uns 1469 zum ersten Mal erwähnt; durch die Reformation kam es in den Besitz der Kirche und wurde Amtslokal und Wohnung des Administrators. Bei einer Breite von 47 Fuß hatte das Grundstück eine Tiefe von 156 Fuß. Nach der Domstraße zu stand einst hinter einem Vorhof von 17 Fuß Tiefe ein altes Giebelhaus von 47 Fuß im Quadrat mit einem unteren und oberen Stockwerk, die beide vorn und hinten Erker hatten, einem geräumigen Kornboden mit fünf Kaplöchern nach der Straße und einem kleineren Boden mit einer Winde im Giebel. Unter dem großen gewölbten Keller lag ein kleines gotisches Gewölbe, in dem besondere Kostbarkeiten aufbewahrt wurden (B St XXI 230); es ist mit anderen Resten der Keller 7 m unter der Straße noch erhalten und zugänglich, nachdem

es zeitweise vergessen gewesen war (Abb. 47); die Höhe beträgt 2,40 m, die Durchmesser 2,40 m und 2,55 m; im 14. Jahrhundert dürfte es gebaut sein [1]).

Auf dem Hofe stand an der Südseite ein schmales Hinterhaus von 53 Fuß Länge und 15 Fuß Breite mit einem oberen Stockwerk; im Westen schlossen zwei, zusammen 58 Fuß lange und 18 Fuß breite 1585 errichtete Gebäude (zuletzt Holzställe) ab, die 1702 so baufällig waren, daß an ihrer Stelle ein Stall errichtet wurde. Ein Teil des Hofes war von einem Garten eingenommen, und auf der Grenze nach Nr. 5, dem Hause des Jageteufelschen Kollegiums (seit 1469) [2]), befand sich ein Brunnen, der beiden Grundstücken gemeinsam diente und Anlaß vieler Streitigkeiten war, über die Originalurkunden (1586) und Abschriften vorliegen; jetzt ist er im Keller überbaut.

Das Gewölbe der stattlichen Verwaltungsstube im Erdgeschoß zur linken Hand ruhte auf Pfeilern, die mit Holzpanneel bekleidet waren; für ihre Fenster, die gedrehte Säulen enthielten, stifteten 1585 bei einer Erneuerung des Gebäudes (1584—1590) die fürstlichen Räte und die Kanzleiverwandten 12 Glastafeln mit Wappen; in einem großen Spinde ruhten in 12 großen Schachteln, die Daniel der Buchbinder in Leipzig 1582 lieferte, „der Kirche Briefe und Siegel"; eiserne Gitter sicherten viele Fenster und starke Schlösser manche Tür. Die ebenfalls mit Panneel versehene Oberstube malte 1591 der Kirchenmaler Heinrich Kohte, und der Windelstein wird damals erneuert; 1647 wurde jene Stube mit Laubwerk auf Leinwand geschmückt. Kurz, die Rechnungsbücher ergeben bei den häufigen Ausbesserungen, deren das alte Haus bedurfte, viele Einzelheiten auch vor den genauen Beschreibungen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

Bei der Belagerung des Jahres 1659 wurde nur ein Balken zerschossen, während die übrigen Kirchenhäuser unbeschädigt blieben, 1677 der Schornstein. Der Zustand vor und nach der starken Renovierung von 1702 ergibt sich aus der Matrikel von 1709. Erst unter Friedrich dem Großen kam es 1747 zum Neubau, der

[1]) M St A Tit. III Sect. 2 Nr. 11; Tit. I Sect. 1 Nr. 101; (neues Archiv) Tit. III Sect. V Nr. 5, 1—2. St A St. Zerst. M St A III 2, 68, 1—3. B St XXI 164 Abb. 2. Abb. 21. Abb. 24 und 34 V (oben rechts). Matrikeln und Kataster von 1706. 1700—1709. 1722—1723. St A St Schwed. Arch. 22, 325. Herrn Konsul Lieckfeld habe ich für liebenswürdige Förderung zu danken.

[2]) Wehrmann, Geschichte des Jageteufelschen Collegiums. 1899, 20. 46. vgl. Abb. 48 und S. 46.



später in der Beseitigung des mittleren Einganges und am Dachgeschoß die sichtlichsten Veränderungen erlebte; bei dem Kirchenbrande 1789 nahm es ein wenig Schaden. 1763 war der Administrator einem Professor gewichen; die letzten waren die Direktoren Sell (bis 1816) und Koch (bis 1849). Ein Verkauf schlug 1850 wegen zu geringen Gebotes fehl, 1851 aber übernahm der Wirkliche Geheime Oberfinanzrat und Provinzial-Steuer-Direktor a. D. Böhlendorf das Haus auf seine und seiner Frau Lebenszeit, und unter den Bedingungen befand sich auch die, daß von dem Geld, das er zahlte, eine größere Summe zu einem Stipendium für Söhne der Mitglieder des Königlichen Konsistoriums der Provinz verwandt werden sollte. Schon 1857 starb auch seine Frau, und die Firma Lieckfeld und Co., die seit 1844 Teile des Hauses gemietet hatte, übernahm das ganze, bis sie es 1872 für 32 300 Thaler kaufte und 1874 den Besitz antrat.

2. **Badstube** (Ostecke Königsplatz und Große Wollweberstraße). Infolge der Reformation gelangte das Stift auch in den Besitz der Marienkirchenbadstube „in der Gasse das Salzfaß genannt“ [1]). Auf dem Grundstück standen zwei Gebäude: ein Wohnhaus von 38 Fuß Länge und 36 Fuß Tiefe an der Wollweberstraße — die beiden anschließenden Buden wurden 1585 verkauft — und das eigentliche Badhaus von 39 Fuß Länge und 32 Fuß Tiefe am Königsplatz, so daß die Front an diesem 75 Fuß lang war. An der Ecke sprang ein stützender Pfeiler vor, und in der Wollweberstraße stand unmittelbar am Hause ein Brunnen mit Holzgehäuse und Ziegeldach, der etwa 10 Fuß breit war und 7½ Fuß hervorragte; 1731 wurde er in eine Pumpe umgewandelt. Die Badstube im unteren Stockwerk war in eine Abteilung für Männer (im Norden) und eine für Frauen (im Süden) geteilt; darüber lag eine Wohnung von zwei Stuben und zwei Kammern; als Inventar werden nur zwei steinerne Wasserkrüge, einige Bänke und als Hauptstück ein großer kupferner Kessel aufgezählt; das Wasser lief durch ein Holzrohr in den Stadtgraben. Der Hof zog sich mit einem 48 Fuß langen, 6—14½ Fuß breiten Streifen hinter die beiden Nachbarhäuser im Salzfaß hin.

[1]) Durch das Versehen von Berghaus (vgl. II 8, 212 mit 235) ist Lemcke, Die älteren Stettiner Straßennamen 1881, 39 auf zwei Badstuben der Kirche gekommen. Unabhängig von Berghaus' Mitteilung hatte ich mir den Namen „Salzfaß“ aus der Form des inneren Mühlentors erklärt, und ich möchte diese Erklärung der aus einem Hauszeichen vorziehen; vier Häuser lagen in der Gasse. M St A III 2, 9. St A St, Zerst. M St A III 2, 30, 52, 1—4. Abb. 2.

Ein Neubau fand 1552 statt und ein zweiter nach der Zerstörung von 1677 im Jahre 1703/4, sodaß in der Matrikel von 1700/9 zwei Beschreibungen vorliegen. Für den Neubau — an wüster Stelle, wie es heißt — von 1729 bis 1730 schenkte der König das Baumaterial, aber die Kosten des Stiftes mit 5000 Thalern erschienen so hoch, daß der erste Professor, der es erhielt, Kistmacher, zunächst Miete zahlen mußte. 1763 wurde das Grundstück an den Regierungspräsidenten von Eichstädt veräußert.

3. **Kleine Domstraße 6.** Alter Kirchenbesitz war auch das kleine Grundstück Kleine Domstraße 6[1]); von 36 Fuß an der Straße verschmälerte es sich in etwa 60 Fuß Tiefe auf 16 Fuß; das Haus war 21 Fuß tief, und über einem kleinen Stall auf dem Hofe lagen noch Stube und Kammer. Kapitulare fanden zunächst hier enge Unterkunft, später die Kirchenmusici (Kunstpfeifer) Zeumer und (1716—1744) Ramnitz. Der Wunsch des Jageteufelschen Kollegiums (1732) bei einem Neubau diese Bude miteinzubauen, dem wir die Abb. 48 verdanken, erfüllte sich nicht, und ebenso nicht die Absicht des Stiftes (1746), die baufällige Bude zu erneuern, wozu die Pläne erhalten sind, denn 1747 fiel sie bei der Ausbietung für 251 Thaler an den Glasermeister Sommer.

4. **Große Domstraße 27.** Das Eckhaus Große Domstraße und Große Ritterstraße war ebenfalls Erbstück von der alten Kirche[2]). 27 Fuß lang und 21 Fuß breit stieg es in drei Etagen auf; jedes Stockwerk enthielt zwei Stuben und eine Kammer, der Giebel eine Winde; der Hof maß nur etwa 3 m im Quadrat. Nachdem es mehrfach auf Lebenszeit vergeben war, gelangte es 1694 durch das Testament des Propstes Müller wieder an das Stift und diente als Konrektorhaus, bis es 1749 für 325 Thaler in den Besitz des Kirchenmusikus Ramnitz überging, der schon einige Jahre darin gewohnt hatte.

5. **Kleine Wollweberstraße 3.** Das 28½ Fuß lange und 32 Fuß tiefe Gebäude von zwei Etagen mit einem kleinen Quergebäude auf dem Hof wurde 1728 von dem Kanzler von Grumbkow für 1100 Thaler erstanden, um zunächst den Professor Zorn aufzunehmen. Im 19. Jahrhundert haben Hasselbach, Böhmer, Schmidt,

---

[1]) M St A III 2, 4 und 67. St A St Stett. Kriegsarchiv Tit. 3 App. Spec. Stettin Nr. 111. Abb. 48.

[2]) M St A III 2, 7, 1—3. Abb. 2.

Bonitz, Varges, Kolbe, Pietsch, Hofmann, Conradt in ihm gewohnt; am 1. Januar 1885 ging es in fremden Besitz über[1]).

6. Zeitweise hat die Kirche verschiedene Häuser besessen z. B. eines in der Reifschlägerstraße, das 1687, eines in der Breiten Straße, das 1689, drei in der Mönchenstraße gegenüber dem Kloster, die schon 1582 verkauft wurden. Der „Rote Speicher" auf der Lastadie mit Hinterhäusern und Garten war zur Hälfte 1682 einige Monate Eigentum der Kirche und wurde an die Kaiserliche Kammer veräußert[2]). Er lag zwischen denen von Dillies und Bürgermeister Heinrich von Braunschweig, ist also wohl Nr. k1 auf dem Stadtplan von 1721.

XIII. Besitz vor der Stadt.

1. **Holzhof auf der Niederwiek.** Im Jahre 1314 schenkte die Herzogin Mechtild, die Witwe Barnims I., der Kirche einen Holzhof auf der Niederwiek „bei dem Jungfrauen-Kloster" am fürstlichen Ziegelhof[3]); er lag unterhalb der jetzigen Hakenterrasse und ist auf dem Kohteschen Plan von 1625 mit Nr. 9 bezeichnet. Damals war er schon beträchtlich verkleinert, da noch im 16. Jahrhundert eine Bude bei der fürstlichen Kalkscheune an den Ziegler, eine zweite 1559 an den Fürsten zum Kalkhofe verkauft worden war, eine dritte und vierte gegenüber dem fürstlichen Kalkhause waren vermietet; ein anderer Holzhof mit Scheune aus dem Besitz der Ottenkirche war damals gleichfalls schon veräußert (1552). Auf dem Hofe stand 1545 ein kleines Haus und eine Scheune, von deren Erneuerung wie von der des Bollwerkes und des Zaunes in den Rechnungsbüchern öfter die Rede ist. In den Kriegen litt auch dieser Besitz vor der Stadt zuweilen schwer: 1631 richten die schwedischen Soldaten und Feuer Verwüstung an, und 1636 liest man unter dem 20. Juni: „Als aber Banner mit seiner Armee allhier angelangt, und das Feldlager allhier vor Stettin angeschlagen, hat die Niederwiek so voll gelegen, daß nicht allein den 28. August das Kirchenholz in den Grund ruiniert, sondern

---

[1]) Abb. 34 W (oben rechts). M St A III 2, 51. 61. 98. 99. XII 2, 79. (neues Archiv) III V 8.

[2]) B St XXI 178. M St A I 1, 99—100. St A St Urkunde; dazu Akten im zerst. M St A.

[3]) B St XXI 163. P U B V 165. 228. 368. VI 230. St A St Urkunde M St 171. Berghaus II 9, 1 ff.

auch damit die fürstliche Ziegelscheune und mehrenteils die Häuser so noch herumstanden abgebrochen und in die Rabbusche genommen, welchen niemand steuern oder wehren können und hat die Kirche vom Holzhofe und dem großen Hause so mit Steinen gedecket und in Holzwerk gemauert gewesen, nicht mehr als 7 Stück Holz und etliche Fuhren Mauersteine vom Schornstein bekommen." Im Dezember 1636 und Mai 1637 lag eine Wache Wrangelscher Soldaten dort, „daß das Plankwerk nicht vollends umgerissen und abgebrochen werden solle". Das neue Haus, das später aufgeführt wurde, mußte am 1. September 1675 wegen des drohenden feindlichen Einfalles abgerissen werden, und 1678 war der ganze Hof ruiniert. Bald darauf aber errichtete der Freischlächter Tobias Zollfeldt (S. 34) dort „einen geringen Schafstall und ein schlechtes Hütchen" in Fachwerk, wie es 1692 heißt, und bezahlte ein jährliches Grundgeld von 6 Gulden, und zwei Bürger, die auf der Kirchenstelle sich hatten Häuser bauen dürfen, je 5 Gulden. 1709 war der Platz „je nach der Höhe des Wassers" 90 Fuß breit und 122 Fuß lang. 1711 wurde er wieder durch Feuer wüst und 1737 zur Befestigung des Fort Leopold gezogen.

2. **Scheune und Garten zwischen den Mühltoren.** Von den zwischen den Mühltoren auf den Ansichten von Braun und Hogenberg (1578) und Kohte (1625) eingezeichneten Grundstücken gehörte der Kirche 1545 an der Ostseite eine Scheune und ein Garten, der bis an den fürstlichen Garten reichte[2]) und Gemüse für die Küche lieferte. 1569 wurde das Grundstück an Dr. Jakob Schade für Lebenszeit verkauft, 1599 an den verdienten Oekonomen Benedikt Oheim vergeben „eine baufällige wüste Stall mit geringem Hofraum und großem Garten" und 1608 an Dr. Cramer ad vitam verkauft, der 2 (im Rechnungsbuch steht 4) Wohnbuden und ein Wagenhaus baute. Die neuen Festungswerke ließen den Besitz wohl unberührt, aber seit 1677 lag er wüst, sodaß man 1700

[1]) vgl. Berghaus II 9, 559. 568.

[2]) Eine Bude mit Garten dort (1545) wurde später verkauft und ebenso eine Scheune mit Garten vor demselben Tor am Stadtgraben nach dem Passauer-Tore zu, von denen es in den achtziger Jahren heißt: „Noch zwey Buden und eine Scheune draußen vor dem Mühlenthor, welche Scheune zuer Zeitt des teutschen Sachsen Kriegs an dem Ort da izo das große Rundell (1563 gebaut) hinden Lucas Hagemeisters garten vor dem Mühlenthor aufgelegt, gestanden, und von dannen weil sie neu erbauwet, transferiret ist an den izigen Ort zur Rechten Seite des Dammes auff der Kirchen Huefen" (Matrikel von 1545 Fol. 254). — M St A III 2, 6.

klagte: „wäre sonsten nicht unbequem eine Scheuer zum Kirchenlande auf dem Stadtfelde darauf anzulegen;" er verschwand dann in der Befestigung.

3. **Viehhof auf dem Rosengarten.** Einen Vieh- oder Acker- oder Bauhof auf dem Röddenberge kaufte das Stift 1574 von Karsten Mirow für 500 Gulden, die erst 1584 abgezahlt waren. Von dem Neubau von Stall, Brunnen, Scheune, die an die Stadtmauer gelehnt war, liegen genaue Aufzeichnungen der Kosten vor. Aber schon 1578 wurde die eigene Bewirtschaftung „wegen mancherlei Ursachen und der Kirchen Ungelegenheiten" aufgegeben, offenbar weil die Unkosten zu bedeutend waren. Hans Tubbental nahm den Hof mit den drei Hufen auf dem Stadtfelde (S. 51) in Pacht und erstand ihn 1597 für 700 Gulden. Auch eine der beiden Buden, die am Torweg des Viehhofes erbaut waren und viele Reparaturen erforderten, erstand er 1606, die andere Jürgen Regen, jeder für 350 Gulden [1]).

4. **Windmühle.** Die Windmühle vor der Oderburg schenkte 1585 frei von aller Pacht und Abgabe Herzog Johann Friedrich; es ist die „Paedagogienmühle" an der Stelle vom Prinzeßschloß (Liedertafel). Zu Berghaus' (II 9, 8 ff.) eingehenden Mitteilungen über die Besitzer seien folgende Zusätze gemacht [2]): Mühle und Mühlenhaus, das Stube, Kammer und Küche enthielt, wurde 1588 neu gebaut und häufig nach Sturmschäden ausgebessert. Am 18. Juli 1630 zahlte man den schwedischen Soldaten, die die Schanze dort so aufwarfen, daß das Mühlenhäuschen, das weggebrochen werden sollte, stehen blieb, 5 Thaler, weil es mit dem Gelde nicht wieder zu erbauen sei; aber im Juli 1637 fiel es doch, „weil die Schanze um die Windmühle vergrößert und da das Haus stand, eine Patria aufgeworfen." 1639 teilweise, 1657 ganz neu erbaut, wurde die Mühle 1659 (19. August) eingeäschert und 1665 wiederhergestellt, um 1676 abgebrochen zu werden, während die Scheune von Soldaten des Oberst Horn abgebrochen werden sollte und schließlich abgebrannt werden mußte. Nach dem Neubau von 1678 wurde sie dem Müller Johann Jahn für eine jährliche Pacht „eingetan" und 1704 ihm verkauft. In der Matrikel von 1709 erfahren wir die genauen Maße des Mühlenplatzes (nach

[1]) Matrikel 1545 Fol. 257. M St A III 2, 9.

[2]) St A St Stettiner Archiv I 90, 64; M St A (im St A St) I 1, 1, 432. M St A III 1 Spec. c) 5, 1—3; 22; 25; 27. Wehrmann, Geschichte der Stadt Stettin 330.

Westen 225, nach Süden 148, nach Osten 205, nach Norden 158 Fuß) und des südlich angrenzenden Platzes der 1670 gebauten und später nicht erneuerten Scheune (in der Mitte 215, in der Breite gegen die Mühle 89, südwärts 92 Fuß); das Haus mit Stall, das die Stelle des Hauptgebäudes der Liedertafel einnahm, war 44 Fuß lang; die Windmühle stand östlich davon auf der Höhe. 1711 äscherten die Russen sie ein, und 1750 kam es nach längeren Grenzstreitigkeiten zu einer Einigung mit der Dorfschaft Grabow.[1]) Die Neue Liedertafel zahlt noch eine kleine grundherrliche Abgabe an das Stift.

5. **Botanischer Garten.**[2]) Am 10. Juni 1665 hatte König Carl XI. von Schweden dem Gymnasium „den Fürsten Garten mit dem darin vorhandenen geringen Häußchen zu Anlegung eines Horti Botanici und anderer Nutzbarkeiten doniret." 1668 wurde er aber erst übergeben und 1669 von Professor Zander eingerichtet; das hing wohl damit zusammen, daß 1668 erst der Fürst Georg Stephan von der Moldau starb, der von 1658 an als Gast des Schwedenkönigs im Schloß gelebt und diesen Garten besonders geliebt hatte; ein eigenartiges Bild: dieser vom Sultan vertriebene moldauische Woiwode, der auf der Lastadie wandelte, das Lusthäuschen „von fichtenen Brettern und ohne Zierat" baute und auf dem Boden einer Bude im Garten etwas Heu liegen hatte. Den Namen hatte der Garten (auch: „Fürstl. Kohlgarten") aber nicht nach ihm, sondern nach den pommerschen Fürsten, aus deren Besitz er in den Carls XI. gelangt war; auf den Stadtansichten von 1578 und 1625 ist er nicht mit Sicherheit zu erkennen.

Der Garten nahm etwa das Areal der Häuser Wallstraße 31—22 und einen Teil der Straße ein, erstreckte sich also von der Pladderine (Grüner Graben) schräg bis zum Zachariasgang und maß ursprünglich am Graben und 380 Fuß weit nach Osten 182 Fuß in der Breite, die letzten 100 Fuß waren noch um 40 Fuß breiter, sodaß die ganze Länge 480 Fuß, die größte Breite 220 Fuß betrug; von vier kleinen Buden, ursprünglich „vier fürstl. halben Freibuden", an der Ostseite waren 1668 drei baufällig und die äußerste am Wall eingeschossen; vom Eingang am Graben führte

[1]) M St A Tit. XIV Spec. Sect. 2 Nr. 26 mit einem Plan.

[2]) M St A I 1, 78a, 243. III 2, 21, 1—2. XII 2, 53 I Fol. 39. St A St Schwed. Archiv Tit. 21 Nr. 9. Altes Consistorial-Archiv S 2, 3071. Pläne von 1668, 1702 und Stadtplan von 1721. Matrikel von 1709. Bernoulli II 1779, 129. Wehrmann, B St 1892, 100; Festschrift 80. 96. 114. 142. Haag, B St XXXI 157.

ein von Sträuchern eingefaßter Weg zum Lusthäuschen in der Mitte; 101 Obstbäume werden aufgezählt. Das Paedagogium mußte auf die Zäune und ein neues Gartenhaus 1668 einiges Geld verwenden, aber der sehnlichst gewünschte Botanische Garten kam nie zu rechtem Gedeihen; 1676 fielen auch seine Baulichkeiten, und während der Belagerung wurde er völlig verwüstet. Wenn auch 1682/83 ein Häuschen wieder erstand, die Bäume fehlten von da ab fast ganz; bei Hochwasser wurde er überschwemmt. Nachdem er verschiedenen Gärtnern gegen jährliche Miete übergeben gewesen war, sollte der Gärtner Johann Otto Graßmann 1702 ihn nach dem Willen des Professors Lemcke neuer Blüte zuführen. Ein herrlicher Bebauungsplan liegt bei den Akten; Kräuter in rechter Auswahl sollten gedeihen, ein Vorlesungsraum an Ort und Stelle erstehen; die Studenten sollten sich dort erholen, Kegel schieben und Bier trinken können. Die größte Breite betrug damals 238 Fuß, die größte Länge 445 Fuß; ein Häuschen stand im Westen; aber 1711 verlor er durch die neue Umwallung der Lastadie ein größeres Stück des besten Bodens in der Südwestecke, ein anderes Stück vielleicht schon 1709; etwa um soviel ist er denn auch auf dem Stadtplane von 1721 schmäler. 1733 wurde er an den Pastor Schinmeyer für 2200 Thaler verkauft; als dessen Waisenhaus eingegangen war, wurde dort eine Armenschule angelegt.

6. **Hufen auf dem Stadtfelde.** Drei Hufen auf dem Stadtfelde westlich und nordwestlich von Stettin waren 1502 erkauft worden und in Pacht gegeben. Ein genaues „Inventarium" von 1591 hat Berghaus (II 8, 730) abgedruckt; es ist die Arbeit des Notars Joachim Haen (Joachim Hane), der 1593 drei Gulden erhielt, weil er mit anderen Zeugen auf dem Stettinischen Felde umhergefahren sei, die Kirchenhufen die Länge und Breite beschrieben und, wo sie gelegen, verzeichnet, auch ein instrumentum in perpetuam rei memoriam aufgerichtet habe. Neue Vermessungen fanden 1604. 1612. 1631 und durch den Ingenieur-Leutnant Freund 1738 statt; in der Matrikel von 1709 liegt auch eine genaue Beschreibung vor. Nachdem die neueren Befestigungen seit 1630 den Besitz geschmälert und verändert hatten, besaß das Stift 1831 noch 179 Morgen 33½ Quadrat-Ruten. Von diesen gelangten etwa 154 Morgen an die Stadt und etwa 10 Morgen an Private; der Rest von etwa 15 Morgen 86 Quadrat-Ruten oder etwa

[1]) M St A (neues Archiv) III Sect I Torney Nr. 7 Vol. III fol. 41. — M St A Tit. III Sect. I Spec. W Nr. 1—10.

3 ha 93 a 20 qm wurde 1885 an einen Bankier verkauft; er lag zu beiden Seiten der jetzigen Turnerstraße von der Falkenwalder Straße bis fast zur König-Albert-Straße.

XIV. Kirchenfreiheit.

Als der slavische Flecken um den Heumarkt und die älteste deutsche Ansiedlung mit dem Roßmarkt als Mittelpunkt um 1240 zusammengewachsen und 1243 als Stadt mit Magdeburgischem Rechte begnadet worden waren, da mußte die slavische Vorburg auf dem Marienplatz, deren Glacis bis an die Luisen-(Mühlen-)Straße und nördlich an den Königsplatz, südlich an die Roßmarktstraße heranreichte, als ein Keil empfunden werden, der Verkehr und Abrundung hinderte und eine Bedrohung bildete. Es war daher für die Entwicklung der Stadt von der größten Bedeutung, daß Herzog Barnim I. 1249 den Bitten der Bürger, wie es heißt, nachgab und den Platz der Vorburg bis zur Burg (Schloß) hin ihnen überließ. Rasch erhoben sich nunmehr zuerst auf dem Glacis: der Nordseite des Roßmarktes und der Roßmarktstraße, der Ostseite der Luisenstraße — also nahe dem Zentrum der alten deutschen Siedelung — und auf der Südseite der Pelzerstraße Wohnstätten und vereinzelt auch auf dem Boden der Vorburg selbst, wie auf dem Marienplatze, wo der Herzog einen Hof (Marienplatz 2) sich vorbehalten hatte oder anlegte. Als daher 1263 der Bau der Marienkirche begann, mußten schon einige Stellen zum Bauplatz gekauft werden (B St XXI 160), obwohl die Stadt auf alle Rechte verzichtet hatte. Seit dem Beginn der Besiedelung aber, also seit 1249, hatte sich ein Streit zwischen St. Jakob und St. Peter über die kirchliche Zugehörigkeit dieses Gebietes erhoben; 1268 wurde er dahin entschieden, daß das Gebiet der Vorburg, das genau umrissen wird, der Petri-Parochie zufällt: die Grenze bildet eine Linie von dem Hause Conrad Kaufmanns (Ecke Pelzer- und Große Domstraße) zu dem Eckhause Heinrich von Schonenwerders (Ecke Roßmarkt und Luisenstraße) und zum Mühlentor (Ecke Luisenstraße und Königsplatz) und der Graben (an der Stelle des Königsplatzes). Eigentlich wurde der Streit schon für den Mariendom entschieden, denn wenn Herzog Barnim 1261 ein Kapitel von 12 Kanonikern an St. Peter begründet und ihm die Parochie dieser Kirche und das Patronat über andere Kirchen zugewiesen hatte, und wenn dieses Kapitel 1263 mit jenen Patronaten und dem über St. Peter selbst an den zu bauenden Mariendom verlegt worden war, so mußte

auch gerade dieser Teil der Parochie [1]) dem Dom zugewiesen werden. Das ist zwischen 1268 und 1277 geschehen, denn in diesem Jahre läßt der Papst den Streit zwischen den Domherren von St. Marien und der Jakobikirche, die seit 1237 ein Anrecht auf das Patronat über die Petrikirche und alle jüngeren Pfarrkirchen beanspruchen konnte, zu Gunsten der Domherren entscheiden. So ist es geblieben (Abb. 2): 1806 umfaßte der Pfarrbezirk der kurz vorher mit der pfarrbezirklosen Schloßgemeinde vereinigten Mariengemeinde die drei Häuserblöcke von der Ostseite der Luisenstraße bis zum Schloß, auch die Südseite der oberen Pelzerstraße und die untere Pelzerstraße (Altböterberg), von der Fuhrstraße die Westseite von Nr. 16—25 (damals 650—641) und die Ostseite von Nr. 8—15 (839—846) und vier (nach 1790 entstandene) Häuser auf der Nordseite der Großen Ritterstraße am Schloß (damals 832—835); und heute noch bildet dieses Gebiet in der erweiterten Marien-Parochie den Kern.

Daß dieses ganze Gebiet nicht auch die Kirchenfreiheit des Mariendomes war, d. h. daß ursprünglich der ganze Grund und Boden der Kirche gehört hatte, erklärt sich daraus, daß zwischen 1249 und 1263 schon Teile in Privatbesitz gekommen und bebaut waren und zwar die oben genannten Teile, die dem ältesten bebauten Gebiet am nächsten lagen (Abb. 2): Ostseite der Luisenstraße, Nordseite der Roßmarktstraße bis zur Kleinen Domstraße und ein Stückchen der Westseite dieser Straße, Südseite der Pelzerstraße, Fuhrstraße. Insofern war die „Freiheit“ kleiner als die Parochie, in Folge von Stiftungen und Käufen ging sie an wenigen Stellen darüber hinaus, und auch auf jenem Kernstück der „Freiheit“ ist manches erst allmählich verloren oder gewonnen, unter anderem bei der Vereinigung mit dem Besitz der Otten-(Schloß-)Kirche im Jahre 1541.

Aus älterer Zeit ist über die Kirchenfreiheit leider nichts Näheres bekannt; Bedeutung und Umfang lassen sich erst nach der Reformation klar erkennen. Fast alle oben behandelten, dem Marienstift gehörigen Häuser waren auch schon im Besitz der alten Kirche gewesen; sonst „hat die Stifftskirche“, wie es 1693 heißt, „in dem Ihr cedirten

[1]) P U B II 698. 699. 700. 710 739. 740. 785. 1077. Quandt, B St XXIII 1869, 119. Wehrmann, B St XXXVI 1886, 12. XXXVII 1887, 333. Leichen-Reglement von 1806. Brüggemann, Beschreibung von Pommern 1779, 119. Berghaus II 8, 199. Der Petrikirche verblieben: Klosterhof, Junkerstraße, die nördlichsten Häuser von Frauenstraße (1—8. 49. 50) und Bollwerk (1—9), Unterwiek; dazu kamen die Dörfer und Wohnstätten nördlich von der Stadt.

unndt einverleibten Gebiethe: Dominium Directum; dahero auch dieselbe von allen unndt jeden auff der Kirchen Freyheit vorhandenen Häusern bey entstehenden fällen unndt Verenderungen des Dominii utilis eine gewisse Recognition unndt zwort von denen 16. Häusern, darüber principes die Nomination der Besitzer, oder Verschenckung an Selbe Sich vorbehalten, 40 gulden, Von übrigen aber, worüber Administratoribus die freye Disposition gelassen, nachdem die Häuser an Werth befunden, zu heben. Unndt weil einige dieser Gelder auff die Häuser unabgegeben bestehen blieben, unndt davon der Zinß entrichtet wird," so wird von diesen Grundzins gezahlt; auch die Jurisdiktion über die Bewohner, die nicht bürgerliche Nahrung trieben, stand dem Stift zu. Zuletzt haben alle Häuser eine jährliche Recognition und die größere Zahl ein jährliches Grundgeld gezahlt; erst 1872 sind die Summen mit dem $22^2/_9$fachen Betrag abgelöst worden; geblieben ist bis auf den heutigen Tag das Vorkaufsrecht des Stiftes. Die sorgfältig gehüteten Vorrechte der Freiheit, die vor allen onera realia und personalia bewahrten,[1]) boten natürlich besonders in älterer Zeit immer wieder Anlaß zu Streitigkeiten mit Stadt und Landesherrn; von Zahlung des Servis und Einquartierungen, von Abgaben und Lieferungen, von Bewachung, von Herstellung, Unterhaltung und Reinigung der Straßen handeln unendlich viele Akten.

Die ersten Häuser, die genannt werden, sind jene 14 (so muß es heißen), die bei der Stiftung des Paedagogiums im Jahre 1541 die Herzoge von Stettin und Wolgast sich vorbehielten; sieben blieben zur Disposition des Herzogs Barnim und sieben zu der des Herzogs Philipp. Es sind — durch die vielfach lückenlos überlieferten Namen der Besitzer ließen sie sich wie die anderen feststellen[2]) — die Häuser: Große Domstr. 1; Marienplatz 3; Kleine Domstr. 2; Große Domstr. 24; Große Ritterstr. 4; Kleine Ritterstraße 1 (später Münze); Kleine Ritterstr. 3, das schon — ursprünglich war es „Ballhaus" — Herzog Barnim für seine „perde und klepper" nahm und abbrechen ließ, 1626 entstand die heutige Reitbahn (B K St XIV 1, 61); und die anderen sieben: Marienplatz 4; Kleine Domstr. 24; Große Ritterstr. 1/2; Kleine Domstr. 2 (die kleinere nördliche Hälfte des Grundstückes); Kleine Ritterstr. 2 (der

[1]) M St A I 1, 124.

[2]) Zusammengestellt sind die Namen im 5. Bande der Registratur des Stiftsarchivs von 1752 fol. 575 ff. Die Akten dieses 31. Titels „Wegen Verlassung der auf der St. Marien Kirchen Freyheit befindlichen Häuser" sind 1811 an das Stadtgericht abgeliefert worden.

südliche Teil; durch Johann Friedrich, weil er baufällig war, zum Hof des Klepperstalles gezogen); Große Domstr. 22 (die südliche Hälfte; später fürstliche Kanzlei); Große Ritterstr. 3[1]).

Mit diesen Häusern beginnt auch die Aufzählung in der Matrikel von 1545 und läßt ihr 54 Häuser, Buden, halbe Buden Grundstücke folgen, die in der Stadt, im Mühlentor und in der Niederwiek liegen. In dem Rezeß, den 1612 Herzog Philipp mit der Stadt schloß, werden auch die Häuser der Freiheit aufgeführt (Abschnitt 7 und 9), aber nicht so genau — wohl weil einige strittig waren —, daß nicht später neuer Streit die Folge war. Die Marienstiftsfreiheit umfaßte also im ganzen folgende Grundstücke[2]): Marienplatz 4—2 (S. 54). Roßmarktstr. 7—8 (einst zu den Häusern am Marienplatz gehörig, wie 9 zum Fürstlichen Hof Marienplatz 2). Kleine Domstr. 12 (schon von der alten Kirche erworben; später lag es gegenüber der Kommandantur). 24—22. 25—26 (S. 27). 7. 6 (S. 46). 5 (Jageteufelsches Kolleg. S. 46). 4 (S. 43). 3[3]). 2 (ursprünglich zwei Häuser). 1 und Königsplatz 5 (S. 36). 4. 3. 6—12 (S. 38). Große Domstr. 1—3. 20 (einst zwei Buden). 21. 22 (einst zwei Häuser [S. 40] und eine Bude). 23. 24 (einst Haus und Bude). 25. 26 (einst zwei Buden). 27 (S. 46). Große Ritterstr. 4—1. Ein Haus gegenüber von Nr. 1 „hart an St. Otten-Kirche an der Stadtmauer"; vor 1545 abgebrochen. Kleine Ritterstr. 1 (S. 54). 2. 3 (einst zwei Häuser; das Areal des nördlichen wurde nach dem Abreißen der „Eselshof" der Reitbahn; S. 54). 4. Pelzerstr. 10 (einst St. Otten-Vikarienhaus, dann Wohnung des herzoglichen Marschalks, dann Fürstliche Schmiede). 11 (Wohnung des Herzogl. Organisten). 12. 24. 26. 29 (einst Torweg zu Große Domstr. 21). 30. 31[4]). Das Haus Ecke Königsplatz

[1]) Vgl. den Ausschnitt aus der Landmatrikel von 1706, der in Abb. 2 (B St XXI) wiedergegeben ist und die Häuser der Freiheit mit den modernen Nummern enthält. Das Haus Marienplatz 2 fehlt unter den 14 Häusern, weil es an der Stelle des Hofes steht, den Barnim I. sich 1263 vorbehielt (B St XXI 160); dort starb 1523 Bogislav X. Im Jahre 1612 wird es zur Freiheit gerechnet. Die Erinnerung an diesen fürstlichen Besitz war aber im vorigen Jahrhundert noch nicht erloschen (J. Hildebrandt, Bilder aus Stettin vom Anfang des 16. Jahrh. 1857, 20. Berghaus II 8, 172).

[2]) In Matrikeln, Lustrationen, Prozeßakten usw. sind sehr zahlreiche Verzeichnisse der Häuser erhalten; in den Katastern fehlen die Freihäuser gewöhnlich. M St A Tit. I Sect. 2 General. 1; I 2 Gen. 5; IX Polizei Spec. 14, 2, 1—2; IV Contrib. Spec. I 13; XIII 1; XVIII Milit. 3 Nr. 6.

[3]) Bis 1554 Domhaus des Kapitels zu Kammin taucht es erst 1612 unter den Häusern der Kirchenfreiheit auf. St A St Stett. Arch. P I Tit. 90 Nr. 10 a.

[4]) Die Nr. 25. 27—28 waren strittig und auch 26. 29. 30 nicht unumstritten.

und Große Wollweberstr. (S. 45). Später nicht mehr genannt werden Luisenstr. 28/7 und ein Haus im südlichen Teil der Großen Domstr. Der Besitz (Buden, drei Gärten, zwei Scheunen) zwischen den Mühlentoren fiel den Befestigungen später zum Opfer (S. 48), ebenso der Holzhof auf der Niederwiek (S. 47) und die drei Buden bei ihm auf der Ostseite des Weges — sie waren zusammen mit dem Hof 188 Fuß lang und je nach dem Wasserstand 90 Fuß tief — und die vier Buden mit Garten und Lusthaus auf dem Berge an der Westseite des Weges[1]) — 123 Fuß lang und der Höhe 83 Fuß; 233 Fuß tief —; hier näherte sich der alte Besitz, der 1737 dem Fort Leopold verfiel, dem heutigen Gymnasialgrundstück. Später kam der Fürstengarten am Pladdrin dazu (S. 50).

Zur Freiheit gehörten also unbestritten in der Stadt 56 heutige Hausplätze, von denen 15 unmittelbares Eigentum des Stiftes waren, dazu der Besitz zwischen den Mühlentoren, in der Niederwiek und auf der Lastadie. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts betrug die Zahl der Häuser in der Stadt 33—35, in der Niederwiek 7—8, 1872 bei der Ablösung der Rechte 36, wozu der Garten des Hauses Luisenstr. 25 kam, der früher jedenfalls Teil eines der anderen Grundstücke war.

XV. Dörfer.

Nachdem im Jahre 1266 Herzog Barnim I. der Marienkirche als ersten Landbesitz das Dorf Brunek (Brunn, nicht Brünken) und das halbe (früh untergegangene) Dorf Glambeck geschenkt hatte, mehrten sich von Jahr zu Jahr Stiftungen von Fürsten und Privaten an ganzen und halben Dörfern, Dorfanteilen, Einzelhöfen, Abgaben von Geld, Getreide oder Vieh. Nach der Begründung des Otten-Kapitels (1346) wandten die Fürsten diesem besondere Gnade zu, aber bis zum Ende der katholischen Zeit hat sich auch der Besitz der Marienkirche schwerlich verkleinert, und 1541 bei der Vereinigung der beiden Kapitel und der Stiftung des Pädagogiums um den Besitz der Ottenkirche[2]) vergrößert, dann aber durch Verkauf, Tausch und auf andere Weise allmählich verringert. In der folgenden Übersicht sind alle Dörfer aufgeführt, an denen das Marienstift einmal Anteil hatte, das Jahr des

[1]) An anderer Stelle werden 1709 elf halbe Buden dort aufgeführt.

[2]) Steinbrück, Von dem St. Otten-Stift und Kirche. 1774, 6.

Gewinnes dieses Anteils oder seiner für uns ersten Erwähnung, die Höchstzahl der dem Stift einmal gehörigen Hufen, der Verlust und die Angabe, ob er ursprünglich St. Otten eigentümlich war.

Links der Oder

Boeck	1284	6	fehlt 1545	
Brunn	1266	47	bis 1590	verkauft (von Rammin)
Bobbelin		10	bis 1653[1])	St. Otten
Daber	1322	15	z. T. bis 1706 fehlt 1778	z. T. St. Otten; z. T. Tausch gegen Plöwen
Garz a. O.	1572	2	bis 1679 (1684)	St. Otten
Gellin	1328		fehlt 1545	Cramer II 61
Gesow	1280	8	fehlt 1692	
Glambeck	1267	halb	bis ?	
Karow[1])	1346	24		St. Otten
Kasekow	1310	56	bis 1608	verkauft (von Rammin)
Kesow	1272	21	bis 1656	verkauft
Konow (bei Vierraden)		10		
Kratzwiek		1 Hof		
Ladentin	1272	ganz	fehlt 1545	
Lienken	1313	ganz	fehlt 1709	
Luckow	1298	70	bis 1666	verkauft
Mandelkow . . .	vor 1548?	5	bis 1653[1])	eingetauscht gegen Sparrenfelde
Messentin		7	fehlt 1709	Hopfenwälle
Neuendorf	1287	8	fehlt 1778	
Neuenkirchen . .	1280	71	bis 1653[1])	
Pargow	1308	19	fehlt 1584	vertauscht gegen Scheune
Plöwen	1707	4		Tausch gegen Daber

[1]) Gegen die Rechte in Bobbelin, die einst die Herzoge Barnim und Kasimir geschenkt hatten, Mandelkow, Neuenkirchen und Schwennenz wurden 1653 die Rechte in Klein-Reinkendorf, Karow und Schmellentin vergrößert. — Die Dörfer bei denen in der vierten Spalte nichts vermerkt ist, blieben dem Stifte bis zuletzt.

Pommerensdorf .	1490	1 Hof	fehlt 1693	
Radekow	1566	1	fehlt 1709	
Hohen-Reinkendorf		Pacht	fehlt 1584	
Klein-Reinkendorf[1])	1331	29		
Retzin	1295	4	fehlt 1693	
Scheune	1485	7½	fehlt 1709	St. Otten; später vergrößert
Schillersdorf . .	1323	12	fehlt 1545	
Schmellentin[1]) .	1326	9		
Schönefeld (bei Penkun)	1278 1593	4 22½	bis 1666	ganz; Tausch gegen Hohen-Selchow; 1666 verkauft
Schönow	1325	1	fehlt 1632	
Scholwin	1498	32		ganz; St. Otten
Schwennenz . . .	1371	56	bis 1653[1])	St. Otten
Hohen-Selchow .	1305	77	bis 1593	Tausch gegen Schönefeld
Sommersdorf . .	1316	8	bis 1666	verkauft
Sparrenfelde . .	1291	4	fehlt 1584	s. Mandelkow
Stolzenhagen . .	1313	12	fehlt 1693	z. T. St. Otten
Storckow	1444	2	bis 1666	verkauft
Völschendorf . . .	1285	4		
Wamlitz	1267	34½		ganz
Woltin	1335	11	fehlt 1632	
Wussow	1493	6	fehlt 1709	St. Otten
Hohen-Zahden . } Nieder-Zahden . }	1272	52		ganz

Rechts der Oder

Barnimskunow .	1313	9		z. T. St. Otten
Brietzig	1322	60½		ganz; z. T. St. Otten

[1]) vgl. Anmerkung 1 S. 57.

Alten-Grape . . .	1310	43		
Neuen-Grape . .		8		z. T. St. Otten
Isinger	1497	36	bis 1653 [1]	St. Otten
Marsdorf	1325	36 (61)		z. T. St. Otten
Groß-Mellen . .	1633	15	fehlt 1709	Tausch mit Prillwitz
Naulin	1445	9	bis 1584	St. Otten; Tausch mit Prillwitz und Schellin
Prilup bei Stargard		Abgabe	bis 1653 [1]	St. Otten
Prillwitz	1584	6	bis 1633	Tausch mit Naulin und Mellen
Rackitt [2]	1329	10		z. T. St. Otten
Repenow	1333	28		ganz; z. T. St. Otten
Rohrsdorf [2] . . .	1346	17		St. Otten
Sabow	1327	5	fehlt 1778 [3]	
Sarow bei Stargard	1565	6	bis 1655 [1]	
Schellin	1584	5	bis 1653 [1]	Tausch mit Naulin
Schlötenitz	1346	4	bis 1632	St. Otten; verkauft (von Hindenburg)
Schwochow . . .		13	bis 1653 [1]	
Suckow	1489	6	fehlt 1693	St. Otten

Nicht gering war auch der Besitz an Wiesen, Holzungen, Mühlen, von denen je eine in Damm, Wussow, Stargard erwähnt sei; die Pfandgüter wie in Petershagen gingen früh verloren.

Eine eigene Gutsherrschaft besaß das Stift nicht, sondern die Hufen waren meist in Erbpacht vergeben und das Stift übte nur grundherrliche Rechte aus, die in Kirchenpatronat, Rechtsprechung, Polizei, Diensten, Anerkennungsgeldern (Recognition, Laudemien u. a.) bestanden. Die Edikte von 1807 und 1811 änderten das Verhältnis zwischen Stift und Untertanen vollständig: die freien Bauern

[1] 1653 eingetauscht gegen Dienste des Fürsten in Alten-Grape und Repenow.

[2] Im Jahre 1631 trat der Fürst seine Dienste in Rackitt und Rohrsdorf an die Kirche ab.

[3] In der Aufzählung des Besitzes bei Brüggemann a. a. O.

[4] Vertauscht gegen Dienste und Abgaben in Schmellentin und Scheune.

zahlten nur noch Kornrenten, die nach den Gesetzen von 1850 und 1857 durch Kapitalzahlungen abgelöst wurden; nur Alt- und Neuengrape entrichten heute noch jährliche Kornrente in Geld. Das Stift behielt Gerichtsbarkeit (bis 1849), Jagdgerechtigkeit (bis 1848), Dorf- und Feldpolizei (bis 1872), Schul- (bis 1906) und Kirchenpatronat, Straßengerechtigkeit, Vorkaufsrecht. Auch die Straßengerechtigkeit und das Kirchenpatronat sind jetzt fast überall abgegeben worden.

Nur wenige Ackerflächen und einige Wiesen, von denen neuerdings mehrere durch Enteignung an die Stadt Stettin gekommen sind, gehören noch dem Stifte und zwei Forstgüter, Marsdorf und Marienwalde [1]).

---

[1]) Die Durcharbeitung der unendlich zahlreichen Dorfakten im M St A, St A St im zerst. M St A und in anderen Abteilungen kann zu äußerst wichtigen Ergebnissen für die Geschichte der Dörfer führen und für ihre Verfassung, ihre Bewohner und deren Gebräuche, die Bewirtschaftung, Kirche und Schule, Hausbau, kurz sie kann uns die pommersche Dorfschaft unserer Gegend endlich kennen lehren. Mit Brietzig ist Herr Oberlehrer Dr. Siuts (Pyritz) beschäftigt.

Georg Karl Lange, ein verschollener pommerscher Dichter

Von

Prof. G. Gaebel

I.

Pomerania non cantat — so dürfte man einen alten Spruch mit Fug und Recht abwandeln. Mag auch der Anteil Pommerns an dem allgemeinen deutschen Geistesleben kaum geringer sein, als derjenige der übrigen ostdeutschen Koloniallande, so trifft dies doch für das besondere Gebiet der Dichtkunst nicht zu. Wohl ist auch hier im „Lande am Meer" deutscher Gesang von Wizlav von Rügen bis auf unsere Tage erklungen, und es ist zu bedauern, daß es noch immer an einer pommerschen Literaturgeschichte fehlt, die wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen vermöchte. Aber es wird sich schwerlich bestreiten lassen, daß Pommern sowohl an Zahl der Dichter wie besonders in Bezug auf das Maß ihrer schöpferischen Kunst und die Höhe ihrer Leistungen hinter Schlesien, Österreich, Obersachsen, wohl auch Holstein und Mecklenburg zurücksteht und auch von der Mark Brandenburg, deren Musen und Grazien Goethes Spott herausforderten, übertroffen wird. Daher dürften die Kenner und Freunde der pommerschen Vergangenheit es mit Interesse und Genugtuung begrüßen, wenn der pommersche Parnaß um eine neue Gestalt bereichert, ein Dichter, der bis dahin unbekannt oder verschollen war, der Vergessenheit entrissen und ihrer Kenntnis zugänglich gemacht wird. Es ist dies Georg Karl Lange, der vor hundert Jahren in Stettin lebte und dichtete. Seine sehr zahlreichen Werke sind niemals gedruckt worden, sondern nur handschriftlich erhalten und neuerdings in den Besitz der Stettiner Stadtbibliothek übergegangen. Da an eine Herausgabe auch nur einzelner von ihnen nicht zu denken ist, soll im Folgenden der Versuch gemacht werden, den Umfang, die Art und Bedeutung seines dichterischen Schaffens festzustellen und durch eine Anzahl von Proben zu erläutern.

Georg Karl Lange[1]) ist im Jahre 1770 in Stettin als Sohn eines preußischen Artillerie-Majors geboren, der die Feld-

[1]) Ob der Rufname Georg oder Karl war, ist nicht festzustellen; die eigenhändige Unterschrift lautet meist nur Lange, seltener George Carl Lange.

züge Friedrichs des Großen mitgemacht hatte. Er besuchte das Stettiner Ratslyceum, das er Michaelis 1789 verließ, um in Halle Rechtswissenschaft zu studieren. Nach Beendigung seiner Studien wurde er als Assessor an der Kriegs- und Domänenkammer angestellt und im Mai 1800 zum Kriegs- und Domänenrat ernannt. Aber schon frühzeitig nahm er seinen Abschied; im Jahre 1809, wo die Auflösung dieser Behörde stattfand, wird er in der Liste ihrer Mitglieder nicht mehr genannt. Welche Gründe ihn bestimmt haben, sein Amt in so jungen Jahren niederzulegen, ob es Gesundheitsrücksichten waren oder vielleicht nur das Bedürfnis, der Aktenarbeit, über die er in seinen Gedichten zuweilen seufzt, zu entfliehen und seine Kraft und Zeit ganz der Dichtkunst zu widmen, das läßt sich nicht feststellen. Doch ist das erstere wenig wahrscheinlich. Denn er hat noch lange Jahre in Stettin gelebt und ist erst am 30. August 1835 im Alter von 65 Jahren am Schlagfluß gestorben[1]). Er hinterließ eine Witwe Christina Sophie geb. Schmidt, die bis 1851 in Stettin gelebt hat, und zwei Söhne, von denen der ältere Adolf Theodor als Hauptmann a. D. und Steuereinnehmer in Pyritz 1876, der jüngere Albert Theodor als Arzt in Stettin 1897 gestorben ist. Zwei andere Söhne Julius und Karl und eine Tochter hat er selbst überlebt.

Nach der Familienüberlieferung war Lange sehr wohlhabend, aber ein Sonderling, der abseits vom Weltgetriebe ganz seinen persönlichen Neigungen lebte. Schon in jungen Jahren hat er sich der Dichtkunst zugewandt, vielleicht angeregt durch einen älteren Mitschüler namens Mundt, der einige Zeit vor ihm die Universität Halle bezog und in idealer Begeisterung für die griechische Literatur sich am liebsten ganz ihrem Studium und der Beschäftigung mit der Poesie gewidmet hätte, aber wegen seiner Armut die Theologie als Brotstudium wählte. Er war später Feldprediger, dann Superintendent in Demmin und ist 1838 in den Ruhestand getreten[2]). Der Briefwechsel zwischen den beiden Jünglingen, der leider nur zum kleinsten Teil erhalten ist, wird von beiden Seiten vielfach in poetischer Form geführt, und wiederholt werden zeitgenössische Dichter erwähnt, wie Geßner, Klopstock, Wieland, Jakobi, Göcking, Gleim.

---

[1]) Seine Wohnung war dauernd oder doch längere Zeit im Hause Paradeplatz 529, das sein Eigentum war, wie eine Zuschrift des Stettiner Stadtgerichts an ihn dartut.

[2]) Die evangelischen Geistlichen Pommerns I 124.

Das älteste Denkmal dieser Schulfreundschaft ist die undatierte Epistel „An meinen Freund vor seiner Abreise", mit der Lange die Überreichung von Wielands „Oberon" begleitet[1]).

Geliebtester!

So willst Du mich verlassen?
O nimm den Dank, den ich Dir schuldig bin,
Den letzten treuen Dank von meinen Lippen hin.
Wie? Könnt' ich billig nicht das Schicksal hassen,
Das uns beim Eintritt in das Leben,
Zu unserm Glück mit, Freunde wählen heißt?
Und, wenn es uns den Schatz, nach dem wir streben,
Den wir mit Müh' gesucht, gegeben,
Den Freund, den gleich beim ersten Blick der Geist
An seiner edlen Biedermiene kennet,
Daß er es sei, den ihm sein Glück vergönnet,
Ihn dann sich wählt und ruhigen Genuß
Zu haben wähnt, so setzt schon allen seinen Freuden,
Als wenn die Götter es ihm selbst beneiden,
Daß er so glücklich ist, das Ziel — der Abschiedskuß.
Welch Glück für mich, daß ich nicht fehlte
Und bei der Wahl so glücklich wählte!
Doch ach, wie bald schwand jene Zeit,
Die unter Scherz und Fröhlichkeit
Durchlebet ward! Wo seid ihr hin, ihr frohen Stunden?
Wie Träume in der Mitternacht,
Wie Gärten, die die Phantasie erschafft,
Seid ihr vor meinem Blick verschwunden,
Und nur Erinnerung bleibt zurück.
Und nur Erinnerung? Nein, jeder Augenblick
Mit Dir durchlebt, und jede frohe Stunde,
Freund, war mir, was der erste Kuß
Dem Liebenden, den er dem bebenden Munde
Des holden Mädchens aufdrückt,
Und der, wenn er auch nicht voll den Genuß
Der Liebe schlürfen kann, ihn lange doch beglückt.
Geh' hin! ich weine nicht, was soll ich klagen?
Daß Dich der Ruf des Schicksals winkt?
Dein Arm beim Abschiedskuß so innig mich umschlingt?

[1]) Bei der Wiedergabe der Dichtungen sind Orthographie und Interpunktion durchweg dem modernen Brauch angepaßt.

Hart ist es! doch nach wen'gen Tagen
Zerreißt das Schicksal auch mein Band,
Das mich hier fesselte: wir sehn uns wieder
Und lieben uns aufs neu wie Brüder.
Hier diese Rechte sei das Unterpfand,
Daß, wer der Freundschaft heiligste Pflicht
Auch in der weitesten Entfernung bricht,
Nicht wert mehr sei, ein Mensch zu sein!
Und Freund! Gehst Du dies mit mir ein,
So nimm, bis ich Dir einst was Größres geben kann,
Zu meinem Dank dies kleine Denkmal[1]) an.

Dieses Gedicht dürfte aus dem Herbst 1788 stammen, wo Mundt Stettin verließ, um in Halle zu studieren. Dorthin sendet ihm Lange am 2. Januar des folgenden Jahres einen Neujahrswunsch in Versen, der auch auf ihre beiderseitigen dichterischen Versuche anspielt:

Dir wünsch ich, Freund,
Recht wohl gemeint,
Stets Überfluß für Pegasus.
Mich hat das Luder,
Seit Du nicht mehr
Mein Führer bist,
Manch schönes Mal
Zu meiner Qual
Im größten Mist
Schon abgeschmissen . . .
Wenn Hunger, Not,
Kreuz, Elend, Tod
Zu kommen droht,
O schlag's geschwind
Nur in den Wind,
Probatum est!
Vergiß nicht ganz
Den närrschen Hans,
George Carl Lange.

Am 23. Januar 1789[2]) antwortet Mundt in einem langen poetischen Erguß, in dem er mit Humor über seine bedrängten

[1]) Wielands „Oberon".

[2]) Im Original des Briefes steht allerdings die Jahreszahl 1788; doch ist dies, wie der Zusammenhang mit den folgenden Briefen ergibt, ein Schreibfehler, wie er häufig in den ersten Wochen eines neuen Jahres gemacht wird.

Geldverhältnisse klagt: er selbst muß in der Winterkälte frieren und darben, während der Freund in Stettin am warmen Ofen sitzt und sein letztes Gedicht deklamiert; und in Prosa spricht er die Hoffnung aus, ihn nach Ostern in Halle als Studenten begrüßen zu können, erbietet sich, ihm eine Wohnung zu mieten, warnt ihn, sich von den Werbern einer Landsmannschaft oder Ordensgesellschaft „kapern" zu lassen. „Wenn Du wieder in Versen schreibst, so mache mehr Randglossen und melde mir viel Neues. . . . Deine Bücher bringe nur mit, sie kosten gewiß nicht so viel Porto, als wenn Du sie Dir hier anschaffen wolltest. Neue, zumal Werke der schönen Geister, brauchst Du Dir dort nicht anzuschaffen; die bekommt man hier aus Karlsruhe über Gotha für beinahe den 3ten Teil des hiesigen Preises, weil es Nachdrucke sind. Zwar ist es verboten, sie bringen zu lassen; allein per licentiam poëticam läßt man sie dennoch bis aufs nächste sächsische Dorf kommen und holt sie dann zu Fuße herein, ohne die geringste Gefahr, visitiert zu werden. Ich lasse mir soeben S. Gesners sämtliche Schriften (4 Thaler) für 16 Groschen und M. Mendelsohns Psalmen für 8 Groschen mitbringen. Klopstocks Messias kostet daselbst 1 Thaler 1 Gr. 6 Pf., Wielands sämtliche Schriften — mich deucht — 1 Th. 12 Gr., sein Oberon 6 Gr. Und in diesem Verhältnis stehen alle die besten Dichter und andere deutsche Schriften. Das Papier ist weit besser, als unser Druckpapier. . . . . Gegen Ostern schnalle den Sattel des Hippogryphen ja gut fest, damit es Dir nicht so gehe, wie weiland dem Baron daselbst."

Wenn der Freund mit diesen Worten auf die Reifeprüfung Langes anspielen will, so hat die Mahnung keinen Erfolg gehabt. Zwar schreibt dieser am 20. Februar 1789:

> „Dem Königlichen Preußischen Studenten Mundt
> Entbieten wir (noch immer Schulfuchs) unsern Gruß"

und fährt in solchen reimlosen Jamben fort, er wolle Ostern nach Halle zum Studium kommen, zuerst bei einem anderen Bekannten wohnen und sich dann eine Dachstube mieten. Das sei das beste

> „Für einen armen, leid'gen Dichterling
> Und Reimschmied, weil er immer hoch hinaus will".

Aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung: als im Frühling 1789 die Abiturientenprüfung, die soeben in Preußen eingeführt worden war, zum ersten Mal am Stettiner Ratslyceum stattfinden sollte, da wagte keiner der dazu berechtigten Primaner sich zu

melden[1]), und auch Lange mußte wohl oder übel noch ein halbes Jahr die Schulbank drücken. Am 22. August schreibt Mundt: „Wer ließ es sich wohl träumen, daß Du auf Ostern nicht kommen würdest? ... Wie ich gehört habe, hast Du bereits die Hitze der Musterung überstanden, und nach kurzer Zeit sehen und sprechen wir uns wieder. Wie lief's mit dem Examen ab? Gensen schreibt, von den Quintanern[2]) wären nur drei, Du, Löwzow und Bremer angenommen. Etwas feucht wurde Euch der Pelz doch wohl."

Das Examen, von dem hier die Rede ist, wurde 1789 glücklich bestanden. Lange konnte Michaelis die Universität Halle beziehen und die beiden Freunde ein Wiedersehen feiern. Aus der vorhergehenden Zeit der Trennung stammt noch die folgende Antwort auf ein Gedicht von Mundt „Auftrag an meine Taube" in demselben Versmaß wie das letztere.

Ja Freund, wir wollen Mauern
Und Gärten heut' verlassen
Und auf den grünen Fluren,
Die Flora prachtvoll kleidet,
Die blauen Blümchen suchen,
Wofür Dein Mädchen heute
Wohl tausend Küsse kriegte,
Als sie im ersten Schlummer
Mit ihrem blauen Veilchen,
Das erste, das sie pflückte,
Dich aus dem Schlummer weckte
Und Dich im Raten übte,
Denn Mädchens sind oft schalkhaft.
Heut' scheint April nicht mürrisch,
Wie zahnenlose Alte,
Wenn sie beim holden Mädchen
Den Mund zum Küssen spitzen,

[1]) Der Rektor Walther berichtet am 18. Februar 1789, es habe sich niemand zum ersten Examen gemeldet: „Es hatten sich zwar einige veterani schon lange zuvor verlauten lassen, daß sie diese Ostern zur Akademie abgehen würden; allein diese haben, vermutlich weil es ihnen am besten fehlt, ihre Entschließung geändert und wollen noch auf der Schule bleiben." (Stett. Staats-Archiv, Akten des Konsist. S. I T. 7 Nr. 14 v 2. Vergl. auch Paul Schwartz, Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium und das Abiturientenexamen. II S. 98.) Unter den vier Namen, die der Rektor nennt, befindet sich derjenige Langes sonderbarer Weise nicht. Der angegebene Grund, Mangel an Mitteln, dürfte auf ihn auch kaum zutreffen.

[2]) Mit Quinta wurde damals die oberste Klasse bezeichnet.

Auf uns herabzusehen,
Und wenn wir Veilchen pflücken,
Dann pflücken wir auch Küsse,
Denn jedes Veilchen soll nur
Ihr beste Grüße bringen.

Noch von zwei anderen Gedichten läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß sie den Jünglingsjahren angehören. Das eine feiert den Opfertod des Prinzen Leopold von Braunschweig, der am 27. April 1785 in Frankfurt in der Oder ertrank, als er sich bemühte, die Bewohner der Dammvorstadt, die von Eisschollen und Wasserfluten bedroht waren, zu retten. Es beginnt:

Wenn je der Menschheit eine Träne
Des Mitleids und des Mitgefühls entrollt,
Wenn sie noch je der schaudervollsten Szene
Entsetzen und Erbarmung zollt,
O dann verzeiht sie auch dem jungen Dichter,
Der nur Gefühl in seine Laute sang,
Wenn er gestrauchelt und der Sprache Zauberklang
Noch nicht erreicht: ein milder Richter
Wird sie dann dem, der Tod und Schrecken
Und nur Unglückliche besingt,
Der blos des Mitleids Tränen zu erwecken
Und nicht nach Lorbeerkränzen ringt. . . . .

Das zweite ist eine Ode an den Mond, die vom Jahre 1791 datiert ist. Derselben Zeit dürften auch Übersetzungen von Idyllen des Theokrit und Eklogen des Vergil entstammen, die sich zusammen mit den eben besprochenen Briefen und anderen Gedichten in einem ungeordneten Paket von Schriftstücken des Nachlasses vorfinden. Hierzu gehört auch das Gedicht „Der Frühling“, das sich durch seinen frischen, lebhaften Ton vorteilhaft von den Werken der späteren Periode unterscheidet.

Mädel, 's ist Frühling, der Winter entflohn,
Wälder und Büsche bekränzen sich schon,
Schwalben, die Boten des Frühlings sind da;
Fliehe drum, Liebchen, dein Zimmerchen ja!

Mädel, 's ist Frühling! Auf, eile zu mir,
Fliehe der üppigen Städter Revier!
Laß uns durchwandeln die blumige Flur;
Schön ist die gütige Mutter Natur.

Mädel, 's ist Frühling! Der liebliche Quell
Rieselt durch Blumen so freundlich, so hell:
Neben ihm winket so schattig, so kühl
Traulich die Laube zum fröhlichen Spiel.

Mädel, 's ist Frühling! Im duftenden Klee
Tändelt das Lämmchen, im silbernen See
Plätschert der Karpfen; im Tal und im Wald,
Horch, wie der Vögelchen Liedchen erschallt!

Mädel, 's ist Frühling! Wenn's morgens noch graut,
Ruft schon das Männchen der Drossel die Braut;
Horch, wie er flehet! Manch zärtliches Ach
Hallet die Nymphe des Waldes ihm nach.

Mädel, 's ist Frühling! Ach wärst du schon mein,
Fühlt' ich die Freuden noch einmal so rein.
Liebchen, komm, eile vor allen mir zu!
Schöner wie Frühling und alles bist Du.

Mit dem Herbst 1789, seitdem die beiden Freunde zusammen in Halle lebten, hört natürlich ihr Briefwechsel auf, und damit versagt die einzige Quelle, aus der wir über Langes Lebensumstände nähere Auskunft schöpfen können. Aus seinen späteren Lebensjahren besitzen wir so gut wie gar kein Material, weder Briefe noch Aufzeichnungen irgend welcher Art, die uns Aufklärung über seine geistige Entwicklung oder seine äußeren Lebensverhältnisse zu geben vermöchten. So bedauerlich dies an sich ist, so ist es doch für die Würdigung seiner Dichtung nicht von großem Belang, da diese nicht organisch aus seinem Leben hervorgewachsen ist. Für ihre Betrachtung ist es gleichgiltig, ob sein Leben so oder anders verlaufen ist. Wenn Goethe alle seine Werke als Bruchstücke einer großen Konfession bezeichnen konnte und wir in ihnen sein ganzes Leben mit seinen Kämpfen, Freuden und Leiden sich widerspiegeln sehen, so trifft auf unseren Lange das Gegenteil zu: es möchte fast scheinen, als ob er gleichzeitig zwei Lebensbahnen gewandelt sei, die ohne jeden inneren Zusammenhang scharf von einander getrennt waren, die eine als Beamter und Familienvater, die andere als Dichter. Je weniger wir von der ersteren wissen, desto reicher sind die Früchte der letzteren. Daher ist es untunlich, sein dichterisches Schaffen, obwohl es einen erstaunlichen Umfang hat, in sein Leben einzureihen, zumal vielen seiner Werke die Angabe der Entstehungszeit fehlt. Um eine Übersicht über die von

ihm hinterlassenen Werke zu geben, bleibt nur übrig, sie nach Dichtungsgattungen zu ordnen, wobei ich die von ihm selbst den einzelnen handschriftlichen Bänden gegebenen Titel wiedergebe. Die meisten sind sowohl in der Urschrift, die vom Verfasser vielen Änderungen unterzogen worden ist, wie in einer Reinschrift vorhanden. Datierungen finden sich gewöhnlich nur in der ersteren, aber auch hier keineswegs regelmäßig.

II.

Wir beginnen mit den „Lyrische Gedichte“ betitelten zwei Bänden. Die 70 Gedichte des ersten Bandes, die alle ein Datum haben, reichen vom 3. Juni 1826 bis 3. Oktober 1827. Von den 200 des zweiten Bandes sind nur die fünf ersten vom 29. Mai bis 6. Juni 1828, außerdem das einunddreißigste vom 3. Juli 1828 datiert. Da alle übrigen ohne Datum sind, möchte ich glauben, daß sie aus früheren Jahren stammen und hier nachträglich zusammengestellt sind. Das erste Gedicht ist eine Ode „An die Griechen“ in achtzehn alcäischen Strophen, deren Schema der Dichter in dem ersten Entwurf dem Text vorgesetzt hat. Die ersten beiden Strophen lauten:

Erhebt euch, Griechen! schallt's vom Olymp herab,
Zerbrecht die Fessel, die euch Jahrhunderte
Schon Nacken, Arm und Fuß umklirrte,
Mit der erschöpften Geduld des Mutes!

In Freiheit blüht nur Leben, und bitterer,
Als Tod und Grabesnacht, ist des Despotensinns
Ruchloses Spiel, mit frecher Willkür
Lähmend des Geistes und Herzens Kräfte.

Auch die übrigen Gedichte dieses Bandes sind teils in der alcäischen, teils in der asklepiadeischen, teils in der sapphischen Strophe abgefaßt, während diejenigen des zweiten Bandes sämtlich aus gereimten Versen bestehen, die meist vierzeilig sind und sich in den verschiedensten Maßen bewegen. Der Inhalt ist überaus mannigfaltig, wie schon aus den Titeln hervorgeht, z. B. an den Lenz, an den Genius des Lebens, an die Natur, auf eine Rose, an die Nacht, an eine Schwalbe, auf das Gold, auf die Zukunft, auf die Gegenwart, auf die Hoffnung, auf die Erinnerung, an die Zeit, an den Tod, an den Schmerz, auf den Wein, an Jesus

Christus, an die Einsamkeit, an die Gewohnheit, an die Göttin der Mode, an die Weisheit, an das Vertrauen, an die Sehnsucht, an die Ehe, an den Stolz, an die Zufriedenheit, an den Ehrgeiz, an die Heimat, an die Habsucht, an Blücher, an das Auge, an die Wahrheit, an das Feuer, an den Scherz, an die Tränen, an den Himmel, an die Hölle, an die Reue, die Friedensgöttin u. dergl. Wie man sieht, sind es fast ausschließlich abstrakte Begriffe, die der Dichter besingt, und zwar geschieht dies in der Regel in der Einkleidung, daß ein solcher Begriff, z. B. der Tod, die Erinnerung, der Herbst als eine Art von Gott oder Dämon personifiziert ist, dessen Wirken nach allen Seiten hin geschildert wird. Einige Beispiele mögen diese Art veranschaulichen.

An die Natur.

Der Gottheit Ausfluß! Bild des Unendlichen,
Der, unsichtbar den Blicken der Sterblichen,
Durch dich allein nur wirkt und schaffet
Und sein Gebot nur durch dich verkündet.

O, wen du leitest, wer sich dir treu ergibt,
Des Lebens Schutzgeist, der dir zur Seite steht,
Nicht von sich scheucht und euch nur huldigt,
Nimmer versinkt er im Lebensstrudel.

Und alle Wesen, die du erschaffen hast,
Sie alle legst du liebend ans Mutterherz
Und leitest sie mit leisen Händen,
Daß sie die Pfade des Glückes finden.

Nicht einen stößt du von dir mit Herrscherblick,
Verachtest keinen, der sich dir traulich naht,
Und lockst noch selbst den Flüchtling wieder
In die geöffneten Liebesarme.

Er spricht durch dich, der große Unnennbare,
Im sanften Säuseln wie in des Sturms Gebraus,
In Philomenens Flötentönen,
Wie in des furchtbaren Donners Brüllen!

Er spricht durch dich, wenn blühend die Flur uns lacht
Und Balsamdüfte opfernd zum Himmel streut,
Der Herbst sein lebend Füllhorn öffnet
Und die Gewässer vom Eise starren.

Wie bist du schön, du Spenderin süßen Glücks!
Wie bist du schön im Blütengewand des Mais,
Wenn abends klar des vollen Mondes
Strahlendes Antlitz den See versilbert!

Wenn nach der Nacht das Feuer der Sterne bleicht,
Die Rosenglut des Morgens den jungen Tag
Verkündiget und majestätisch
Blendend der Sonnenball stolz sich aufschwingt,

Frohlockend alles laut ihm entgegenjauchzt,
Im Wald und Talgrund wie in der heitern Luft
Der Opferrauch der Hügel aufsteigt,
Wiesen und Fluren nur Balsam hauchen.

Wer reines Herzens, frei von der Kettenlast
Betörten Sinnes, deinen unendlichen,
Nur Liebe atmenden Genüssen
Freudig sich weihet, ist froh und glücklich!

Du machst den Menschen besser und milder noch,
Gewährst ihm Freuden, wie sie der Himmel gibt,
Und weihst ihn ein zu Hochgefühlen,
Daß er sich glühend zur Gottheit aufschwingt.

Zum Kummervollen sprichst du mit mildem Laut:
Komm her zu mir, entlade dein armes Herz
Und ruhe nur an meinem Busen,
Bald wird dir leichter des Lebens Bürde!

Bei mir nur reifen Saaten des höchsten Glücks,
Ruh', Friede mit dir selbst und Zufriedenheit,
Unwandelbar wie Meeresfelsen,
Einzig nur würdig des heißen Wunsches.

Und wohl ihm, folgt er deinem geheimen Wink,
Versteht sein Herz die Sprache des Geisterhauchs,
Verlockt ihn nicht in ihrem Scheinglanz
Ehrgeiz und Ruhmsucht und Stolz und Habgier!

Dann öffnet nur sein Herz sich der Menschenpflicht:
Er sieht im Menschen, wo er geboren sei
Und wie er auch zur Gottheit betet,
Brüder und Kinder nur eines Vaters.

Und reißt der Tod den Liebling aus seinem Arm,
Preßt Leid und Gram und Kummer sein banges Herz,

Mild trocknest du der Wehmut Tränen,
Spendest ihm Tröstung und süßes Hoffen.

Tief fühlt sein Herz den wieder erwachten Lenz,
Wie neugeboren sieht er verjüngt die Flur,
Und frohes Ahnen sagt ihm leise:
Leben entblühe dem kalten Grabe.

Und ungetrübt und mild wie ein Tag im Mai,
Sanft wie ein Bach, sich schlängelnd durchs Blumenfeld,
Führt ihn dein Schutzgeist durch das Leben,
Bis sich der Schauplatz der Sehnsucht öffnet.

An die Erinnerung.

Traute, süße Gefährtin, sei willkommen!
Keine schönere Gabe verlieh das Schicksal
Allen Erdgeborenen, lohnend mit Beifall
Oder auch strafend.

Welcher Bahn du gefolgt im Lebenswege,
Ob du nicht, verleitet vom falschen Wahne,
Nur zu oft bald rechts, bald links der geraden
Richtung entwichen,

Ob du immer getreu dem besseren Wissen
Nur der Pflicht gelebt, die das Herz dir vorschreibt,
Oder sträubend dich empörtest, dies alles
Zeigt dir ihr Spiegel!

Freude gaukelt um deine frohe Stirne,
Blühn im Geiste aufs neu des Glückes Rosen,
Aber bittre Reu belastet die Seele,
Mahnt dein Gewissen.

O mit Zaubergewalt entlockt sie Bilder
Längst verfloßner Zeiten dem tiefen Schlummer,
Und gleich Nachtgespenstern oder gleich Engeln
Stehen sie vor dir.

In den glühendsten Farben taucht sie alle,
Schöner als das Urbild dir einst erschienen;
Du durchschweifst mit ihr noch einmal der Jugend
Rosengefilde.

Kränze duften aufs neu, die längst verwelkten,
Freuden lockt sie aus dem bemoosten Grabe;

Selbst die Geister der geschiedenen Freunde
Zaubert sie vor dir.

Lächelnd nahen sie sich und wiederholen,
Dir zum Glücke, Scherze durchlebter Tage;
Doch im mildern Lichte zeigen von fern sich
Stunden der Trauer.

In den seligen Traum entschwundener Kindheit,
An die Brust der liebenden Eltern beide,
In den Kreis der frohen, muntern Gespielen
Siehst du verzückt dich!

Auch das Mädchen der ersten süßen Liebe,
Die dein Herz einst rührte, doch die das Schicksal
Oder auch das Grab dir längst schon entrissen,
Lächelt wie ehemals!

Ihren Zauber verkettet sie mit allem:
Eine Blume, die du als Kind einst liebtest,
Eine Frucht, die dir einst hohen Genuß gab,
Deckt auch die Nacht auf.

Ein Gemälde des früh verblichenen Freundes,
Selbst der Schall der Glocken aus weiter Ferne,
Auch ein Laut vom Menschen locket verwandte
Bilder ins Leben.

Und ein Wölkchen, getaucht in Rosengluten,
Fliehen sie vorüber: ein leises Flüstern
Tönt geheim ins Herz dir, lohnet mit Trübsinn
Oder mit Freude.

An die Muse.

Dem du die Kränze himmlischer Rosen weihst,
Dem du gelächelt, als er geboren ward,
Dem du die Hand reichst durch das Leben,
Nimmer erliegt er des Menschen Schicksal.

Wird Staub sein Leib, in ewiger Jugend strahlt
Sein Schöpfergeist noch über Jahrhunderte.
Ward sein Gebein ein Raub der Erde,
Rosen entblühen der Gruft auf immer.

Kein irdisch Leiden beuget den Glücklichen.
In seinem Busen glühet der Himmelsstrahl

Der ihn nur stählt und wärmt, um mutig
Höher zu streben durch Nacht und Dunkel.

Wer treu mit dir es meint, von dem weichst du nicht.
Im Kerker selber reichst du die Schale dar,
Gibst Labung ihm und süßen Schlummer,
Mildernd den Jammer des trüben Herzens.

Dem Mäoniden, dem sich die Herrlichkeit
Der Erdenschöne, wenn sie der Lenz begrüßt,
Mit rabenschwarzer Nacht umhüllte,
Gabst du des geistigen Auges Blitze.

Du leitetest ihn in der Vergangenheit
Schwer lastend Dunkel, hobest den Schleier auf
Und zeigtest ihm der Vorwelt Taten,
Schlachten und Kämpfe, Verrat und Würde.

Dem Barden Fingal gabst du in seiner Nacht,
Den Schmerz zu hemmen, Harf' und Gesangeslaut.
Er sah den Kampf und Fall der Helden;
Nimmer verhallen des Greises Klagen.

Du offenbarst dem Liebling mit scharfem Blick
Die festverschloss'ne Tiefe der Menschenbrust
Und weihst ihn ein in deines Tempels
Tiefes Geheimnis des regen Herzens!

Du gibst dem Lenz die himmlischen Reize nur.
O, wenn die Flur erwacht, dann belebet auch
Dein Götterhauch des Dichters Pulse,
Und ihn begeistert Gefühl des Himmels.

Und durch Gesang dann lehrt er die Sterblichen,
Was Recht, was Sitte heischt, was des Menschen Wohl
Fest gründet in des eignen Busens
Wahrhafter Bildung und Seelengröße.

Geht auch der Schwarm, gekettet von Sinnenrausch,
Nicht achtend des Gesangs ihm vorüber oft,
So horchen doch gewiß im Stillen
Einzelne freudig den Harfentönen.

Wie dank' ich dir! du leitetest mich bis jetzt
Mit milder Hand den Pfad, den du zeichnetest;
In frohen und in trüben Tagen
Stimmtest Du selber die Silberharfe.

Verlaß mich nicht! o bleibe Gefährtin mir,
So lang' mein Auge Strahlen der Sonne trinkt!
Und werd' ich einst auch Staub zum Staube,
Töne noch lange mir nach das Echo!

Eine etwas individuellere Färbung trägt ein anderes Gedicht „An die Muse“ aus dem zweiten Teil.

Gefährtin meines Lebens
Warst du von Kindheit mir;
Dich liebt ich und vergebens
War nie mein Flehn zu dir.

Selbst in den Kinderspielen
Warst du schon meine Lust
Und fülltest mit Gefühlen
Die jugendliche Brust.

Aus der Gefährten Kreise,
Dem lauten Scherz geweiht,
Riefst du geheim und leise
Mich oft zur Einsamkeit.

Ein höheres Bedeuten
Gabst du der Blumenflur:
Ihr Schmelz, ihr Reiz erfreuten
In deinem Arm mich nur.

Nur gänzlich dir ergeben,
Warst du mein Glück allein:
Da schwor ich auch, mein Leben
Nur deiner Huld zu weihn.

Du lohntest diese Treue,
Und wenn ich auch entrann,
Nahmst du dich stets aufs neue
Holdlächelnd meiner an.

Du gabst mir milden Frieden
Und hattest frohen Sinn
Dem Liebenden beschieden
Zum köstlichen Gewinn.

So manche holde Gabe
Verdank' ich dir allein:
O laß mich bis zum Grabe
Des süßen Glücks mich freun.

Daß die Form der Reimstrophe in ihrem leichten und gefälligen Fluß der ganzen Anlage des Dichters mehr entspricht, als der gestelzte Schritt der antiken Oden, wird man auch aus den folgenden Gedichten erkennen.

An Aurora.

Im lieblichen Gewand
Streust du des Himmels Rosen
Bei lauer Lüftchen Kosen
Rings über Meer und Land.

Und von der Blumenau
Entflieht das grause Dunkel,
Und strahlend im Gefunkel
Erglänzt die Flur vom Tau.

Eröffnest du das Tor,
Daß Licht von neuem werde,
Steigt vom Altar der Erde
Der Opferrauch empor.

Und was das Licht nicht scheut
Und sich die Nacht verborgen,
Wird durch den jungen Morgen
Mit neuer Lust erfreut.

Und jeder Blütengang
Scheint neu sich zu beseelen,
Aus tausend Zauberkehlen
Tönt dir ein Lobgesang.

Entzieht der Sonnenball,
Dem du voraufgezogen,
Die Strahlenstirn den Wogen,
Füllt Jubel nur das All.

Das Blütenreich voll Lust
Eröffnet tausend Augen,
Die Strahlen einzusaugen
Mit offner Balsambrust.

Frühlingslied.

Laßt uns entzückt des Lenzes Ankunft feiern,
Sein Zauberblick ruft auf zum neuen Sein.

All seine Pracht und Schönheit zu entschleiern,
Schwebt er herab, sich unserm Glück zu weihn.

Der Himmel strahlt so wolkenlos, so heiter,
So mild herab. Erwacht ist die Natur;
Die Sonne steigt empor, und ihr Begleiter
Ist Hochgesang im Hain und auf der Flur.

Voll Götterhuld will er das Leid vergüten,
Für unsre Brust so lange drückend schwer:
Wie drängt sich Laub an Laub und Blüt' an Blüten,
Frohlockend lacht die Freude rings umher.

Dem Fesselzwang des Boreas entladen,
Tanzt durch die Flur der Bach mit neuem Mut,
Heim zog der Schwan von südlichen Gestaden
Und taucht sich in des Weihers Silberflut!

Und überall erwacht ein neues Leben,
Und überall tönt holder Schmeichellaut.
Vom süßen Hauch der Liebesglut umgeben,
Schmiegt, was nur lebt, sich an die junge Braut.

Dem milden Glanz der Frühlingssonn' entsprossen,
Wird eine Welt von Wesen neu erweckt,
Für die voll Huld, von Blumen rings umflossen,
Die Erde sich als Göttertafel deckt.

Für alle wird gesorgt beim frohen Mahle,
Vom Würmchen, das ein Auge kaum bemerkt,
Bis hin zum Aar, der hoch am Sonnenstrahle
Zum kühnen Flug die weiten Schwingen streckt.

Und jeder sucht das gleiche sich zum Gatten
Und labt sich froh und sorgenlos beim Schmaus.
Auf Baum und Strauch, auf Fels und Blumenmatten
Erbaut voll Lust das Pärchen dann sein Haus.

Auf allen Höhn, im reich umkränzten Tale,
Wo zum Genuß die schöne Freude ruft,
Streut Zephir mild aus voller Opferschale
Den Balsamhauch sanft schwärmend in die Luft.

In stiller Nacht, beim sanften Mondenscheine,
Wo sie der Glut des Tages sich entzieht,
Tönt wonnevoll tief in dem dunklen Haine
Im Sehnsuchtsschmerz laut Philomelens Lied.

Bald schmettert sie, die Wollust auszudrücken,
Die ihre Brust im Hochgefühl durchdrang,
Bald schmilzt ihr Laut zum himmlischen Entzücken,
Bald preist ihr Glück der göttliche Gesang.

Im Jugendreiz, im höchsten Schmuck zu glänzen,
Um sich dem Lenz als holde Braut zu weihn,
Lädt hoch entzückt mit ihren Balsamkränzen
Die Erde schnell die Blumengöttin ein.

Und sonder Maß, um Blick und Herz zu laben,
Leert plötzlich sie mit offner, milder Hand
Ihr Füllhorn aus voll tausendfält'ger Gaben,
An Farben reich, an Duft und an Gewand.

Und Jünglingen im sehnlichen Verlangen
Klopft froh das Herz in jugendlicher Brust;
Und höher glühn der Jungfrau Rosenwangen,
Ihr Auge strahlt voll neu erwachter Lust.

Und alle ziehn, entflohn dem dumpfen Grabe,
Das sie so lang verschloß, zur Flur hinaus
Und suchen dort frohlockend eine Gabe
Der Göttin schnell dem holden Liebling aus.

Dann eilen sie, die lieblichsten zu pflücken,
Voll frohen Danks den heiligen Altar
Der Göttlichen süß duftend auszuschmücken
Und kränzen sich den Busen und das Haar.

An eine Linde.

Sei mir gegrüßt, du schöne Linde
In deiner grünen Pracht!
Schon sind die milden Frühlingswinde
Ums Blätterhaupt erwacht.

Dein starres, schwermutvolles Schweigen
Ist plötzlich nun entflohn:
Sie flüstern in den Blütenzweigen
Mit leisen Tönen schon

Und streuen deine Balsamdüfte,
Neigt sich zum Schlaf der Tag,
Rings um als Opfer in die Lüfte
Mit ihrem Flügelschlag.

Gelockt von dir, umspielt vom Weste,
Wählt mancher Sänger dich;
Sitzt jubelnd laut beim trauten Neste
Und freut des Lebens sich!

Du hast mir bei des Tages Schwüle,
Wenn Nacht und Tag sich mischt,
Mit deines Dunkels milder Kühle
Schon oft die Brust erfrischt.

Oft saß ich auch in deinem Schatten,
Wenn im Gefühlesdrang
Die Musen mich begeistert hatten
Und meine Laute klang.

Dein Wipfel mag sich nimmer neigen!
Und winkt das Land der Ruh',
Dann fächle mit den Blütenzweigen
Mir Trost und Kühlung zu.

An die Nacht.

Schon deckt dein rabenschwarzer Schleier
Ringsum die Blumenflur
Und alles ruht in stiller Feier;
Leis atmet die Natur.

Es schweigt das lärmende Getümmel
Verhallend mehr und mehr,
Indeß am hochgewölbten Himmel
Erglüht der Sterne Heer.

Schon schwebt auf seinem lichten Gleise
Der volle Mond empor,
Und schon ertönt nach alter Weise
Der Unkenruf im Moor.

Doch wenn in den belaubten Hallen,
In ihrem Heiligtum,
Die Schläge Philomelens schallen,
Dann wird er plötzlich stumm.

Wie mancher Blick des tiefsten Kummers,
Wie mancher Busen schmiegt
Sich traulich jetzt im Arm des Schlummers
Sanft schaukelnd eingewiegt!

Sie schlafen alle, wie die Kinder
Froh an der Mutterbrust:
Sie schlafen alle, nur der Sünder
Bleibt seiner sich bewußt.

Sie alle folgen diesem Triebe,
Zum Widerstehn zu schwach:
Sie schlummern alle. Mutterliebe
Hält nur das Auge wach.

Schnitterlied.

Wie wallt das Korn in goldnen Wogen,
Wie glänzt darauf der Sonne Strahl!
Die Hoffnung hat uns nicht betrogen:
Es ward gesegnet allzumal.
Bringt Sicheln her, bringt Sicheln her!
Reif sind die Ähren und voll und schwer.

Laßt uns der frohen Arbeit weihen,
Wozu der Segen uns verband.
Versammelt euch in langen Reihen,
Flink rühre jeder Fuß und Hand!
Sind alle scharf, sind alle scharf,
Schaffen die Sicheln bald den Bedarf.

Noch ist am weiten Himmelsbogen
Kein schwarzes Wölkchen mehr zu sehn,
Das drohende Wetter ist verflogen,
Drum laßt die Arbeit vor sich gehn!
Rinnt auch der Schweiß, rinnt auch der Schweiß,
Labende Ruhe belohnet den Fleiß.

Und haben wir das Werk vollendet,
Sind unsre Scheuern alle voll
Mit dem, was uns das Land gespendet,
Dann bringt des Dankes frohen Zoll.
Schmückt froh den Kranz, schmückt froh den Kranz,
Jubelnd beschließt das Fest mit Tanz!

Unmittelbar auf dieses Schnitterlied folgt noch ein zweites, wie denn überhaupt derselbe Gegenstand nicht selten in mehreren Gedichten behandelt ist. So finden sich noch drei andere Frühlings- und vier Herbstlieder, vier an die Natur, drei Trinklieder neben einem „der Wein“ und einem anderen „der Wein und die Liebe“,

zwei Morgenlieder, zwei „Dämmerung“, zwei „an den Wind“. Nicht selten sind in der Sammlung mehrere auf einander folgende Gedichte durch Inhalt oder Form innerlich mit einander verknüpft z. B. „der Schlummer“ und „das Erwachen“, „Mut“ und „Kleinmut“, „Nähe des Geliebten“ und „Nähe der Geliebten“, „an die Zukunft“ und „an die Gegenwart“. „Der Jüngling“ beginnt:

O denke mein, wenn du bald laut, bald leise
Den höchsten Preis dir unbewußt erringst . . . . .

Daran schließt sich „Die Jungfrau“:

O denke mein, dies kann ich dir entgegnen . . . . .

In solcher Weise sind mit einander verbunden „Ihr Bild“ „Sein Bild“, „Verein“ (Gespräch zwischen Jüngling und Jungfrau), und ganz ähnlich „Er“, „Sie“, „Verein“ (Gespräch zwischen ihm und ihr). Die Geschichte einer Liebe erzählt uns der Cyklus „Der erste Blick“, „Das Versprechen“, „Täuschung“, „Wahrheit“, „Eifersucht“, „Abschied“. Dasselbe Thema wird zum zweiten Mal behandelt in den fünf Gedichten „Erinnerung“, „Trennung“, „Sehnsucht“, „Wiedersehen“, „Tod“. Freundlicher klingt ein dritter Cyklus von Liebesliedern aus: „Trennung“, „Vorwurf“, „Reue“, „Versöhnung“. Eine kriegerische Reihe bilden „Abschied des Kriegers“, „Wiedersehen“, „Schlachtgesang“, „Siegesgesang“, dazu „Auf ein Geschütz“ und „Auf ein erobertes Geschütz“. In mehr äußerlicher und fast spielerischer Weise sind aneinander gereiht „Frohsinn“, „Trübsinn“, „Hochsinn“, „Leichtsinn“, „Eigensinn“.

Nur wenige der Gedichte scheinen durch einen besonderen Anlaß hervorgerufen zu sein, wie die schon erwähnte erste Ode „An die Griechen“ durch den griechischen Aufstand oder die Ode auf Alexanders Tod, die vom 1. Juni 1826 datiert, also wenige Monate nach dem Tode des Russenkaisers verfaßt ist:

Auch er schläft nun den ew'gen langen Schlummer,
Dessen Herz nur Liebe beseelt und Milde,
Den nicht Herrscherstolz mit prunkender Größe
Jemals befleckte.

„Alexander ist tot“, so ruft mit leisem Laute
Schmerzlich tief ergriffen aus einem Munde
Seufzend alles Volk. „Wo finden wir wieder
Unseren Vater?“

Dann stellt er in merkwürdiger Verkennung der geschichtlichen Tatsachen dem Makedonier Alexander dem Großen, der nur in der

Zertrümmerung von Staaten Größe gesucht habe, den Russen Alexander I. gegenüber und apostrophiert schließlich Deutschland:

Du, mein Vaterland, du vergiß ihn nimmer!
Hat er nicht den Bruderbund dir geschworen?
Hielt er ihn nicht heilig bis zu des Korsen
Schmählichem Weichen?

Gab er dir nicht die schöne Freiheit wieder?
Und zerbrach er nicht mit Gewalt die Kette?
O laß sein geweihtes Denkmal dem Herzen
Nimmer entschwinden!

Auch die achtunddreißigste Ode ist wohl durch den Tod einer Jugendfreundin veranlaßt:

Auch du tratest schon durch die Grabespforte
In das fremde Land, das uns alle aufnimmt,
Wenn der Geist ermüdet plötzlich der Erde
Fesseln nun abstreift.

Aber das sind doch nur vereinzelte Ausnahmen; die Regel ist eine ganz allgemein gehaltene Reflexion über irgend einen Gegenstand der Natur oder des Menschenlebens ohne jede Beziehung zur Person des Dichters. Dies trifft auch auf die vielen Liebesgedichte zu, die durchaus konventionell sind und der echten Empfindung ebenso entbehren wie der subjektiven Färbung. Nach der Art mancher damaliger Dichter z. B. Gleims, der in Langes Jugend viel gefeiert war, besingt er nicht wirklich erlebte Liebesbeziehungen, sondern fingiert die verschiedensten Stimmungen und Situationen, die zwischen Liebenden eintreten können, um ein Gedicht darauf aufzubauen. Bezeichnend ist, daß er die Geliebte meist mit dem hergebrachten Decknamen „Molly“ anredet. Aber auch die Gestalten der Emma, Betty, Mathilde, die vereinzelt auftreten, bleiben ebenso schemenhaft und sind schwerlich der Wirklichkeit entnommen. Dafür spricht neben inneren Gründen auch der Umstand, daß diese Liebesgedichte, so weit man ihre Entstehungszeit feststellen kann, in das sechste Jahrzehnt seines Lebens fallen.

Von wärmerem Lebensblut sind die Briefe durchpulst, die, 37 an Zahl, in einem dritten Bändchen vereinigt sind. Sie sind in gereimten Verszeilen abgefaßt, die jedoch nicht zu Strophen zusammengeschlossen sind. Sie stammen aus den Jahren 1798 bis 1803 und sind an wirkliche Personen, meist Freunde Langes, gerichtet, wie an den uns schon bekannten Mundt, an Piper, Olberg

in Dessau, Possart, Habersack in Berlin, den Geheimen Oberfinanzrat Hering in Berlin, Erbkamm in Glogau, auch an einige weibliche Personen, deren Namen nur durch Anfangsbuchstaben angedeutet sind. Sie geben den Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse, den Klagen über die Trennung, über Ausbleiben von Briefen, der Sehnsucht nach dem entfernten Freund, der Hoffnung auf Wiedersehen warmen Ausdruck. Häufig liegt ein besonderer Anlaß für den Brief vor, wenn der Dichter z. B. eine Freundin zur Genesung von schwerer Krankheit beglückwünscht oder einer anderen eine Kette, einem Freunde ein Fäßchen Wein schenkt oder einem jungen Mann seiner Bekanntschaft Ratschläge für den Lebensweg gibt. Als ein Auswärtiger dem Stettiner Freundeskreise zu einem Feste einen Hasen gespendet hat, erhält er den Dank dafür durch einen launigen Bericht über das Symposion:

Matheus schnitt sein Amtsgesicht,
Und Lukas, der mit mancher schönen Phrase
Die Freunde regaliert, wenn ihn der Haber sticht,
Beträufelte bei oft gefülltem Glase
Auch wieder hier die werte Nase
Und krähet uns von jeglichem Pastor,
Der unversehns einst seinen Kopf verlor,
Die chronique scandaleuse vor.
. . . .
Kurz, Freund, wir waren alle so,
Wie Du es kennst, vergnügt und froh,
Nur einer nicht — dies war Dein Hase.
Und doch, der Fall ist unerhört,
Es wurde auf sein Wohl so manches Glas geleert.
Doch nein, ich irre mich, die vollen Gläser klangen
Auf seines guten Gebers Wert
Und locken heimlich dann das sehnliche Verlangen,
Das leise, brünstige Gebet
Dem Herzen ab, dem keiner widersteht:
Herr, gib uns — ja kannst Du auch raten? —
Gib uns noch öfter solchen Braten.

Auf die Mahnung zu heiraten antwortet der Dichter, er wolle lieber vorläufig noch frei bleiben, weil er von der Ehe eine Beeinträchtigung seiner Poesie befürchte:

Zwei Weiber, wie Du weißt, vertragen
Sich selten ganz bei einem Mann;

Bald kommt's zum Schimpfen und zum Schlagen,
Weh meiner armen Muse dann!
Bald würde sie in diesem steten Streite
Notwendig auch den kürzeren ziehn
Und traurig dann von meiner Seite
In still're Hütten eilig fliehn,
Und meine Freuden wären hin.

Wie man sieht, nehmen Scherz und Witz, Humor und Ironie, die in den lyrischen Gedichten völlig fehlen, hier einen breiten Raum ein. So schreibt er einmal:

Kurz, ich bin sterblich hier verliebt!
„Wie?" — rufst Du — „so geschwinde ist es möglich?"
Nun, ich gesteh' 's Dir unerrötend ein:
Ich wage nichts, die Folge kann nicht kläglich,
Wenn Du die Schöne kennst, für meine Ruhe sein.
Ein sanfteres Geschöpf hab' ich noch nie gesehen:
Sieh, ich mag toben, fluchen, schrein,
Ich mag in meinem Zorn vergehen,
Sie, ungerührt, bleibt stets gelassen stehen
Und widersteht mir blos mit himmlischer Geduld
Und treibt gutlaunig jeden Morgen
Von meiner Stirn die allerschwersten Sorgen,
Und jeden trüben Abend lullt
Sie mich im Schlafe ein. Damit ich's kurz nur mache,
Die Schöne, die mich fesselt, — lache
Bei Leibe nicht! — die Schöne ist mein Pult!

Oft, wenn er sich dichterischem Schaffen hingibt und die Phantasie ihm ihren Spiegel zeigt,

So scheucht von dieser Zaubersonne
Ach nur zu bald — der Irrtum war nicht groß —
Freund Liese[1]) mich mit einem Aktenstoß,
Und alle Grazien fliehn mit schnellem Schritt
Und scheuem Blick von meinem Schoß.
Denn eher käme der Koloß
Von Rhodos selber angeritten,
Eh' eine nur sich einen Augenblick
Dann noch zu weilen ließ erbitten.
Dies schreckt sie mehr als Dolch und Strick.

[1]) Augenscheinlich der Bürodiener.

Auch vor der Selbstverspottung scheut er nicht zurück: in einem Briefe an Olberg klagt er über den Dämon des Trübsinns, der ihn oft heimsuche, und fährt fort:

Doch laß ihn! Schleichen auch die Stunden
Nicht immer gleichgestimmt vorbei,
Sie fliehn doch auch, und sind sie nur verschwunden
Und fühl' ich mich von ihren Fesseln frei,
So ist es ja am Ende einerlei!
Auch hab' ich schon ein Mittel aufgefunden,
Das diesen Dämon kirrt und ihn schon oft gebunden:
Dies, Freund, ist meine Reimerei.
Dann wird er Dir so flüchtig und so scheu
Und läuft, wie von zehntausend Hunden
Gehetzt, in größter Eil' vorbei.
Und will er noch hartnäckig widerstreben
So les' ich ihm gar meine Verse vor:
Er hört mit aufgerecktem Ohr,
Er gähnt mir ins Gesicht, und Morpheus Flügel schweben
Allmählich über ihn, dann sinkt er plötzlich neben
Dem stillen Pult im vollen Schlafe hin,
Und denke Dir, wie froh ich bin!
Wie oft sie mir dazu behilflich waren,
Kann länger kein Geheimnis sein;
Denn nur zu bald wirst Du es selbst erfahren:
Man liest und liest, und endlich schläft man ein.

Einen tiefernsten Ton schlägt dagegen der folgende Brief vom 20. April 1803 an Freund Piper an:

Einst war ich Dein, und diese treue Hand
Die strebte Dir so oft zum Druck entgegen;
Ersah mein Auge Dich, so schlug mit heißen Schlägen
Mein banges Herz. Das schöne Band,
Das Lieb' und Freundschaft einst um unsern Busen wand,
Zog sehnsuchtsvoll mich Dir entgegen.
Und was ich oft stillschweigend eingestand
Und ich mich nie Dir zu gestehen scheute:
Wärst Du geflohen in das fernste Land
Und hätte Dich ein Gott von meiner Seite
Auf ewig fortgeraubt und mir gereicht bis heute
Die Schale der Vergessenheit,

So blieb Dir doch, wenn sich der Lenz erneute,
Der erste Veilchenkranz gewiß.
Doch wer kann länger noch den schnöden Stolz erdulden?
Du kränktest tief mein Ehrgefühl.
Ein Augenblick, der Leidenschaften Spiel,
Ein falscher Wahn kann zwar sehr viel verschulden,
Doch Freundschaft, Freund, verzeiht auch viel!
Ich hatte Dir schon längst verziehen
Und bot dir oft die Hand zum neuen Bündnis dar.
Du schlugst sie aus, und neue Kränkung war
Lohn des Vertrauns, und mein Bemühen,
Dich wieder mein zu sehn, lief immer fruchtlos ab;
Es schien vielmehr, daß ein erneuertes Erglühen
Nur Deinem Stolz mehr Nahrung gab.
Da ward auch ich empört, und es erwachte
Gleichfalls der Stolz in meiner Brust;
Ich riß mich los, und keine Täuschung fachte
Die Flamme wieder an; stolz war ich mir bewußt,
Daß, was Dich mir zum Freunde machte,
Nicht Eigennutz, ach! nur Dein Herz es war,
Was mich zu Dir mit einem festen Bande
Hinüberzog. Doch ew'ge Schande
Dem, der dies Joch auch nur ein einzig Jahr
Noch tragen kann! Verzeihe, daß ich's sage:
Du hast mit mir nichts weiter als gespielt,
Bespöttelt und bewitzelt meine Lage,
Und wenn ich nicht zu viel zu sagen wage,
Hast wahre Freundschaft nie gefühlt.
Ich täuschte mich! es war von allen Träumen,
Die je um meine Stirn geschwebt,
Der süßeste! Er floh zu jenen Räumen,
Worin die Zeit so manches Bild begräbt,
Womit die Phantasie den öden Weg belebt,
Den uns das Schicksal führt. Was soll ich länger säumen?
Zerrissen ist das Band, das die Natur gewebt,
Gebrochen ist der Bund der Treue,
Verletzt die Pflicht und das Gefühl versehrt,
Gekränkt dies Herz, das Dich so sehr geehrt!
Drum wisse, wenn ich Dir je wieder Weihrauch streue,
Mir je der Wunsch entschlüpft, daß sich der Bund erneue,
Bin ich des Namens nicht von einem Manne wert!

Bemerkenswert ist auch ein Brief, den Lange am 9. August 1798 aus Karlsbad an den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg gerichtet hat: schon als Kind habe er dessen Gedichte so oft gelesen, daß er sie auswendig wußte; durch sie sei ihm die Liebe zur Natur eingeflößt worden:

> O nimm den Dank, den ich Dir schuldig bin,
> Den heißen Dank von meinen Lippen hin!

Einen ganz anderen Charakter als diese Briefe trägt der Band von dreißig „Episteln", die aus den Jahren 1815 bis 1817, also aus erheblich späterer Zeit stammen und in fünf- oder sechsfüßigen Jamben abgefaßt sind. Die Adressaten fehlen in der ersten Niederschrift und sind auch in der Reinschrift nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, also vielleicht fingiert, und wenngleich sie öfter mit „Freund", „mein Lieber" u. ähnl. angeredet werden, weist doch der Inhalt keinerlei persönliche Beziehung auf, sondern besteht, wie viele Episteln des Horaz, aus reflektierenden Betrachtungen über ein allgemeines Thema. So bildet in der ersten Epistel das Gleichnis von einem unfähigen Maler in Athen die Einleitung zu einer ausführlichen Behandlung der dichterischen Kunstübung, einer Art ars poëtica. Die zweite hebt an:

> Genieße, Freund, jedwede frohe Stunde,
> Die das Geschick Dir huldreich hier beschert,
> Eh' noch der Tod auf seiner großen Runde
> Zu Deiner Tür die raschen Schritte kehrt!
> Was jenseits liegt, entfernt von unsrer Erde,
> Bleibt ewig doch gehüllt in Dunkelheit.
> Was kümmert's mich, zu wissen vor der Zeit,
> Was ich dort oben werden werde.

Dieses Thema wird dann näher ausgeführt. Eine andere Epistel behandelt das Greisenalter.

An C.

Freund, klage nicht, daß Du dem Lebensziele
So nahe stehst und daß vielleicht
Der kalte Tod, feind jedem Wechselspiele
Der Zeiten, bald Dein Herz beschleicht!
Wer so, wie Du, die lange Bahn des Lebens
Soweit sie reicht, froh überschauen kann,
Der lebte nicht sich und der Welt vergebens
Und sieht das Ziel mit heitren Blicken an.
Wohl ist es hier das Schicksal von uns allen,

Ein Los, das die Geburt uns schon als Menschen gab:
Wir wachsen auf und blühen, welken, fallen
Allmählich dann gleich allen Blumen ab.
Wir schiffen auf dem großen Strom der Zeiten,
Wohin uns Glück und Wind und Woge treibt;
Viel gibt es oft zu kämpfen und zu streiten,
Damit die Hand des Steuers Meister bleibt.
Wir sehn das Glück des Lebens freundlich winken,
Die Hoffnung reicht uns ihren Zauberstab;
Schnell schwärzt der Himmel sich, das Steuer bricht, wir sinken,
Eh' wir es ahndeten, oft in ein frühes Grab.
Auch flattern wir auf regen Geistesschwingen
Gleich Vögeln in der Luft in froher Lust umher,
Um Schlösser aufzubaun, die in die Wolken dringen;
Ein Zufall oft, ein blindes Ungefähr
Zertrümmert dann in wenigen Sekunden
Den stolzen Bau und hemmt den schnellen Lauf,
Der Mutterschoß der Erde tut sich auf
Und alles ist mit einemmal verschwunden.
Es gibt der Sterblichen nicht viel,
Nur wenige, reich durch des Himmels Güte,
Erreichen hier des Lebens höchstes Ziel,
Die meisten fallen schon in ihrer schönsten Blüte,
Und doch war oft für sie das Leben nur ein Tanz,
Die Freuden schienen nur die Stunden zu beflügeln,
Kein Flor umdüsterte des Tages milden Glanz:
Doch wer vermag das Wechselglück zu zügeln?
Eh' wirs geglaubt, spielt auf den Grabeshügeln
Das Lüftchen schon mit ihrem Totenkranz.
Und gibt uns nichts ein Leichenstein zu lesen,
So wissen wir kaum, daß sie da gewesen.
Auch umgekehrt schleicht dürftig an Gewinn
Und reich an Gram, an Kummer und Beschwerde,
So manchem auch die trübe Zeit dahin,
Oft hoffnungslos, daß sie je anders werde.
Er hofft und harrt mit sehnsuchtsvollem Blick,
Daß ihn der Tod von diesem Schauplatz rufe:
Jedoch umsonst! ihn leitet sein Geschick
Oft selbst bis auf des Lebens höchste Stufe.
Und fällt nicht oft die Knospe plötzlich ab,
Die allen Herzen, allen Blicken

Im frischsten Jugendglanz die schönste Hoffnung gab,
Um einst in voller Pracht als Blume zu erquicken?
Wie grünte sie! ach! was versprach sie nicht!
Und hingewelkt liegt sie auf kalter Erde:
Genug! ich fühle, Freund, daß ich verstimmter werde
Und eine Zähre schon aus meinen Augen bricht.
So spielt das Schicksal oft nur mit des Menschen Leben:
Es hat die Erde ihm als eine sichre Braut,
Die einst in ihren Schoß ihn aufnimmt, mitgegeben,
Damit er nicht zu viel sich und dem Glück vertraut,
Damit er nicht dem schnöden Stolz zum Raube
Im Flügelschritt von seinen Brüdern eilt,
Und der Gedanke ihn „sieh, Du gehörst dem Staube"
Von aller Eitelkeit, von jedem Dünkel heilt.
Der Flügelschlag der Zeit rauscht, ohne je zu rasten,
Rasch über uns, eh' wir es merken, hin,
Kein Lebender kann jemals ihm entfliehn.
Zwar hat auch wohl das Alter seine Lasten,
Die drückend oft es hin zur Erde ziehn,
Doch lohnt es auch Erfahrung mit Gewinn.
Und weiß die Freude nicht zum innigen Entzücken,
Wenn alle andern schon ersterben und verglühn,
Mit ihrem schönsten Kranz noch seine Stirn zu schmücken,
Wenn Enkel ihm so hold entgegenblühn?
Der muntere Greis mit seinen Silberlocken,
Sieht heitern Blicks oft Dinge schnell entstehn,
Wobei die Jüngeren beklommen und erschrocken
Mit ernster Stirn nur scheu vorübergehn.
Er lächelt ihrer Furcht: was hat er zu befahren?
Die Spanne Zeit, die ihm noch übrig ist,
Wird seine Brust vor Kleinmut auch bewahren,
Da bald der Tod den Schauplatz ihm verschließt.
Er sucht ihn nicht und wird ihn nicht vermeiden,
Wenn er als ein Gespenst an seiner Seite steht.
Auch kann sein kältrer Rat oft einen Weg entscheiden,
Worauf der Jüngere noch der Gefahr entgeht.
Und was die jüngre Welt mit jubelndem Entzücken
Verfolgt und liebt und schätzt und was sie innig rührt,
Reizt nicht sein Herz und kann ihn nicht berücken,
Er wird nicht mehr von Wahn und Schein verführt.
Gleich Träumen gaukeln nur vor seiner Stirn die Szenen,

Die wesenlose Lust dem jüngern Blick erhellt;
Ihn täuscht kein Blendwerk mehr, weil schon ein höh'res Sehnen
Nach einer bessern Welt den frohern Busen schwellt.
Er weiß, das Alte geht nur selten ganz verloren,
War es bewährt und gut und folgereich;
Es wechselt, lebt und stirbt, wird wieder neu geboren,
Und immer, immer bleibt der Sterbliche sich gleich!
Er lebt allein in seinem trauten Kreise,
Der nur in seiner Brust der Freude Saiten rührt,
Bis ihn der Genius einst unbemerkt und leise
Auf seinen Fittigen zur Unterwelt entführt.
Sanft legt sich nun nach dieses Lebens Schwüle
Um seine Brust des Todes lange Nacht,
Und ruhig schläft er ein, wie in der Abendkühle
Der müde Schnitter, der sein Tagewerk vollbracht.
Wen freilich sein Geschick und Glück und Zufall hassen,
Daß jeder Trost des Lebens ihm entgeht,
Wer, gleich dem kranken Baum auf dürrer Flur, verlassen
Von allen Liebenden, allein und einsam steht,
Dem alles fehlt, um Herzen zu gewinnen,
Und dessen mürr'schen Sinn der Jüngere entflieht,
Dem krank an Geist und bei geschwächten Sinnen
Gar keine Quellen mehr der süßen Freude rinnen
Und der kein Auge mehr teilnehmend um sich sieht,
Wenn seine Stirne sich in düstre Falten zieht,
Den schuldbewußt geheime Sünden drücken,
Die, früh verübt, sich rächend spät erstehn,
Die grausam selbst den letzten Trost entrücken,
Beruhiget dem Vorwurf zu entgehn;
Kurz, wem verdammt, die eigne Schuld zu tragen
Nichts Freude, nichts Erleichterung verspricht,
Der ist mit Recht mitleidig zu beklagen,
Dem ist das Alter nur ein langes Strafgericht.
Wohl muß es schwer sein, immer sich zu fassen,
Wenn nach und nach bei jedem Frühlingswehn
Die Freunde sich vermindern, uns verlassen,
Und wir als wie verwaist an ihrem Grabe stehn;
Wenn eine jüngere Welt rund um uns her sich findet,
Die sich vor unserm Blick in fremden Kreisen dreht,
Die anders denkt und handelt und empfindet
Und schnell bei uns und kalt vorüber geht,

Wenn Glück und Mut uns fehlt, um einen Bund zu schließen
Den früher einst das Herz so leicht gewagt,
Die Bilder schon vor unserm Blick zerfließen
Und unserm Fuß die matte Kraft versagt.
Wohl jedem dann, der gleich dem sichern Stabe
Den Liebenden in seiner Nähe spürt,
Der freundlich ihn bis hin zum kalten Grabe,
Wenn er zuletzt schon kraftlos wanket, führt!
Der fühlt auch weniger der Sterblichen Beschwerde,
Wenn seine Locken schon des Alters Bürde bleicht,
Und leichter öffnet sich für ihn der Schoß der Erde,
Wenn seiner Brust der letzte Hauch entweicht.

In ähnlicher Weise ergehen sich andere Episteln in philosophisch-didaktischen Ergüssen über Liebe, Freundschaft, die Natur, die Gerechtigkeit, die Humanität, die Vaterlandsliebe, die Religion, die Aufklärung und Wahrheit, den Schlaf, die Hoffnung, den Mut, die Phantasie, das Selbstgefühl, den Genuß u. a. Im Sinne der etwas hausbackenen Lebensweisheit, die alle diese Stücke atmen, gibt er in der letzten Epistel seinem Sohn Julius Lehren für seine künftige Lebensführung.

Den Titel „Vermischte Gedichte" hat der Dichter einem Heft gegeben, in dem er 41 Gedichte von sehr verschiedener Art vereinigt hat. Sie sind sämtlich undatiert und bieten auch sonst keinen Anhalt zur Feststellung ihrer Entstehungszeit. Hier begegnen wir kurzen, satirisch zugespitzten Sinngedichten mit epigrammatischer Prägung in der Art Gellerts und mehr noch Lessings, wie folgende:

Hinz und Kunze.

(Bei einem Gespräch, daß der Teufel bei allem sein Spiel hätte).

Hinz: Wo wünschet Ihr, daß wohl der Teufel wär?
Kunz: Am türk'schen Hof wünscht' ich ihn hin,
Daß er mit einer Sultanin im güldnen Bette
Sein Spiel wohl hätte.
Dort würd' man ihn bei meiner Ehr'
Die längste Zeit gelassen haben;
Denn dort käm' Meister Urian
Mit seinem Spiel gar häßlich an:
Man wird ihn vor den Pascha führen
Und dann ein bischen strangulieren

Und dann begraben,
Und fort wär' Meister Urian.[1])

Stax.

Stax sitzt im Trauerspiel und weint.
Warum? das wundert mich, da sonst den strengen Mann
Doch nichts so leichtlich rühren kann.
Weil seine Frau, die er für tot geglaubt, erscheint.

Dorant.

Es rühmt von sich Dorant,
Er sei der ganzen Stadt bekannt.
Doch sagt er weislich nicht dabei,
Daß er fast jedem schuldig sei?

Wenn die vornehmste Forderung, die der Kunstrichter an diese Gattung stellt, originale und geistreiche Erfindung ist, wird man schwerlich urteilen, daß unser Dichter ihr Genüge getan hätte, und auch der Witz ist mäßig und gesucht.

Dazwischen sind Liebes- und Trinklieder, eine pietätvolle Ode auf den Tod seines Vaters, ein tief empfundenes Gedicht „bei dem Grabe meines Freundes“ und einige Uebersetzungen griechischer Idyllen eingestreut.

III.

Gehen wir nun zu den erzählenden Gedichten über, so zerfallen diese in Idyllen und Epen. Von den Idyllen ist der erste Band 1818 verfaßt und weist folgende Titel auf: Die Überraschung, die Versöhnung, der Geburtstag, das Vaterhaus, stumme Liebe. Der zweite, aus dem Jahre 1825, enthält folgende sechs Dichtungen: Der Mutter Tod, das Landhaus, Ferdinand und Luise, Mathilde, der Fund, Julius. Die Form ist der daktylische Hexameter, der nicht selten ungelenk dahinstolpert, ein Mangel, von dem bekanntlich auch größere Zeitgenossen sich nicht frei zu halten vermochten. Der Umfang der einzelnen Idyllen ist verschieden; die meisten zerfallen in mehrere Gesänge. Die Hauptsache ist dem Dichter, der Gattung entsprechend, die Schilderung von Zuständen und zwar von einfachen, schlichten, meist ländlichen Zuständen, aber sie sind stets umrankt von einer Handlung, die sich bald harmlos und leicht

[1]) Die letzte Zeile ist gestrichen.

abspielt, bald aber auch romantisch eingekleidet und verwickelt ist. So die Aussöhnung einer Pfarrerstochter, die einem französischen Offizier wider Willen ihrer Eltern in die Ferne gefolgt ist, mit ihrem inzwischen erblindeten Vater; oder zwei Liebende, durch widrige Verhältnisse und den Willen der Eltern getrennt, kommen durch Vermittlung eines Grafen zusammen, dessen Sohn der Jüngling vom Tode des Ertrinkens gerettet hat. In ähnlicher Weise werden in der „stummen Liebe" die Hindernisse, die sich der Vereinigung der Liebenden entgegenstellen, durch Rettung aus Feuersgefahr überwunden. Besonders häufig ist der Vorwurf, daß zwei zu einander gehörende Personen, Vater und Sohn, Braut und Bräutigam, Geschwister durch das Schicksal von einander gerissen werden und sich dann auf wunderbare Weise wiederfinden. Die psychologische Begründung ist meist oberflächlich und nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten.

Daß bei dieser Gattung Johann Heinrich Voß Pate gestanden hat, ist unverkennbar. Man vergleiche z. B. die Verse aus „dem Geburtstag":

Und zum letzten Mal stand gerührt an heiliger Stätte
Weinhold, der würdige Greis, hier, wo er jetzt fünfzig der Jahre,
Treu dem Berufe, das Wort der heiligen Schrift schon verkündet.

Oder den Anfang von „Mathilde":

Wilhelm, der einzige Sohn des begüterten Grafen von Seefeld,
Hatte Mathilden gesehen, die Tochter des Pfarrers von Grunwald.
Heiß entbrannte sein Herz: nie sah er ein schöneres Mädchen.
Ihre rosigen Wangen, die Bläue des Äthers im Auge,
Hals und Kinn wie Lilien zart, und der Purpur der Lippen
Und die blendende Stirn von hellbraunen Locken umschattet,
Und der Grazien Wuchs auf zierlichen Füßchen, dies alles [stahl.
Schien ihm das himmlische Bild der Schönheit, das tief sich ins Herz
Aber als er das Herz und die Seele des Mädchens erkannte,
Ihre unendliche Güte, den heiteren Sinn und die Klugheit
Und das zarte Gefühl, den lachenden Witz und den Scharfsinn,
Fühlt er sofort sich gefesselt, um nimmer die Bande zu sprengen.

Wie Vossens Luise für Langes Idyllen, so ist Wielands Oberon unzweifelhaft das Vorbild für seine epischen Dichtungen gewesen, zum mindesten für diejenigen, die man ihrem Inhalt nach als romantische Epen bezeichnen kann und die den umfangreichsten Bestandteil seines Gesamtwerks ausmachen. Ihre Form ist die

Stanze, die nicht nach dem strengen Schema der Italiener, sondern mit der Freiheit und Mannigfaltigkeit Wielands gebaut ist. Den Inhalt bilden abenteuerliche Begebenheiten und ritterliche Heldenkämpfe, die sich bald in den Burgen des Mittelalters, bald in den Zaubergärten des Orients, bald in einer erträumten Fabelwelt abspielen. Betrachten wir z. B. die Handlung der „Adelgunde“, eines Gedichtes in acht Gesängen (datiert 22. April 1819).

Adelgunde, die Gemahlin Ritter Konrads, will diesem bei seiner Heimkehr von einem Kriegszug entgegengehen. Sie wird von Räubern angefallen und von einem ihr unbekannten Ritter namens Richard aus deren Händen befreit. Während sie ihren Retter, von Dankbarkeit fortgerissen, küßt, naht ihr Gatte und beobachtet diese Szene. Von Eifersucht entbrannt, befiehlt er, ohne ihr die Möglichkeit einer Rechtfertigung zu geben, zwei Dienern, sie im einsamen Walde zu töten. Diese bringen ihm zwar ihren blutigen Schleier als Beweis für die Tat, haben ihr in Wahrheit jedoch aus Scheu vor dem Mord zur Flucht verholfen. Sie findet eine Zuflucht im Walde bei einem alten Mütterchen, das sie verbirgt und in dessen Hütte sie einen Sohn gebiert. Diesen setzt sie aus. Der Findling wird von Richard aufgenommen und zusammen mit dessen gleichnamigem Sohn unter dem Namen Blont als Knappe erzogen. Herangewachsen lernt der junge Richard Emma, Konrads Tochter, kennen und lieben und findet bei ihr Gegenliebe. Aber ihr Vater verweigert seine Zustimmung, will vielmehr Emma mit einem Ritter Kurt vermählen. Um sich der verhaßten Ehe zu entziehen, beschließt sie, den Schleier zu nehmen. Auf der Fahrt nach dem Kloster überfällt sie Blont, der treue Knappe Richards, und entführt sie auf die Burg eines vertrauten Freundes seines Herrn, namens Diedrich. Unterdessen ist Richard selbst ausgezogen, um Agnes, die Geliebte Diedrichs, aus dem Kloster zu befreien, wohin sie von ihrem harten Vormund Rudolf gebracht ist. Eine Feuersbrunst ermöglicht ihm die Ausführung seines Plans. Deshalb will Rudolf die Burg Diedrichs, wo er Agnes vermutet, erstürmen, während Konrad den vermeintlichen Aufenthaltsort Emmas, Richards Burg, belagert. Durch eine Kette von Zufälligkeiten geraten die beiden Heerhaufen mit einander in Streit, Konrad muß besiegt und verwundet abziehen und findet eine Zuflucht in der Waldhütte Adelgundes, die ihn erkennt und seine Wunden heilt. Erst beim Abschied erkennt auch er sie, söhnt sich mit ihr aus und führt sie heim. Rudolf fällt im Kampf mit Diedrich und die beiden liebenden Paare werden vereint.

Mit dieser an sich schon recht verwickelten Haupthandlung verschlingen sich noch die Fäden mehrerer Nebenhandlungen, und das Ganze ist ausgestattet mit all den bekannten Inventarstücken des romantischen Ritterepos: da fehlt weder der greise, aller Geheimnisse kundige Eremit, der habsüchtige Mönch, das ungleiche Brüderpaar, das sich mit gegenseitigem Haß verfolgt, noch das Gottesgericht, die Kindesaussetzung, der Zweikampf, die Personenverwechslung, der unterirdische Gang u. dergl. In den meisten anderen romantischen Epen von Lange tritt hierzu noch das Wunderbare und Übernatürliche, allerhand gute und böse Geister, Feen, Dämonen, Zauberer. Im übrigen bewegen sie sich in denselben Bahnen. Es ist erstaunlich, wie in ihnen die Einbildungskraft des Dichters geschäftig und geschickt ist, aus Stoffen und Requisiten, die einander doch sehr ähnlich sind, wie in einem Kaleidoskop, immer wieder neue, spannende Verwicklungen zu formen und zu neuen Lösungen zu führen. Oft ist die Handlung so reich, ihre einzelnen Elemente so in einander verschlungen, daß es dem Leser nicht leicht wird, den leitenden Faden festzuhalten, zumal die Fähigkeit übersichtlicher Komposition und straffen Aufbaus nicht an die Erfindungsgabe des Verfassers heranreicht. Auch die psychologische Begründung läßt zu wünschen übrig, die Charaktere sind ohne Tiefe und in den verschiedenen Werken einander sehr ähnlich; nur wenige heben sich plastisch aus ihrer Umgebung heraus und erregen durch ihre Eigenart tieferes Interesse. Nicht Seelenmalerei und Menschenschilderung, sondern die glückliche Kunst der Erfindung, die Freude des Fabulierens ist die stärkste Seite in dem Talent unsres Dichters. Auch er selbst scheint dies empfunden und deshalb diese Gattung mit Vorliebe gepflegt zu haben; dafür spricht die große Zahl und der Umfang dieser Epen.

Das älteste ist „der Falke“ in sieben Gesängen (1798); der Stoff ist der Artussage entnommen. Es folgen, zeitlich geordnet:

„Titania“ in 10 Gesängen (1800).

„Selma“ in 9 Gesängen (1813).

„Der treue Hund“ in 8 Gesängen (1815), ein Seitenstück zum „Falken“. Das Gedicht spielt in der Zeit der Kreuzzüge und behandelt die wunderbare Rettung eines Ritters durch seinen ebenso klugen wie treuen Hund.

„Der schwarze Ritter“ in 7 Gesängen (1816). Der Dichter gibt seine Quelle an: „Nach einer Volkssage aus dem Sagenbuch einer Reise durch einen Teil Teutschlands und durch Italien von Elisabeth von der Recke, Teil 1“.

„Die Versöhnung" in 8 Gesängen (1817). Es beginnt, wie „Selma", mit einer Anrufung der Muse.

So schwebst du mir noch immer treu zur Seite?
So reichst du noch zum freundlichen Gewinn,
Daß wieder ihr ein süßer Trost entgleite,
Die Harfe mir mit milden Blicken hin?
Du bliebst mir hold? Du bliebst mir treu ergeben?
Ich grüße dich als meine Königin!
Nimm hin den Dank, den ich dir schuldig bin!
Schon fühl' ich deine Glut in jeder Nerve beben.

Naht sich der Lenz der schlummernden Natur,
Wie hold umsäuseln sie des Gottes Feuerschwingen!
Erwachend strebt sie auf, sich wieder zu verjüngen,
Und lieblich kränzen sich mit Blüten Hain und Flur.
Nahst du dich mir, so wallt auch mit Entzücken
In meiner Brust ein allgewalt'ger Drang,
Die himmlischen Gefühle auszudrücken,
Und meine Sprache wird Gesang.

Dann führst du mich an deinem Zauberstabe
Ins alte Zauberland in flugeschnellem Lauf,
Erwachend stehn aus dem bemoosten Grabe
Vergessen längst die Toten wieder auf.
Du lässest sie die hohen Burgen füllen,
Die längst die Zeit mit drückendem Gewicht
Zu Staub zermalmt. Die dunkle Nacht wird licht,
Um sie dem Blick frohlockend zu enthüllen.

Seh ich den Rhein, in dessen Silberflut
Sich Ketten bald von grünen Rebenhügeln,
Bald Türme sonder Zahl in hoher Sonnenglut,
Bemooste Dächer bald, bald Fürstenschlösser spiegeln?
Hier soll der neue Schauplatz sein?
Auf diese Trümmer soll ich schauen?
Hier willst du das Geschehne mir vertrauen?
So weihe mich zu deinem Sänger ein!

„Die Ahnfrau" in 8 Gesängen (1818).
„Die Entführung" in 8 Gesängen (1819); s. oben S. 96.
Undatiert sind:
„Sidonie" oder „die Zauberketten" in 9 Gesängen.

„Das Zauberschwert". Es spielt am Hofe des Königs Artus; der Held ist Gawein.

„Malwina" in 8 Gesängen, vom Dichter selbst als Seitenstück zum „Zauberschwert" bezeichnet. Als Probe für Inhalt und Behandlungsort diene folgendes Stück aus dem dritten Gesang der „Titania".

Der Morgen steigt empor, die Nacht entweicht und weint
Auf die verlaßne Flur, und frische Rosen keimen
Von ihren Tränen auf. Sie weckt aus seinen Träumen
Den jungen Helden auch, und bald darauf erscheint
Im sanften Rosenglanz die jüngste der Sylphiden,
Stellt eine Schale voll der schönsten Früchte hin
Und spricht mit sanftem Laut: „Sie sind für dich beschieden,
Ich brach sie auf Geheiß von meiner Königin."

Und wie er sie genießt, so wallt ein heimlich Feuer
Durch seine Adern, sein Gebein,
Ein hoher Mut füllt seine Brust, und freier
Schlägt sein gefühlvoll Herz: der stummen Wehmut Pein
Hüllt itzt nicht mehr in ihren trüben Schleier
Den frohen Blick, die Stirn voll Locken ein;
Er scheint sich mehr als Mensch zu sein,
Und sein Beruf wird ihm unendlich teuer.

Doch schüchtern folgt er nur der schönen Nymphe Spur;
Mit einem Hochgefühl, das er noch nie empfunden,
Sieht er die reizende Natur
In diesem Geisterreich: das Glutmeer ist verschwunden,
Und nur ein Dämmerlicht, dem Sonnenstrahl entwunden,
Von einer Göttin Hand gebunden
Und sanft gemildert, daß es nur
Des Mondes Glanz erreicht, deckt zauberisch die Flur.

Sein froher Blick durchschweift verwegen
Hier dies elysische Gefild:
Da kommt ihm schon Titania entgegen.
Ernst schwebt auf ihrer Stirn, doch himmlisch lächelnd, mild,
Wie die Natur in ihrem Frühlingskleide,
Blickt sie den Jüngling an. Schnell kehrt sein Mut zurück,
Er fühlt sein göttergleiches Glück,
Und seinem Blick entstrahlt die nie gefühlte Freude.

„Auf, Jüngling“, ruft sie aus, mit einer Lieblichkeit,
Und sanft wie Harfenlaut, wenn sie mit leisen Schwingen
Der Zephyr Schar berührt, „mein Wagen steht bereit,
Dich auf die Bahn von deinem Glück zu bringen.
Empfange noch dies Zeichen meiner Huld,
Dies Schwert, die trefflichste von allen Zauberklingen!
Führt es ein Held, noch rein von aller Schuld,
So wird ihm jeder Sieg gelingen.

Doch spare den Gebrauch nur bis zur höchsten Not,
Daß seinen Wert kein leichter Sieg entweihe,
Damit dich auch dein Herz nicht einer Feigheit zeihe,
Wenn die Gefahr nie deinem Leben droht!
Denn wen das Schicksal auserkoren,
In seinen dunklen Plan zu schaun,
Der Sterbliche, zum Götterrang geboren,
Muß nur auf sich und seinen Mut vertraun!“

Er nimmts gerührt, und seine Blicke sagen
Ihr lebhaft Dank. Sie führt ihn bei der Hand
Mit Himmelshuld im hohen Blick zum Wagen;
Jedoch sein kühner Mut verschwand,
Wie er statt jenem hier nur eine Muschel fand,
Zwar groß und schön, doch, wie ihn dünkt, zum Tragen
Nicht sonderlich geschickt; doch endlich überwand
Der Göttin strenger Ernst sein zweifelhaftes Zagen.

Er tritt hinein, und wie der königliche Aar
Den stolzen Flug erhebt und neben
Gewitterwolken weilt, so giebt, doch unsichtbar,
Ein mächtger Geist der Muschel Leben,
Sich feierlich vom Boden zu erheben.
Er steigt empor, nicht achtend der Gefahr
Und sieht sich bald hoch im Gewölbe schweben,
Das seinem Blick ganz undurchdringlich war.

Die Sonne sinkt; der Abendhimmel funkelt
Und tuscht mit Gold der Wolken Saum;
Auch dies erlischt und allgemach verdunkelt
Sich um ihn her der freudenleere Raum.
Doch milder wird die Luft, er fühlt nicht mehr Beschwerde
Vom feuchtenden Gewölk, das ihn bisher umhüllt;

Der Himmel ist mit Balsamduft erfüllt,
Und schimmernd zeigt von weitem sich die Erde.

Und was die Lust noch mehr erhöht,
Der volle Mond erhebt sich aus den Wogen
Und schwebt empor am reinen Himmelsbogen
In stiller, stolzer Majestät.
Bei seinem Glanz entfalten sich die Schatten,
Und Licht und Dämmerung im zweifelhaften Schein
Hüllt Berg und Hain und Blumenmatten
Im zauberischen Schleier ein.

Allmählich sinkt die Silbermuschel nieder.
Wie stärkt ihn nicht die Luft, die ihn umweht,
Wie klopft sein Herz vor Lust, da er nun wieder
Mit sichrem Tritt auf fester Erde steht!
Ein Zedernwald mit dicht verwachsnen Zweigen
Liegt vor ihm da; er geht getrost hinein,
Und eines Lichtes Glanz und ungewisser Schein
Scheint ihm ein Hüttendach von weitem anzuzeigen.

Doch Vorgefühl und Neugier mahnt
Ihn fortzugehn, und wie er schnell sich weiter
Den Weg durch Busch und tiefverschlungne Kräuter
Mit seinem Zauberschwerte bahnt,
So liegt mit einem Mal vor ihm nur wenig Schritte,
Wie er die Aussicht offen sah,
Von Zedern überwölbt die ländlich stille Hütte
Von einem armen Hirten da.

Er nähert leise sich, und bei der Mondeshelle
Entdeckt er bald den Alten auf der Schwelle
Und neben ihm, so wie es schien, den Sohn:
Der Alte hält ein Körbchen in der Rechten,
Und im Begriff, es vollends auszuflechten,
Ruft er dem Jüngling zu im väterlichen Ton:
„Bald werd ich fertig sein, schon tönt der Nachtruf wieder,
Geh Assad, lege dich zu deiner Ruhe nieder!"

Der Hirte nimmt Calibar gastfreundlich auf und erzählt ihm von einem benachbarten Tal, wo böse Geister hausen. Am folgenden Tage zieht Calibar, begleitet von Assad, dem Pflegesohn des Hirten, nach diesem geheimnisvollen Geistertal.

Mit neuem Mut und unaufhaltsam drängen
Durch Schreck und Graus sie bis in seinen Grund:
Tief öffnet sich ein ungeheurer Schlund
Vor ihrem Blick und scheint sie zu verschlingen,
Ein allgewaltges Felsenstück
Ragt in der Mitt' empor, bei dem mit düstern Schwingen
Nur Schwermut weilen kann, dem grausamen Geschick
Das letzte Opfer darzubringen.

Tot ist es rings umher, kein Baum, kein Strauch
Kann einem Wesen hier den kleinsten Schatten geben
Und fühlt beim milden Frühlingshauch
Ein neuerwachtes süßes Leben.
Jedweder Laut erstickt, und selbst das Lüftchen schweigt;
Nur ekelhaft, eintönig hört man zwischen
Den Spaltungen der Vipern lautes Zischen,
Das einzig nur von einem Leben zeugt.

Und Calibar in einem bittern,
Nur halb verhaltnen Grimm, wie er getäuscht sich wähnt,
Schlägt wütend an den Fels, als wollt er ihn zersplittern;
Er bebt und kracht und eine Öffnung gähnt,
Schwarz wie die Mitternacht, urplötzlich ihm entgegen
Und zeigt ihm eine tiefe Kluft,
Worin sich in der Fern' in dumpfer Grabesluft
Des schwächsten Lichts halb düstre Schimmer regen.

Ein schneller Schreck durchzittert ihr Gebein
Und macht die Wangenglut erblassen;
Sie stehn bestürzt und können kaum sich fassen,
Sehn keine Möglichkeit von diesem Wunder ein,
Und doch belehrt sie hier der Augenschein,
Vor dem die Zweifel alle schweigen;
Sie fassen endlich Mut und steigen
Mit scheuem Fuß in diese Gruft hinein.

Und wie sie weiter gehn, so schlägt ein tiefes Stöhnen
Von weitem an ihr lauschend Ohr;
Ein langes Ach, das wieder sich verlor
Läßt schauerlich die Luft ertönen.
Doch nach dem letzten Schritt nimmt eine Höhle sie,
Bei deren Anblick alle Pulse pochen,
In ihrem Innern auf, so grausend, wie noch nie
Der Finger der Natur sie jemals ausgebrochen.

An ihren schwarzen Wänden bricht
Sich, halb erstorben schon, ein mattes Dämmerlicht,
In dem die furchtbaren Gestalten
Sich mehr verdüstern, als entfalten.
Nur eine Lampe hängt herab,
Aus der die schwachen Strahlen fließen,
Die bald verlöschen, bald sich wieder neu ergießen,
Nachdem die Luft der Flamme Nahrung gab.

Allmählich schlägt ihr Herz schon freier
Und fühlt nicht mehr der Furcht erdrückende Gewalt;
Da nähert eingehüllt in einen weißen Schleier
Sich eine weibliche Gestalt
Mit langsamen, mit feierlichen Schritten,
Das Haupt gesenkt, die Hand gelegt aufs Herz,
Als decke sie den namenlosen Schmerz,
Den es schon lange hier in dumpfer Angst gelitten.

„O, seid ihr Sterbliche?" so ruft
Ihr banger Mund, „wie konnt' es euch gelingen
In diese Mauern einzudringen?
O, flieht, o, flieht aus dieser Gruft!
Wo ich so lange schon um meine
Verlornen Kinder, ach, um meine Freiheit weine,
Wo jeden Augenblick in jedem langen Jahr
Der Tod mein Wunsch und meine Hoffnung war!

Wie? oder seid ihr gar aus höheren Regionen,
Aus einer bessern, unbekannten Welt,
Wo alle guten Geister wohnen,
Den Leidenden zu Tröstern beigesellt?
Wenn ihr den Flug erhebt und wieder hier entschwindet,
Nehmt die Verlassene im flügelschnellen Lauf
In euren Armen mit hinauf,
Damit sie Ruhe dort und Freuden wieder findet."

Bei diesem Wort fällt sie auf ihre Knie
Vor beide hin, hebt die gefaltnen Hände
Zu ihnen auf, als flehte sie,
Ach, um Erbarmen nur, daß sich ihr Schicksal wende.
Erschüttert stehn sie da, als hätt' ein Zauberstab
Urplötzlich sie berührt bei dieser stummen Szene,
Und eine mitleidvolle Träne
Rinnt unwillkürlich schnell von ihrer Wang' herab.

Sie eilen beide, sie vom Boden zu erheben,
Und Calibars Begleiter ruft ihr zu:
„Ach! wir sind Sterbliche wie du,
Nur glücklicher in diesem Erdenleben!“
Der sanfte Ton dringt plötzlich ihr ans Herz,
Sie fühlt die matten Knie erbeben
Und starrt empor, als sähe sie mit Schmerz
Ein schönes Schattenbild entschweben.

„Ach!“ ruft sie, „täuschte mich ein Traum?
Wie kann ein Laut mein armes Herz betören?
Laß, Jüngling, noch einmal mich deine Stimme hören,
Dann fühlt es seine Leiden kaum.“
Und jener spricht: „Unglücklichste der Frauen,
Ach, dieses Mitgefühl kam nie in meine Brust.
Ein unbegrenztes, kindliches Vertrauen
Zieht mich zu dir, gemischt mit hoher Lust!

Wer du auch immer bist, ach, jede
Geweinte Zähre drückt mit einer Zentnerlast
Mein tief beklommnes Herz! o rede, rede!
Nicht einen Augenblick hat meine Seele Rast,
Als bis sie den geheimnisvollen,
Den dunklen Flor durchschaut und jeder Zwang entflohn.“
„Er ist's!“ ruft sie bewegt, und ihre Tränen rollen,
„Ihr Götter seid gelobt! er ist's, es ist mein Sohn!“

Und wie sie sich vom bleichen Angesichte
Die Träne trocknen will und schnell
Die Arme öffnet, wird vom schönsten Rosenlichte
Die düstre Gruft mit einem Male hell.
Urplötzlich läßt Titania sich sehen,
In ihrem Himmelsglanz, als stiege sie vom Thron:
„Aline“, ruft sie, „ja, es ist dein Sohn!
Dein Herz betrog dich nicht, nun stille deine Wehen!

Ich rettete ihn einst aus der Gefahr,
Sein junges Leben früh zu enden.
Der Dolch, der schon gedrückt auf seinen Busen war,
Entfiel des Mörders grausen Händen.
Der Knabe sah ihn an, ein leises Mitleid band
Sein Menschenherz bei dieser stummen Bitte,
Er trug ihn mit Gefahr sehr weit entfernt aufs Land,
In eines Hirten stille Hütte.

Ich schützte dich, ich stählte deine Brust,
Die schrecklichsten der Leiden zu ertragen,
Und sah ich auch dein banges Herz verzagen,
So stärkt' ich es im Traum mit deiner Himmelslust.
Ein unsichtbarer Geist, von mir dazu erkoren,
Der mußte sich zu deinen Diensten weihn;
Ihm ging kein Wunsch von Dir verloren,
Er brachte Früchte dir und milden Palmenwein.

Auch Zalma hab' ich Dir erhalten;
Du wirst sie wiedersehn, wenn die bestimmte Zeit,
Des Schicksals Pläne zu entfalten,
Erscheinen wird und es sein Wink gebeut.
Auch Saleb ist auf ewig nicht verschwunden,
Er reicht dir wieder einst vertraulich seine Hand;
Kein böser Geist zerreißt dann dieses neue Band,
Um eure Brust gewaltsam zu verwunden.

Schwer war der Weg, den einst dein Fuß betrat,
Schwer deines Herzens Leid, und diese stumme Mauer
Allein war Zeuge deiner Trauer.
Verzage nicht! ihr Ende naht.
Zwar fesseln dich noch Zoraidens Ketten,
Doch siehst du hier den Jüngling vor dir stehn,
Den eine höh're Macht durch mich dazu ersehn,
Aus diesem Kerker dich zu retten.

Jetzt, Assad, steht es nur bei dir,
Auf eine Bahn mit deinem Freund zu eilen,
Wo sein Geschick ihn hinruft, oder hier
Mit Kindessinn Alinens Schmerz zu teilen.
Wen du auch wählst, es wird dich nicht gereun."
Der Jüngling, während er hier seine Arme beide
Noch um Alinen schlingt, ruft: „Mutter, o entscheide,
Wem soll ich Freund, wem soll ich Tröster sein?"

„Erhabne Göttin," spricht Aline,
Von neu erwachter, hoher Lust entzückt,
Doch hat zugleich auf ihre sanfte Miene
Der erste süße Schreck sich sichtbar aufgedrückt.
„Erhabne Göttin, wie verdiene
Ich diese Huld, womit du mich beglückt?
Ach! ich vermag es nicht, das himmlische Entzücken
Das meiner Brust entglüht, in Worten auszudrücken.

Ich fühle keinen Kummer mehr,
Entschwunden sind der Seele trübe Leiden.
Nimm meinen Assad hin, gern will ich von ihm scheiden;
Es wird der Mutterbrust nicht schwer.
Und keine Thräne soll ihn leiten,
Die, ach, um ihn so oft von meiner Wange rann.
Er mag den Jüngling dort auf seiner Bahn begleiten,
Die das Geschick zu beider Glück ersann!"

„So eilt, den Lauf frohlockend zu beginnen,"
Versetzt Titania, „wo Mut und Tapferkeit
Dereinst den schönsten Lohn gewinnen.
Doch stählt das Herz, gefährlich ist der Streit.
Die Silbermuschel steht zu eurer Fahrt bereit,
Wenn sich der junge Tag mit seinen Purpurschwingen
Der Nacht entreißt und seinen Glanz erneut,
Euch sicher auf den Kampfplatz hinzubringen."

Bei diesem Wort entschwindet sie dem Blick
Und zaubert lange noch in jede trunkne Seele
Ihr hohes Bild; die grausenvolle Höhle
Stürzt in die alte Nacht zurück.
Sie halten sprachlos sich zum letzten Mal umschlungen;
Doch hat dies süße Wiedersehn
Alinens Herz mit neuer Kraft durchdrungen,
Der Trennung Qual zu wiederstehn.

Sie reißt sich aus des Jünglings Armen,
Zwar tief bewegt, jedoch mit hohem Mut:
„Der Himmel wird sich mein erbarmen,
Bis wieder einst dein Haupt an meinem Busen ruht!"
So ruft sie aus, führt schweigend dann die beiden
Schnell nach der Öffnung hin; und, ach, im gleichen Nu,
Wie kaum die Jünglinge von ihrer Seite scheiden,
Erbebt der Fels und schließt sich wieder zu.

Eine andere Gruppe von Epen sind diejenigen, die einen historischen Stoff aus der neueren Zeit behandeln: „Der siebenjährige Krieg" in 18 Gesängen (1820), „Die schlesischen Kriege" in 12 Gesängen (1829), „Der Kampf mit den Schweden" in 8 Gesängen (1831).

In den beiden erstgenannten Werken werden nicht nur die militärischen, sondern auch die diplomatischen Vorgänge der fri-

dericianischen Kriege eingehend dargestellt, offenbar auf Grund ausgedehnter Lektüre und unter voller Benutzung der damals zugänglichen Quellen. Aber der schweren, vielleicht unlösbaren Aufgabe, einen so spröden Stoff poetisch zu meistern, wäre auch die Kraft eines Größeren kaum gewachsen. Die Weitschweifigkeit und Ausführlichkeit, mit der jede militärische Operation und jede diplomatische Verhandlung berichtet wird, oft in sehr trockener und nüchterner Form, wirkt auf die Dauer so eintönig, daß die Lektüre nichts weniger als ein Genuß ist. Hier trifft Uhlands Wort von der „Stubenpoesie" zu:

Flächserne Heldengedichte
Die haspIe ich schnellerweis.

Vergeblich hat der Verfasser sich bemüht, diesem Übelstand abzuhelfen, indem er all die vielen bunten Anekdoten und bekannten Legenden heranzieht, mit denen die Überlieferung diese Heldenzeit Preußens umwuchert hat; auch zahlreiche minder bekannte Einzelheiten, die er in seinen Quellen gefunden hatte, hat er benutzt, um die Erzählung zu beleben und auszuschmücken. Demselben Zwecke sollen auch andere Kunstmittel dienen: in die Darstellung der schlesischen Kriege werden die Gestalten zweier preußischer Soldaten mit ihren persönlichen Erlebnissen und Schicksalen eingeflochten. Sogar Rübezahl spielt eine Rolle und zwar als Gegner des großen Königs:

Der Berggeist, der im Kreise der Sudeten
Als Fürst gehaust seit mehr denn tausend Jahr,
Für dessen Wohl die Geister bald erspähten,
Was hier für ihn und sie zu fürchten war,
Sieht sein Gebiet vom Feinde schon betreten
Und im Voraus die drohende Gefahr:
Denn ziehen sie, die Ketzer, zu den Toren
Als Sieger ein, so ist sein Reich verloren.

Er erscheint der Kaiserin Maria Theresia im Traum und feuert sie zum Widerstande an; er bezaubert bei Mollwitz die Preußen, sodaß sie die Feinde verdreifacht zu sehen glauben; bei Czaslau führt er den alten Dessauer durch eine Staubwolke irre. Erst nach der Schlacht bei Kesselsdorf gibt er den Widerstand auf und erklärt sich für besiegt, sein Thron ist dem Untergang geweiht.

Im „siebenjährigen Kriege" wird die Erzählung folgendermaßen eingekleidet: Ein Krieger, der bei Kollin ein Bein verloren

hat, kehrt in sein Heimatdorf zurück und erzählt den Nachbarn die bisherige Geschichte des Krieges, wobei freilich die Darstellung der diplomatischen Verhandlungen in dem Munde dieses einfachen Mannes wenig glaublich klingt. Seine Erzählung begeistert seinen Sohn Fritz so, daß dieser auch in das preußische Heer eintritt. Aber er ebenso wie andere Nebenfiguren verschwinden in den folgenden Gesängen völlig unter dem Schwall der Kriegsereignisse, die in einförmigem Fluß über den Leser dahinrauschen. Wie eine erquickende Oase erscheint es, wenn des Dichters Ewald von Kleist, der in der Schlacht bei Kunersdorf tötlich verwundet wurde, und seines „Frühlings" gedacht wird:

Laß, edler Kleist, laß mich noch dein gedenken,
Dein, dessen Lied noch jedes Herz entzückt,
Naht uns der Lenz mit himmlischen Geschenken.
Und wird er auch bald unserm Blick entrückt,
Dein Zauberton weiß ihn herabzulenken,
Wenn auch die Flur kein Balsamteppich schmückt,
Du lässest uns auf blumenreichen Auen
Den Lichtglanz nur des blauen Himmels schaun.

Hart war dein Los im heldenmütgen Streben:
Zerschmettert ward dir grausam Fuß und Hand.
Endloser Qual der Schmerzen preisgegeben,
Wer malt, was dort dein trüber Geist empfand,
Der zögernd nur verließ dein Jammerleben!
Spät trug dich erst dein Schutzgeist in das Land,
Wo ewger Lenz bei einer mildern Sonne
Dir lächelte mit Paradieses Wonne!

Auch das Verhältnis des großen Königs zur deutschen Literatur und seine Gespräche mit Gottsched und Gellert werden behandelt.

Zwei Jahre später hat der Dichter sich noch einmal an einen Stoff aus der vaterländischen Geschichte gewagt: in 8 Gesängen berichtet er den Krieg des Großen Kurfürsten mit den Schweden. Wieder beginnt er mit einer Anrede an die Muse:

Du, die den Ruhm mit diamantnen Seilen
Der Zeit verschlingt, die keine Macht zerbricht,
Der Menschen Stirn, bei denen du zuweilen
Voll Huld erscheinst, mit ew'gem Glanz umflicht,
Die ihre Brust, des Himmels Lust zu teilen,
Erweitert und erfüllt mit höhrem Licht,

Die Bahn sie der Unsterblichkeit zu führen;
Laß noch einmal mich deine Nähe spüren!

Oft weiltest du schon bei mir manche Stunde,
Wenn ich den Lärm der lauten Welt vermied:
Mit dir vereint, mit dir im engsten Bunde
Entlockt' ich dann der Harfe manches Lied,
Verdankte dir der Taten graue Kunde,
Die längst von uns ein Menschenleben schied;
Du ließest sie vor meinem Blick entstehen,
Als wären sie soeben erst geschehen.

Du ließest mich das hohe Ziel erringen,
Das nah' ans Ziel der Götterfreude grenzt:
Mir konnte nur durch dich das Lied gelingen,
Das auch mit Ruhm den kühnen Sänger kränzt.
Du gabst mir ein, den Helden zu besingen,
Durch den der Ruhm der Preußen ewig glänzt.
Laß mich auch jetzt an deinen Lippen hangen,
Zu preisen den, der ihm voraufgegangen.

Sodann wird der Überfall von Rathenow, die Schlacht bei Fehrbellin, die Belagerung von Stettin, die Eroberung von Rügen, der Zug nach Kurland ausführlich erzählt. Diese kriegerischen Ereignisse bilden den weitgespannten Rahmen für die Abenteuer eines kühnen und patriotischen jungen Brandenburgers, der, als Schwede verkleidet, seine Braut aus der Gewalt der Feinde befreit und dem Kurfürsten als Späher vor Stettin und Stralsund wichtige Dienste leistet. Diese Episoden sind wenigstens hie und da von einem Strahl poetischen Glanzes erleuchtet. Im übrigen krankt auch hier die Darstellung an den vorher erwähnten Mängeln pedantischer Breite, Einförmigkeit und Nüchternheit, der Ausdruck erhebt sich nur selten über versificierte Prosa. Als Beispiel für die ganze Art der epischen Erzählung folgt hier eine Episode aus der Belagerung Stettins:

Der Kurfürst war schon weiter fortgegangen,
Da hoch das Glück ihn zu begünst'gen schien:
Wie glüht in ihm das innige Verlangen,
Bald den Vertrag vollständig zu vollziehn!
Stracks hatte sich die Fehde angefangen;
Schon stand er zur Erobrung vor Stettin.
Die Festung war die stärkste unter allen:
Leicht würde sie, dies sah er ein, nicht fallen.

Doch macht ihn der Gedanke nicht verlegen:
Und willigt sie nicht in die Räumung ein,
Soll alsobald ein glühnder Kugelregen
Die stolze Stadt zum Untergange weihn.
Stracks wird sodann der Widerstand sich legen,
Denn Hülfe soll kein Schutz ihr rings verleihn,
Der Mangel soll, gesperrt von allen Seiten,
Ihn bald die Bahn zum frohen Einzug leiten.

Um rastlos jetzt zum Angriff fortzuschreiten,
Damit der Plan gelingt, den man erdacht,
Eilt man sogleich, die Mittel zu bereiten,
Die oft schon zur Verzweifelung gebracht.
Die Festung wird umringt von allen Seiten,
Unmöglich Schutz und Zufuhr jetzt gemacht;
Zu Wasser selbst umzieht sie diese Kette,
Damit sie nichts vom Untergange rette.

Ob sie auch gleich die Scharen rings umgeben,
Verläßt sie doch nicht Mut und Zuversicht;
Ob um sie her Tod und Verderben schweben
Auf Untergang verpicht, sie zagen nicht.
Im tapfern Sinn verachtet man das Leben,
Zumal da es an Vorrat nicht gebricht.
Man wartet ab, was weiter werde kommen,
Mutlosigkeit hat keinen übernommen.

Der Kurfürst wähnt, sobald man dort gesehen,
Welch' Mittel man zu ihrem Fall erkor,
So würden sie nicht lange widerstehen,
Ihm stünde dann geöffnet schnell das Tor.
Doch als er sieht, trotz dem, was hier geschehen,
Daß keiner dort den kühnen Mut verlor,
Da fordert er sie auf, sich zu ergeben,
Sonst schone man nicht eines Menschen Leben.

Mit kühnem Trotz läßt man ihm wieder sagen:
Man nähme nie sein Anerbieten an,
Und führ' er auch, das Äußerste zu wagen,
Jetzt rastlos fort, was er zu tun begann!
Man würde nie vor seiner Drohung zagen
Und wehre sich bis auf den letzten Mann,
Und sollten sie im Augenblick erblassen,
Nie würden sie von ihren Pflichten lassen.

So viel auch noch zur Schonung alle rieten,
Der Schade sei beim Zeitverlust nicht groß,
Bald würde hier der Hunger streng gebieten,
Zu teilen stracks der andern Städte Los.
Vergebens nur! die Leidenschaften glühten
Urplötzlich auf: Haß, Zorn und Eifer, blos
Den alten Plan jetzt rastlos auszuführen,
Vermögen nur allein die Glut zu schüren.

Nichts kann sie mehr vom Untergang befreien,
Schon naht Geschütz sich unter Schreck und Graus.
Kartaunen und die Feuermörser speien
In großer Zahl Tod und Verderben aus.
Hier feiert nun, sich höchlich zu erfreuen,
Der Tod sein Fest im fürchterlichen Schmaus.
Hier so wie dort mäht die zerrissnen Glieder,
Den Halmen gleich, wild seine Sense nieder.

Hier so wie dort schwebt grau hin das Verderben,
Das schonungslos auf keiner Seite ruht.
Mit ihrem Blut sehn sie den Boden färben,
Und höher nur entglüht die blinde Wut.
Noch ist hier zwar kein Vorteil zu erwerben,
Jedoch der Kampf schwächt nimmer beider Mut;
Wiewohl noch stets geängstiget vom Schrecken
Läßt man nicht ab, sich in der Stadt zu decken.

Der Donner brüllt; wie aus den tiefsten Gründen
Des rasenden Vesuvs Steinhagel bricht,
So stürzt auf sie aus grausen Feuerschlünden
Der Kugeln Saat mit dröhnendem Gewicht,
Um überall zu schmettern und zu zünden,
Als nahe sich das große Weltgericht.
Zwar sucht man noch zu retten hier und dorten,
Doch wüten wild die Flammen aller Orten.

Gefährdet ist hier aller Wesen Leben,
Es sichert selbst auch kein Versteck den Wurm
Vor dieser Glut zermalmend wildem Streben.
Ein Jüngling war auf den Jacobiturm
Hinaufgeeilt, vorsichtig Acht zu geben,
Wohin vielleicht sich wende noch ein Sturm.
Die Vaterstadt ist ihm unendlich teuer,
Ihn schreckt nicht Tod, nicht ein verzehrend Feuer.

Man steht um ihn, und alle andern zagen,
Denn zu gewiß scheint hier sein Tod zu sein.
Und keiner will die kühnen Schritte wagen,
Zum Wohl der Stadt sein Leben ihr zu weihn.
Doch was sie auch ihn abzuschrecken sagen,
Er stützet sich auf seinen Mut allein.
Nichts hält ihn auf, kein Wort macht ihn betroffen,
Er will auf Glück und auf den Himmel hoffen.

Und kann er nur den edlen Zweck vollenden,
Wenn er ringsum das Lager überblickt,
Vielleicht den Sturm bald möglichst abzuwenden,
Der drohend schon in Eil' herangerückt,
Wie will er dann sein Leben gern verschwenden,
Wenn dieser Wunsch und diese Absicht glückt!
Denn nimmer sei hier Hülfe zu erwarten,
Wo seiner nur Tod und Verderben harrten.

Kaum hört es nur mit halb erstickten Klagen
Die junge Braut, was er im Kreise sprach,
So will sie auch ein gleiches Schicksal tragen,
Und teilen mit ihm Glück und Ungemach.
Sie reißt sich los, und sonder alles Fragen
Eilt sie sogleich rasch dem Geliebten nach:
Der laute Ruf „ach daß sich Gott erbarme"
Hält sie nicht auf; sie stürzt in seine Arme.

Wie schreckt er auf mit tief erbleichten Wangen,
Wie schlägt sein Herz vor Angst und stummer Pein!
Denn dieser Weg, den sie mit ihm gegangen,
Bringt beiden Tod, dies sieht er klärlich ein.
Sie bleibt verstummt an seinem Munde hangen,
Dann ruft sie laut: „Du bleibst mein Trost allein!
Wo du nicht bist, mag ich nicht länger weilen,
Mit dir allein muß ich ein Los nur teilen!"

Um Grausen schon beim Anblick zu verbreiten
Stellt ihnen gleich das Schrecklichste sich dar:
Verwüstung herrscht ringsum von allen Seiten,
Als warn' es sie vor drohender Gefahr;
Und zu gewiß, sowie sie vorwärts schreiten,
Scheint beiden schon ihr Schicksal offenbar:
Sie können nur die Kugeln zischen hören,
Die um sie her, was haltbar ist, zerstören.

Wohl sucht man, der Gefahr noch zu entgehen,
Mit regem Blick ein sichres Plätzchen sich;
Doch ahnen sie, es sei um sie geschehen,
Da grausend hier die Hoffnung selbst entwich.
Zwar können sie das Lager übersehen,
Doch mehrt auch die Gefahr sich fürchterlich:
Der Rückweg ist versperrt mit Mauerstücken,
Sie müssen still sich in ihr Schicksal schicken.

Sie können nicht auf eine Wendung hoffen,
Die sicher sie vor dem Verderben stellt.
Er sieht jedoch noch eine Lücke offen,
Wo er die Aussicht für gefahrlos hält;
Kaum naht er sich, so wird er schnell getroffen,
Daß er entseelt in ihre Arme fällt:
Zerschmettert und entstellt sind seine Glieder,
Sie sinkt bei ihm in seinem Blute nieder.

Eine Mittelstellung zwischen diesen geschichtlichen und den romantischen Epen nimmt „die Reise nach Jerusalem“ ein (1830), ein Gedicht in 8 Gesängen, das die Pilgerfahrt Herzog Bogislavs X. von Pommern nach dem heiligen Lande zum Gegenstande hat. Die Gemahlin des Herzogs ist nach seiner Abreise von Sehnsucht und banger Sorge erfüllt; da erbietet sich ihre treue Kammerfrau Irmgard, als Jüngling verkleidet, die Reise mitzumachen und die Rolle des Schutzgeistes bei ihrem Gemahl zu übernehmen. In Venedig schließt sie sich der Reisegesellschaft an und findet bald Gelegenheit, dem Herzog mancherlei Dienste zu leisten, namentlich ihn nach seiner Verwundung zu pflegen. In dieser Einkleidung erzählt der Dichter die Erlebnisse und Abenteuer Bogislavs ausführlich und getreu nach der Legende, wie sie sich frühzeitig gebildet hatte, und in gedruckten und ungedruckten Chroniken viel verbreitet war,[1]) besonders den Kampf mit den Seeräubern, den Aufenthalt in Jerusalem, Venedig, Rom und Innsbruck. Eine neue und der sonstigen Überlieferung, soweit sie mir bekannt, fremde Zutat ist das Auftreten des Wundermanns Dr. Faust in Innsbruck, der dem Kaiser Maximilian und dem Herzog Bogislav allerhand Zauberkünste vorführt, unter anderem Alexander den Großen zitiert.

[1]) Wahrscheinlich war seine Quelle die sogenannte „Pomerania des Thomas Kantzow“, herausgegeben von Kosegarten; vergl. über diese G. Gaebel, des Thomas Kantzow Chronik von Pommern, Band II S. XXXIII.

Darauf spricht der Herzog den Wunsch aus, Stettin, wie es nach dreihundert Jahren aussehen wird, zu schauen.

Und kaum ist nun sein lauter Ruf erschollen,
Fängt an der Wand, die gegenüber war,
Sich plötzlich an ein Vorhang aufzurollen:
Stracks stellt die Stadt sich seinen Blicken dar.
Er schaut und schaut und hört nicht auf zu schauen
Und kann hier kaum noch seinen Augen trauen.

Wohl kann er noch die hohen Berge sehen,
Beleuchtet schön vom hellen Sonnenball,
Der Stadt vorbei den Lauf der Oder gehen,
Und wie bekannt die Gegend überall.
Doch was er von der Hauptstadt kann erspähen,
Versteckt beinah ringsum ein grüner Wall:
Doch Häuser sowie hohe Türme heben
Sich in die Luft und scheinen dort zu schweben.

Vorzüglich glänzt des einen Turmes Spitze
Hoch im Gewölk, als hätt' ein Zauberstab
Sie hingestellt: doch schnell zermalmt vom Blitze,
Senkt sie sich jetzt schon allgemach herab.
Bald sinkt er ganz von seinem Wolkensitze,
Wie aufgelöst zum Staube, in sein Grab.
Kein Kloster wird dort weiter mehr gefunden,
Und was ihm sonst noch lieb war, ist verschwunden.

Und weit umher in meilenweiter Runde,
Vorzüglich an des Wasserspiegels Rand,
Auf Bergeshöhn, wie in der Täler Grunde
Ist überall und reich bebaut das Land.
Mit hoher Lust erfüllt ihn diese Kunde,
Sie ist für ihn ein sichres, teures Pfand,
Daß nimmer von der väterlichen Erde
Die milde Hand des Himmels weichen werde.

Wo Wald und Strauch sich festgewurzelt hatten
Und Sumpf und Moor das Land dem Landmann stahl,
Da glänzen teils jetzt blumenreiche Matten,
Teils grünen dort auch Bäume sonder Zahl,
Erquicken mild den Wanderer mit Schatten
Und laben ihn mit Frucht beim Sonnenstrahl.

Und vor der Stadt, vom Graben sonst umflossen,
Ist freundlich jetzt ein Lusthain aufgesprossen.

Sein eignes Schloß, sonst seine liebste Freude,
Erkennt er kaum in diesem Bilde mehr,
Es stieg empor zu einem Prunkgebäude:
Hoch streift von dort der rege Blick umher,
Und überblickt — die schönste Augenweide —
Der Dörfer rings im Kreise immer mehr
Und Mast an Mast auf seines Stromes Rücken,
Die prunkend sich mit bunten Wimpeln schmücken.

Noch eine Stadt, vom Strome fast umflossen,
Hat lang gedehnt mit ihrer Häuser Reihn
Nach Morgen zu Stettin sich angeschlossen;
Leicht tritt man dort auf festen Brücken ein.
Ein langer Weg, besetzt mit Weidensprossen,
Führt sicher jetzt bei Mond und Sternenschein
Durch tiefen Sumpf und über Wiesengründe,
Damit er Damm mit seiner Stadt verbinde.

Die Straßen, die in weitgedehnten Räumen
Sich rings umher nach jeder Gegend ziehn,
Sind reich besetzt mit schattenreichen Bäumen,
Um stets der Glut der Sonne zu entfliehn.
Noch glaubt er nur vor hoher Lust zu träumen,
Da plötzlich weckt der Ruf des Doktors ihn.
Schon ist es Zeit; er sieht den Vorhang fallen,
Und nichts verbleibt mehr von den Bildern allen.

IV.

Versuchen wir nach diesem Überblick über das poetische Schaffen Langes uns ein Urteil über seine Bedeutung als Dichter sowie über seine persönliche Denkart und Geistesrichtung zu bilden, so geht schon aus den bisher angeführten Proben hervor, daß seine poetische Begabung das Mittelmaß nicht überragt, ja vielleicht nicht einmal erreicht. Von jenem göttlichen Feuer, das die Seele des wahren Dichters in dämonischer Leidenschaft erglühen läßt, glimmt kein Funke in seinen Werken. Sie sind nicht aus innerem Schaffenstrieb geheimnisvoll gezeugt, nicht lebendige Kinder der Muse, sondern bewußt hergestellte Kunstprodukte eines gebildeten und

schöngeistigen Dilettanten, der, wie die meisten Gebildeten jener Zeit, lebhaftes literarisches Interesse, große Belesenheit und guten Geschmack besaß und mit diesen Eigenschaften ein außergewöhnliches Formtalent, eine erstaunliche Fähigkeit, seine Gedanken in ein metrisches Gewand zu kleiden und die Worte in Versen und Reimen an einander zu reihen, verband. Diese — ich möchte fast sagen, verhängnisvolle — Gabe hat seine dichterische Tätigkeit augenscheinlich hervorgerufen und bestimmt, sie erklärt auch den ungeheuren Umfang seiner Werke[1]), zu dem der innere Wert notwendiger Weise im umgekehrten Verhältnis stehen muß.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Es gebricht ihm an jeder schöpferischen Eigenart; seine Muse ist durchaus konventionell, sie besingt die damals hergebrachten Gegenstände der Poesie in den hergebrachten Ausdrucksformen und mit den hergebrachten Kunstmitteln[2]). Er ist ein geschmeidiger Anempfinder und nicht ungeschickter Nachahmer derjenigen Dichter, die in seiner Zeit den meisten Beifall fanden; nur an die ganz Großen, an Goethe und Schiller, wagt er sich nicht heran. Der Mangel an schöpferischer Gestaltungskraft und lebendiger Anschauung tritt besonders in seiner Lyrik hervor; wie schon gesagt, besteht sie zum großen Teil aus Betrachtungen, die er über Erscheinungen der Natur oder des Menschenlebens anstellt. Aber der Aufgabe, das Geistige in die Welt der sinnlichen Erscheinung überzuführen, das Abstrakte in konkrete Bilder einzukleiden, ist er nicht gerecht geworden; er zeigt uns seine Gegenstände nicht als greifbare Gestalten, nicht in sinnlich wahrnehmbaren Formen, sondern er reflektiert über sie in blutlosen Gedanken, in philosophisch-didaktischen Lehren. Er spricht zu uns weniger als Dichter denn als Prediger und Sittenlehrer. Wenn er in seinen Trinkliedern den Wein preist, so versäumt er nicht, vor dem Mißbrauch und Übermaß zu warnen. Von den Liebesliedern haben wir schon gesprochen; sie sind ebenso wie die Kriegs- und Soldatenlieder nicht erlebt, sondern erkünstelt. Aber auch da, wo ein besonderes Ereignis, ein persönliches Erlebnis den Anstoß zu einem Gedicht

[1]) Nach einer oberflächlichen Schätzung mindestens 100000 Verse.

[2]) Dies offenbart sich auch in der häufigen Anwendung von Ausdrücken, die der antiken Poesie entlehnt sind, wie Zephyr, Boreas, Kamöne, Horen, Luna, Flora, Pomona u. a., sowie gewisser schmückender Beiworte, die regelmäßig wiederkehren, wie Purpurtrauben, Purpurwangen, Ringellocken, der rieselnde oder murmelnde Quell u. ähnl.

gegeben hat, vermißt man meist subjektive Färbung und individuellen Charakter; allzu bald lenkt der Verfasser wieder in die ihm geläufige Bahn allgemeiner Gedangengänge ein. Wenn er z. B. mit dem Gedicht „Abschied eines griechischen Mädchens von der Heimat" der philhellenischen Strömung der Zeit seinen Zoll entrichtet, so legt er im Texte selbst der Griechin keine Anspielung auf den Freiheitskampf ihres Volkes in den Mund, sondern nur solche Gedanken und Gefühle, die auch auf den Abschied von jeder anderen Heimat passen könnten. Nur ausnahmsweise bricht bei solcher Gelegenheit der innige Ton warmer Empfindung durch, wie in der Epistel „An meinen Karl"[1]).

Du schlummerst schon in deinem kühlen Grabe,
Und ach, zu früh erreichtest du dein Ziel!
Ich träume noch, daß ich dich vor mir habe,
Und sehe noch dein kindlich frohes Spiel.
Ich höre oft noch deine holden Worte
Und sehe oft dich kommen oder gehn
Und immer noch an dem gewohnten Orte
Mit frohem Blick an meiner Seite stehn!

Du sahst nicht mehr den schönen Frühling glänzen;
Die Hoffnung schwand, die er dir freundlich gab,
Er streut umsonst die Blumen aus zu Kränzen,
Sie kränzen nur dein kleines, stilles Grab.
Tief deckt es dich; ach, du erscheinst uns nimmer,
Kehrst nimmer jetzt an unsre Brust zurück,
Und nur ein Traum zeigt uns in holdem Schimmer
Zuweilen noch dies hingeschwund'ne Glück.

. . . .

Ein kurzes Ziel ward dir nur zugemessen
Klein war für dich die Freude, der Gewinn,
Und dennoch, Kind, kann ich dich nicht vergessen,
Als schwand ein Teil von meinem Selbst dahin.

. . . .

Du bist nicht tot, wiewohl ich nicht mehr sehe,
Wie du so hold nach unsrer Liebe strebst;
Doch fühl' ich Kind, doch fühl' ich deine Nähe
Und ahnde oft, daß du uns noch umschwebst.

---

[1]) Gestorben den 30. April 1816.

Solche elegische Tonart steht ihm wohl an, vergl.:

Auf einem Kirchhof.

Auf diesem Fleck, dem kleinsten Raum der Erde,
Mit Hügeln rings von Gras und Moos bedeckt,
Hier hat der Tod auf seinem Opferherde
Die Menschenkinder hingestreckt!

Hier schlummern sie, befreit von jedem Kummer,
Der ihre Wang' im Leben oft gebleicht,
In stiller Ruh' den langen, langen Schlummer,
Der nie von ihrer Stirne weicht.

Epistel II, 5.

Und sollt' ich einst ins stille Reich der Schatten
Zu meinen Brüdern übergehn,
Die längst vor mir den Weg gewandert hatten,
So wird man mir den Wunsch gestatten,
Den kleinen Hügel dann im Freien zu erhöhn.
Mild säuselt dort der West mit freundlichem Gekose,
Wenn die Natur mit treuem Muttersinn
All ihre Kinder weckt, sanft kühlend drüber hin:
Vielleicht läßt auch ein Freund mir eine Rose,
Ein Veilchen noch darauf mit zärtlichem Bemühn
Zum letzten Lebensdenkmal blühn.
Und könnte neben ihm noch eine Linde grünen,
Den frohen Sängern dort noch zum Versteck zu dienen,
Von der die Lüftchen liebevoll
Den Blütenstaub auf ihn herunter wehen,
So will ich noch den Toten sehen,
Der ruhiger und süßer schlummern soll.

Aber auch sonst finden sich nicht wenige Gedichte, die in schlichter und sinniger Form einem echten Gefühl stimmungsvollen Ausdruck geben:

Abendlied.

Mild ist des Abends Kühle,
Schon schlummert die Natur,
Und nach des Tages Schwüle
Erquickt sich Wald und Flur.

Die Sonne ist gesunken
Hinab zur andern Welt:
Hoch oben glühn die Funken
Am großen Himmelszelt.

In allen Blütenzweigen
Schläft schon der Sängerchor,
Und graue Nebel steigen
Vom Wiesengrund empor.

Des Vollmonds Strahlen glänzen
Im milden Himmelslicht
Und goldne Wölkchen kränzen
Sein holdes Angesicht.

Still ist's umher; nur zeigen
Nachtvögel sich allein.
Die Lüftchen selber schweigen,
Als schlummerten sie ein.

Die Flur ist umgestaltet,
Und nichts belebt sie mehr,
Nur süße Ruhe waltet
Im Kreise rings umher.

Wer auf der Erde wohnet,
Den labt des Schlummers Gut:
Doch solch ein Abend lohnet
Des heißen Tages Glut.

Er ist ein Bild des Lebens:
Wem er die Stirne küßt,
Der fühlt den Lohn des Strebens,
Den hat ein Gott begrüßt.

Herbstlied.

Des Baumes Schmuck, die Blätter, fallen,
Und hoch am blauen Himmel wallen
Die Vögel schon zum weiten Zug;
Verstummet sind des Waldes Lieder,
Und auf dem Felde ruhet wieder
Von seiner Arbeit aus der Pflug.

Damit der Winter sie nicht schrecke,
Harrt schon die Erde auf die Decke,

Die weich und warm sie sonst umgab.
Das Blümchen, das sich hin und wieder
Verspätet hat, sinkt welkend nieder
Und legt das Köpfchen in das Grab.

Des Baumes Frucht ist aufgelesen:
Er, der der Liebling kaum gewesen
Von einem frohen Kinderschwarm,
In dessen anmutvollem Schatten
So viele sonst geschlummert hatten,
Steht schon verlassen, nackt und arm.

Ach, alles hüllt sich schon in Trauer,
Schon haucht der Nord mit kaltem Schauer,
Der, was nur lebt, verscheucht und schreckt.
Wohl dem, dem jede Sorge schwindet
Und der ein Herz im Hüttchen findet,
Das ihn mit Freuden wärmt und deckt.

In der Idylle „Das Vaterhaus" heißt es:

Unüberwindliche Sehnsucht, noch einmal das Plätzchen zu schauen,
Wo er so harmlos und froh verlebte die blühende Jugend,
Läßt ihm nicht Ruhe noch Rast, bis über dem Hügel der Nußbaum
Frisch und grünend hervorblickt, der mit ihm wuchs und emporschoß.
Näher kommt er und näher; da sieht er vom grünenden Hügel
Starr auf die Mühle herab, worin ihn die Mutter geboren,
Die zu bald um das Grab den lieblichen Wohnsitz vertauschte.
Jedes Plätzchen umschwebt ein Bild aus den Zeiten der Jugend,
Jedes Bäumchen im Garten erkennt sein Blick mit Entzücken,
Auch das Rebengeländer mit seinen schattigen Ranken,
Auch die Laube von Geisblatt, worin er so gerne sonst weilte,
Auch das Eiland im Teich, das Lieblingsplätzchen der Mutter.
Noch, wie damals, so rauscht in die Räder das stürzende Wasser,
Und das Mühlengeklapper ertönt ihm wie Glockengeläute.
Freudig schlägt ihm das Herz, doch Wehmut verdunkelt sein Auge:
Ach, ein grausamer Tag entriß ihm dies Plätzchen auf ewig,
Das, so lang er nur atmet und denkt, ihm teuer und wert ist.

Durch melodischen Fluß der Verse zeichnen sich folgende Liebeslieder aus:

An Laura.

Sollen Zephirs stets um mich, wie um Rosensträucher, spielen,
Soll ich inniges Gefühl auch im nackten Winter fühlen,

Soll mein Leben wie ein Bach ruhlos durch Gefilde fließen,
Sollen Frühlingsfreuden mir meinen Liebesschmerz versüßen,
Holde Laura, o so komm, laß dich von mir zärtlich küssen.

Das Traumbild.

Geliebtes Bild, mit Engelmienen,
Wo bist du hin?
Das itzt als Traumbild mir erschienen,
Wo bist du hin?

Wo bist du hin? Mit Zauberblicken
Standst du vor mir.
Geliebtes Mädchen, welch Entzücken
Fand ich bei dir!

Itzt aber, ach itzt rollen Zähren,
Und Schmerz erfüllt
Mein Herz. So kann ein Traum betören,
Geliebtes Bild!

Originell und anmutend ist der Gedanke mit dem in der Schlußstrophe der „Sehnsucht“ die entfernte Geliebte angeredet wird:

Sehnsuchtsvoll in weite Ferne
Dringt mein Geist nur zu dir hin:
O wie preis' ich nicht die Sterne,
Die zu deiner Heimat ziehn.

Wähl' dir einen mir zum Glücke:
Wenn auf ihm dein Auge ruht,
Dann begegnen unsre Blicke
Sich in seiner Flammenglut.

Ansprechend werden, nicht ohne einen gewissen Anklang an Klopstock, die Freuden des Winters geschildert:

Auf geschliffenem Stahl, wie auf des Windes
Flügel, eilet flüchtig die muntere Jugend
Auf dem spiegelglatten, harten Kristalle
Starrender Seen hin.
Hufe eilender Rosse stampfen mutig
Dann der Flüsse Eisbahn mit frohem Wiehern,
Peitschenknall und lautes Schellengeläute
Füllen die Lüfte.

Spiel und Schauspiel und Sang nach frohem Mahle
Leih'n den Stunden Flügel im trägen Gange;
Kerzenschein und Glanz der leuchtenden Fackeln
Hellet die Nacht auf.
Doch im traulichen Kreis der Gleichgesinnten
Duftet lieblich, reizend zu Lust und Scherzen,
In der vollen Schale köstlicher Reben
Göttergeschenk dann.

Auch über anschauliche Bilder gebietet der Dichter z. B.:

An die Wehmut.

Steige nieder, Gefährtin des bitteren Schmerzes,
Mit dem kalten, tränenbenetzten Schleier,
Dem gesenkten Haupt und niedergeschlagenem
Traurigen Auge.

An den Scherz.

Leicht geflügelter, froher Sohn der Freude,
Du, der stets die Mutter mit holdem Lächeln,
Gleich der Schar der Zephiretten um Rosen,
Schalkhaft umgaukelst!
Wo sie weilet, da blitzt auch bald dein Auge,
Guckt sehr bald hervor auch dein Lockenköpfchen,
Und mit Blumen hold bekränzt umschwebst du
Jeglichen Schritt ihr.

Ein zarter und feiner Duft ruht auf vielen der Naturbilder, die er uns vorführt. So in der achten Epistel:

Epistel VIII.

Schön war der Tag, die Sonne ging zur Rüste,
Da eilt ich noch zum lieblichen Genuß,
Hin, wo ihr letzter Strahl mein Lieblingsplätzchen küßte,
Und harrte dort auf ihren Abschiedsgruß.
Ein Zephir tauchte sich auf seinen Zauberwegen
Durch Wies' und Hain, durch Busch und Feld
Tief in den Duft von einer Blütenwelt
Und schüttelte dann einen Balsamregen
Von seinem Schwingenpaar mir wonnevoll entgegen
Und flüsterte im Laubgezelt.
Und nun versank, umringt von einem Meer von Feuer,

Der Flammenball mit königlicher Pracht,
Und langsam stieg auf ihren Thron die Nacht
Und webte dichter schon den dunklen Rabenschleier
Rund um mich her auf das entschlaf'ne Land,
Bis auch der letzte Strahl des Tages ganz verschwand.
Allmählich ward es immer stiller,
Der ferne Laut ward leiser schon und schwach;
Eintönig murmelte zur Seite nur der Bach,
Und heimlich schlug nur Philomelens Triller,
Ein ferner Wiederhall, noch abgebrochen nach.
Hell strahlte durch das tiefe Dunkel —
Denn mich verhüllte fast mein schönes Blütendach —
Der Sterne liebliches Gefunkel,
Das nicht ein Wölkchen unterbrach.
Leis schlummerte die Flur, in dieser düstren Hülle,
Und rings um mich war's öde wie ein Grab.
Mit einmal stieg in feierlicher Stille
Der volle Mond empor in seiner Strahlenfülle
Und riß der Flur den Schleier wieder ab.
Und welch ein wonniges Entzücken,
Welch eine Himmelslust durchbebte plötzlich mich!
Ein neuer Tag enthüllte meinen Blicken
Schnell einem Zauber gleich im Rosenschimmer sich.
Das Heer der Schatten schien einander sich zu meiden,
Das kurz vorher in eine Nacht zerrann:
Nicht Tag, nicht Nacht, doch zwischen diesen beiden
Schien sich das Geisterreich urplötzlich aufgetan.
Und schauerlich bewegten sich die Schatten;
Das Auge sah getäuscht in Tälern und auf Höhn,
Auf allen blumenreichen Matten,
Und rund um jeden Baum der Elfen Töchter stehn,
Die sich zum Ringeltanz hier froh versammelt hatten
Und schnell sich dann im lichten Kreise drehn.
Und mahnend glaubte man hoch aus des Laubes Düster
Bei eines Lüftchens schmeichelndem Geflüster
Oft einen Geisterlaut bang schaudernd zu verstehn.
Unheimlich, gern gesteh ich meine Schwächen,
Unheimlich ward's und schauerlich um mich,
So daß mich oft ein leises Graun beschlich.
Nein, wahrlich, Freund, wen irgend ein Verbrechen
Die Brust belastend, drückt, der hüte weislich sich

Mit keckem Sinn hier einzusprechen,
Dem nahen sich die Geister nicht voll Huld;
In banger Furcht erwacht das schlummernde Gewissen,
Und mit dem drückendsten Bekenntnis seiner Schuld
Wird er der Kühnheit Frevel büßen.
Ich flohe die Erscheinung nicht,
Mit festem Blick sah ich die Truggestalten
In diesem zweifelhaften Licht
Bald mehr, bald minder sich entfalten,
Und bald entschwand dies täuschende Gesicht.
Allmählich wälzte sich, umringt von Graus und Schrecken,
Ein schwarzes Nachtgewölk von Süden her herauf.
Sein Umkreis dehnte sich in meilenlange Strecken,
Und still und feierlich begann es seinen Lauf.
Bald rollte auch der Donner in der Ferne
Schon deutlicher, und fessellos ergoß
Sekundenlang aus seinem Schreckensschoß
Ein Glutstrom sich, bei dem der Glanz der Sterne
Nur wie ein matter Schein zerfloß.
Schon schichtete, schwarz wie der Nächte Grauen,
Hoch wie ein Riesenberg, sich das Gewölk empor
Und deckte bald halb den gestirnten, blauen
Durchsicht'gen Horizont mit seinem Trauerflor.
Ein wilder Sturm mit schnell entbundnem Flügel,
Durchraste mit Getöse schon die Luft,
Bald schwärzte sich des Mondes Silberspiegel,
Des Donners Wutgeroll, gehemmt von keinem Zügel
Und schrecklich widerhallt von jedem Waldeshügel,
Erschütterte die Toten in der Gruft,
Und Blitze schlängelten mit fürchterlichen Flammen
Herab zur Erde sich, als wollten sie die Flur
In ihrem Blütenglanz zum Untergang verdammen;
Kurz, alles schien empört in der Natur.

In einer anderen Epistel beschreibt er die Freuden der einzelnen Jahreszeiten:

Welch eine Freude, welch Entzücken
Verbreitet nicht die gütige Natur,
Wenn Wiese sich und Hain und Flur,
Vom tiefen Schlaf erwacht, mit neuer Anmut schmücken,
Die junge Saat den frohen Blick begrüßt,

Die Blumenkelche wieder perlen
Und unterm Schattendach von frischbelaubten Erlen
Ein Kranz Vergißmeinnicht den Murmelbach umschließt,
Wenn zu der Liebe heil'gen Festen
Das ganze Sängerchor im frohen Jubellaut,
Versteckt dem Blick, auf blühevollen Ästen
Ein Hüttchen sich und seinen Kleinen baut
Und alles, was nur irgend Leben
Von der Natur als Schöpferin erhielt,
Mit hoher Lust, mit wonnevollem Weben
Die neue Glut der süßen Sehnsucht fühlt.
Und wenn die schöne Zeit des Lenzes auch entfliehet,
Und stärker nun im eng verschlossnen Tal
Der höhern Sonne Flammenstrahl
Den matten Fuß des Wandrers sengt und glühet,
Auch dann noch lockt die süße Lust
Im Schatten eines Baums, wo milde Weste spielen,
Die offne, glühend heiße Brust
Mit ihrem sanften Hauch zu stärken und zu kühlen.
Und wenn im Zauberschmuck der schöne Herbst erfreut,
Und milde Früchte aller Zonen,
Fleiß und Betriebsamkeit zu lohnen,
Verschwenderisch aus seinem Füllhorn streut,
Und überall zu stärken, zu erfrischen,
Den süßen Nektarsaft in voller Schale beut,
Wer wollte sich nicht dann in seinen Jubel mischen,
Der jede Lebenslust mit Götterkraft erneut.
Selbst wenn die Flur in stiller Ruhe feiert,
Wenn alles, tief vom Winterschlaf besiegt,
Erstarrt vom Frost und glänzend überschleiert
Von Reif und Schnee, in toter Öde liegt,
Und alle Quellen sich mit einem Panzer decken,
Durch den nur kalt und matt die ferne Sonne scheint,
Auch dann wird nicht die Freude sich verstecken,
Die einen trauten Kreis am warmen Herd vereint.

An die Naturbetrachtung knüpft er häufig einen Vergleich mit dem Menschenleben:

Wie am Abend das laute Tosen schweiget,
Immer stiller Fluren und Hain entschlummern

Und der Lärm verhallt, der nur an den Morgen
Freudig sich anschließt,
So auch sehnt sich das Herz am Lebensabend
Nach dem stillen, süßen Genuß der Ruhe,
Während keck und froh der Morgen der Jugend
Rauschender Lust fröhnt.

Das Wirken des Windes wird verglichen mit demjenigen des Wahns; den Kampf der Nacht mit dem anbrechenden Tag und dessen Sieg schildert er, um fortzufahren:

So streitet auch im Geisterreich
Noch Finsternis und Licht.

Hierhin gehört auch „Der Weiher“:

Die Abendlüftchen säuseln,
Schon sank des Tages Glut,
Und alle Wellen kräuseln
Sich auf der regen Flut.

Wie mit dem Silberflügel
Auf klarem See der Schwan,
So schwimmt auf ihrem Spiegel
Sanft gleitend hin der Kahn.

Und von der Nacht gezogen
Bevölkert mehr und mehr
Den klaren Himmelsbogen
Der Sterne glänzend Heer.

Des Mondes Strahlenfülle
Streut ihren Silberglanz:
Nur Ruh' beherrscht und Stille
Der Wellen krausen Tanz.

Lärm schweigt hier und Getümmel
Hier, wo schon alles ruht,
Und noch ein Sternenhimmel
Entstrahlt der Silberflut.

Wie in den Fabelzeiten
Thront hier ein Friedensland,
Und halb im Schlummer gleiten
Wir an des Ufers Rand.

Wer auf dem Kahn des Lebens
So sanft ans Ufer fährt,
Dem ward der Lohn des Strebens
Vom milden Glück gewährt.

Den labet sonder Kummer
Die lang entbehrte Ruh',
Und schon im letzten Schlummer
Lacht ihm die Heimat zu.

Daß diese Naturschilderungen aus liebevoller und genauer Beobachtung entsprungen sind, wäre offenkundig, auch wenn der Dichter nicht seine Liebe für die Natur immer wieder ausspräche und diese als die Quelle der reinsten Freuden und als Balsam in jedem Leid feierte. An einen Freund schreibt er: So lange er denken könne, sei sie seine Freundin und Vertraute gewesen; sie sei es, die voll Huld seine Leier stimme.

Denn, unter uns gesagt, die besten Freuden,
Die uns das Glück beschert, die keinen Überdruß
Erzeugen und den lieblichsten Genuß
Beim Scheiden noch erhöhn, doch jeden Zwang vermeiden,
Der ihre Quellen trübt, die blühen nur
Am Mutterbusen der Natur
. . . .
Von meiner frühsten Jugend an,
Und wie sich noch im ersten Flügelkleide
Das keimende Gefühl für jede Freude,
Für jeden Scherz entspann,
Als Knabe dazumal gewann
Schon jede Blumenflur und jede dunkle Heide
Mein ganzes Herz, und meine Seele schwur,
Ihr selber unbewußt, der lieblichen Natur
Auf ewig treu zu sein. Und nun, so lang ich lebe,
Ist sie's allein, die mir den reizendsten Genuß
Des Lebens gibt. Für alles andre gebe
Ich wahrlich keine taube Nuß.

Von den Oden sind nicht weniger als vier „an die Natur“ gerichtet; eine von ihnen schließt:

O für deine Himmelsschöne
Bleibt mein Auge wach:

Leise sing' ich nur die Töne,
Die du lehrtest, nach.

Wie diese Schwärmerei ganz den die Jugendzeit des Dichters beherrschenden Gedanken Rousseaus entspricht, so teilt er mit diesem und seinen Jüngern auch die Begeisterung für die Natürlichkeit im Menschenleben.

Ewig bleibt die Natur nur wahr und einfach.
Schön und göttlich an sich behängt sie niemals
Sich mit schimmerndem Flitterstaate.

Auch er spricht wiederholt die Überzeugung aus, die Entfremdung von der Natur, der Fortschritt der Kultur habe dem Menschengeschlecht nur Unheil gebracht; einfache, schlichte, bescheidene Zustände erscheinen ihm als Ideal. In der Ode „An das Tal zu X." schildert er solche idealen Zustände in einem abgelegenen Tal, das durch hohe Berge von der Welt und ihrem Treiben abgeschlossen ist und dessen Bewohner ein Leben der Unschuld und des Glücks führen.

Ehrgeiz, Rachsucht und Neid sind unbekannte
Böse Geister, nimmer den Frieden störend:
Sie entfliehn, wie verscheuchet, beim Anblick
Kindlicher Einfalt.

Und Vertrauen und Liebe, heiß umschlungen
Von der Eintracht traulichen Schwesterarmen,
Breiten über euch die Schwingen und schützen
Frieden und Ruhe.

Gleich den Brüdern, die gleichgesinnt sich lieben,
Findet jeder Trost an der Brust des andern,
Und des einen Kummer drückt auch
Die Herzen aller der andern.

Als höchstes Glück und tiefste Weisheit preist er das innige Zusammenleben mit der Natur und die daraus entspringende Zufriedenheit mit dem vom Schicksal beschiedenen, wenn auch bescheidenen Los. Sie ist „des Himmels höchste Gabe".

O erkennt es, in der Beschränkung der Wünsche
Blühet das Glück nur.
Nur in niedrigen Hütten lacht die Freude,
Nur Zufriedenheit mit des Glückes Gaben

Sichert Ruh' und Frieden mehr als die Zimmer
Stolzer Paläste.
. . . .
Der ist der Reichste auf der Erde,
Der, reich durch sich, am wenigsten bedarf.
. . . .

Das wahre Glück.

Nicht in Palästen wohnt das Glück
Bei Ordensband und Stern!
Zwar strahlt sein Schimmer dort zurück,
Doch weilt es selbst nicht gern.

Das wahre Glück ruht in der Brust
Und heißt Zufriedenheit;
Nie wird durch Raub und durch Verlust
Sein innrer Wert entweiht.

In einem Briefe an seinen Freund Piper wirft er die Frage auf: Wer ist der Glücklichste? Nicht der Reichste, nicht der von Fortunas Gunst Erhobene, nicht der Dichter, auch nicht der Dummkopf:

So höre Freund! Der Mann, der in der Mitte
Von Überfluß und Mangel lebt,
In dessen Brust kein falscher Ehrgeiz bebt,
Und wenn er zum Geschick die nassen Augen hebt,
Mit keinem Wunsch in der bescheidenen Bitte
Nach einem höhern Glücke strebt,
Dem die Natur den reinen Sinn beschieden,
Der für die Freuden, die sie gibt,
Empfänglich macht, der Ruh und inneren Frieden
Mehr noch als alle Schätze liebt,
Der, wenn es sein muß, das zu missen,
Was einst sein ganzes Herz gewann,
Mit heitren Blicken scheiden kann
Und ruhig von Bekümmernissen,
Wenn auch sein schönster Traum zerrann,
In seiner Brust den Talisman
Zu sichern weiß, der, wenn die Wogen wallen
Und sich der Sturm von Ost und West
Mit wilder Macht empört, ihn niemals sinken läßt,
Der ist der weiseste und glücklichste von allen.

In einem anderen Briefe heißt es in demselben Sinne:

Ich denke, wie mein Freund Horaz:
Ich bitte nicht um Gold und Ehrenstellen,
Nur klein ist meiner Wünsche Kreis;
Um mir die Zukunft aufzuhellen,
Braucht's wahrlich weniger als das.
Ich bitte nicht um alle die Talente,
Die einen Mann zum großen Menschen weihn,
Und wenn ich Cäsar werden könnte,
(Du kennst mein Herz) ich sagte wahrlich nein
. . . .
O laß mich froh und mit Genügsamkeit
Nur nach dem Schatz des inneren Glückes streben!
Erhalte mich, so wie ich bin,
Erhalte meine kleine Habe
Und gib mir bis zum kalten Schlummergrabe
Zufriedenheit und frohen Sinn!

In die Form der Allegorie wird solche Lebensweisheit in dem Gedicht „Das Tal“ gekleidet.

Das Tal.

Lobt immer eure steilen Höhn,
Besonnt vom letzten Strahl!
Wohl ist es lustig dort und schön,
Doch schöner ist das Tal.

Zwar steht ihr unterm Himmelszelt
Und blicket weit umher,
Und unter euch liegt eine Welt,
Doch kalt ist's dort und leer.

Dort gibt es keinen Laubengang
Und keine Blumenflur,
Und statt der Freude, statt Gesang
Herrscht tiefes Schweigen nur.

Hier tönt der Herde Glockenschall
Auf Wiesen und im Hain,
Und herrlich fällt die Nachtigall
Mit ihren Liedern ein.

Dort oben nur regiert der Wind,
Und auf dem öden Raum

Durchsaust des Himmels kaltes Kind
Den kleinen Tannenbaum.

Hier rinnt durch Wiesen klar und hell
Der rege Schmerlenbach,
Die Sonne spiegelt sich im Quell
Durch das belaubte Dach.

Dort oben nur ist dürrer Sand,
Belebt von keinem Strauch,
Und bei der heißen Sonne Brand
Fehlt kühler Schatten auch.

Und läßt der schöne Herbst sich sehn
Mit seinem Zaubermahl,
Gern laß ich eure Berge stehn
Und weile froh im Tal.

Denselben Geist des achtzehnten Jahrhunderts atmet auch die Moral, die der Dichter besonders in seinen Oden predigt. Es ist die etwas glatte und oberflächliche Ethik der Aufklärungszeit: das höchste Glück ist ein gutes Gewissen; dieses Glück kann der Mensch nur durch Tugend gewinnen; das Laster ist die Wurzel alles Übels.

Doch wer frühe den hehren Schatz sich sammelt,
Wahrheit, Lieb', Vertrauen und feste Treue,
Und den inneren Wert des Geistes und Herzens
Schätzet und festhält,

Der erbauet sich fest das Glück des Lebens,
Unvergänglich bis an den Rand des Grabes.
Weder Zufall noch ein neidischer Dämon
Stürzt es in Trümmer.

Er wird nicht müde, Stolz, Dünkel, Ehrgeiz, Habsucht, Haß, Neid als Quellen des Unheils und Störer des Seelenfriedens zu geißeln, dagegen zu preisen

Menschlichkeit, Güte des Herzens, Milde,
Demut, Geistesfreiheit, Reinheit der Seele,
Unschuld und Friede.

Nur der Tugendhafte kann dem Tode mit Ruhe, der Frevler muß ihm mit Bangen entgegensehen.

Denn der redliche Mann erwartet ruhig,
Wann der Tod ihn abruft zum schnellen Hingang;
Schuldlos sieht er ohne Schauder des Grabes
Pforte geöffnet.

Doch den Schuldigen packt ein kaltes Grausen,
Das Verbrechen malt ihm das Bild der Hölle;
Zitternd, mit Entsetzen sieht er des Todes
Boten herannahn.

Auch dich, hoff' ich, wie mich, soll einst der Jüngling,
Wenn er sich uns naht mit der umgestürzten
Fackel, lächelnd sehen; wir rufen dann beide
Freudig: Hier sind wir!

Ein häufig berührtes Thema dieser Gedankenlyrik ist die Vergänglichkeit alles Irdischen, über die sich der Dichter in immer neuen Variationen ergeht:

Rosen blühen, doch bald erlischt ihr Purpur,
Auch der Jungfrau rosige Wangen bleichen,
Und des Jünglings Stirn voll heiteren Frohsinns
Füllen bald Runzeln,
. . . .
Nichts auf Erden hat Bestand, es entschwindet,
Eh' du es ahnest,

Dich auch reißet das schnelle Zeitrad mit sich:
Eh' du es denkest, nahet sich schon der Winter,
Und du rufst ein Wehe, hast du nicht sorgsam
Früchte gesammelt.

Auch an religiösen Betrachtungen fehlt es begreiflicher Weise nicht, und ebenso begreiflich ist, daß auch sie ganz in dem Boden der Aufklärung wurzeln. Christus ist ihm „der größte Mensch, der jeglichem Geschlechte ein hohes Muster gab“. In der Ode an Christus heißt es:

Du besiegeltest die göttliche Lehre
Selbst mit dem Tode.

Laß den himmlischen Geist, der dich beseelte,
Aller Herzen öffnen für deine Lehre,
Daß sie dich in Wahrheit, Demut und Duldung
Einzig erkennen,

Daß Dein Reich nur allein im Herzen throne,
Daß nur Liebeswerke, nicht leere Worte,
Treue, Güte, Herzensreinheit und Unschuld
Ehrend dich preisen,

Daß nur sie auf des Lebens Pilgerreise
Sicher leiten bis an des Grabes Pforte
Und allein nur würdig machen, des Himmels
Schöne zu sehen,

Daß nicht Glaube, nicht Meinung ihn verschließen
Und der Vater, wenn nur die Herzen rein sind,
Alle lieb hat und als Kind sie alle
Gern bei sich aufnimmt.

Über die Unsterblichkeit spricht er sich in einer Epistel also aus:

In Wahrheit, Freund, es ist kein leerer Wahn:
Unsterblichkeit ward unserm Geist gegeben,
Und Himmelsluft wird einstens ihn umschweben,
Hat plötzlich sich der Vorhang aufgetan.
Und welch ein Götterglück, dann neben
Der hohen Wunderherrlichkeit
Der Schöpfung, die zum Anschaun uns gegeben
Und die kein Schleier mehr umhüllt mit Dunkelheit,
Im Kreise der Vortrefflichsten zu leben
Und treu von ihnen dann zum Jünger eingeweiht,
Entflammt von ihrem Ruf zu neuer Tätigkeit,
Nach Wahrheit und Vollendung streben!

Epistel X.

Religion, des Himmels Tochter, ward
Den Sterblichen als ein Geschenk gegeben,
Um sanft den Geist zu stärken, zu erheben,
Damit er nicht im Schmerz und Mißgeschick erstarrt.
Ihr heiligstes Gesetz, für jedes Herz geschrieben,
Lehrt Duldung, Mut und feste Zuversicht,
Und jeder müßte sie mit Innigkeit nur lieben,
Erschiene sie in ihrem Himmelslicht.
Kein Mensch erfand sie, nur dem höchsten Throne
Entfloh sie als ein Strahl der ew'gen Harmonie,
Damit sie in der Brust des Menschen wohne,
Dort billige, dort strafe oder lohne,

Und Engel leiteten vom hohen Himmel sie!
Sie ist nicht, was sehr oft die Menschen aus ihr machten,
Die nur, betört im frevelhaften Spiel
Von Wahn und Leidenschaft, die Heiligkeit verlachten,
Sodaß ihr schon manch blutig Opfer fiel,
Die sich voll bösen Trugs in ihren Schleier hüllten
Und schamlos dann mit schnöder Gleißnerei
Die niedrige Begier des bösen Herzens stillten,
Damit ihr Lebensplan in Nacht begraben sei.
O nein, die Himmlische, von jedem Reiz umgeben,
Wie Wahrheit nur und Lauterkeit ihn gibt,
Kennt Menschensatzung nicht und liebt
Des Herzens Reinheit nur, ein unverschuldet Leben
Und füllt den Geist mit einem höhren Streben,
Sodaß der Frevel schnell ihr schönes Auge trübt.
Und könnte sie in ihrer ätherreinen,
Entzückenden Gestalt auf dieser Unterwelt
Dem Blick der Sterblichen erscheinen,
Sie würde blut'ge Tränen weinen,
Daß man ihr schönes Bild so gräßlich oft entstellt.
Verschwunden zwar sind jetzo schon die Zeiten,
Wo Dummheit, Tyrannei und tief versunkner Wahn
Verbrechen an Verbrechen reihten
Und dem Verfolgungsgeist auf blutbespritzter Bahn,
Um ihrem Heiligtum sich würdiger zu nahn,
Sich mit dem Flammenschwert zu wilder Mordgier weihten,
Wo fast ihr Wesen ganz in nichts verloren ging
Und man, anstatt den Geist der Hehren zu erreichen,
An Worten nur, an selbst gewählten Zeichen,
Wie an der Gottheit selbst, mit ganzer Seele hing.
Doch auch noch jetzt ist die Beschwerde,
So weit man vorgerückt, nicht völlig abgetan.
Durchwandere das ganze Rund der Erde
Und überall triffst du noch Willkür an.
Der Geist, der Geist, aus Morgenrot geboren,
Der sanft wie die Natur und liebevoll,
Gleich weit entfernt von Zorn und Haß und Groll,
Durch diese Welt zu jener leiten soll;
Der Irrenden verzeiht, den lasterhaften Toren,
Wenn sie ihr eignes Herz voll bittrer Reu verklagt,
Die Rückkehr schweigend nicht in ihren Arm versagt,

Der Andersdenkenden voll menschlich milder Schonung
Nicht drückende, nicht harte Fesseln schlägt
Und schon in sich die süßeste Belohnung
Für die vollzogene Pflicht der reinsten Tugend trägt;
Der, wenn das Mißgeschick die schönsten Erdenfreuden
Auch schon im Keim zertrümmert und erstickt,
Mit neuem Mut und Trost selbst in den schwersten Leiden
Das bange Herz erhebt, stärkt und erquickt;
Der nur im Innern lebt und in dem äußern Scheine
Durch strenge Büßungen den höhern Zweck verfehlt
Und Herz und Geist im glücklichsten Vereine
Zu edlen Trieben nur beseelt;
Und der nun den, der allen Menschenkindern
Das Leben gab, und der das Firmament
Fest gründete, uns allen, selbst den Sündern,
Als liebevollsten Vater nennt,
Der weder Haß noch Rache kennt,
Und dem sowohl des schwachen Kindes Lallen
Als ein Gebet des Mannes, das ihn preist,
Wenn es das reine Herz erzeugte, wohlgefallen,
Der göttliche, der wunderschöne Geist
Ist wenigstens noch nicht der herrschende bei allen.
Je tiefer noch das Volk im Aberglauben lag,
Zu ungebildet noch, sich höher zu erheben,
Als was der Blick gerade vor sich fand,
War man genötiget, ihm Bilder nur zu geben,
Vor denen es gebückt, anbetend, schweigend stand.
Hier brachte es voll Ehrfurcht seine Gaben,
Die es voll Reue oft zur schnellen Sühne gab,
Hier legt' es die Gelübde ab,
Um seine Schuld auf immer zu begraben:
Es büßte hier, hier fand es allgemach
Beruhigung und Trost, das kranke Herz zu laben;
Es mußte einen Götzen haben,
Der seiner Denkungsart und seinem Sinn entsprach.
Gewohnheit ließ es nicht von dieser Sitte weichen
Und fesselte zuletzt es so bei seiner Finsternis
In diesen heiligen Gebräuchen,
Daß es sich eher oft zu Tode martern ließ.
Schwer sind die Meinungen zu bessern und zu leiten,
Wenn sie schon einmal tief, tief eingewurzelt sind.

Die Völker werden dann, für alles andre blind,
Für diese nur, wie um ihr alles streiten.
Wie teuer kam der Kampf zu stehn!
Mit welchen drückenden Beschwerden
Ward nicht der Sieg erkämpft! was mußte nicht geschehn
Um, was wir jetzo sind, zu werden!
Ein höhrer Geist war mit dem großen Mann,
Der es einst wagte, kühn den Nebel zu zerteilen,
Und der in diesem Kampf, vom angebornen Wahn
Das Herz der Sterblichen zu heilen,
Die Oberhand voll Kraft und Mut gewann.
Vom Schicksal selbst schien er dazu erkoren,
Er hat für uns das schöne Ziel erstrebt,
Ihm danken wir den Geist, der, ganz in Wahn verloren,
Jahrhunderte nur fern vor unserm Blick geschwebt,
Jetzt neu verklärt und wieder neu geboren
In seinem Element des reinen Lichtes lebt
Und freier sich zum Thron der Gottheit hebt.
Ihm, ihm allein gebührt davon die Ehre,
Er leitete uns auf die wahre Spur.
So war gewiß des großen Stifters Lehre,
So einfach und so rein war auch sein Leben nur.
Und dennoch im Verhältnis aller Zungen
Nah und entfernt, die alle im Verein,
Laut seinem Namen sich und seinem Lobe weihn,
Bleibt immer nur die Anzahl klein,
Wo dieser reine Geist den schönen Sieg errungen.
Noch ist der Haß nicht ganz verjährt,
Wiewohl er schwerlich mehr in helle Flammen
Entlodern wird, die Erde, die uns nährt,
Mit uns und mit dem Geist, der dieses Glück gewährt,
Zum Untergang auf immer zu verdammen.
Jedoch der Grund liegt tiefer wie es scheint,
Und wird nicht leicht von jedem Ohr vernommen;
Und schwerlich wird die Stunde jemals kommen,
Wo dieser Geist uns alle treu vereint!
Selbst unter uns noch, Freund, so viel auch leben,
Vermögen wenige mit kühnem Mut und fest
Sich zu der Klarheit, zu der Höhe zu erheben,
Die seine Göttlichkeit und Größe ahnden läßt.
Die meisten von dem großen Haufen kleben

Nur leider an der Stange fest,
Sie halten für genug, den Namen sich zu geben
Und lassen andern gern den Rest.
Von allen, die auf Erden je gewesen,
Die je die Sterblichen begeistert und gerührt,
Ward keine Schönere gefunden, noch erlesen,
Die so zum Wohl, zum Glück des Lebens führt.
Die durch die liebevollsten Worte
Wie eine Mutter sich zu ihren Kindern neigt
Und selbst noch durch des Lebens dunkle Pforte
Uns einen Weg zu bessern Welten zeigt.
Ich fühle mich beglückt, sie mein zu nennen,
Und weih' ihr gern den schönsten Dankaltar,
Und sterbend will ich noch bekennen,
Wie teuer sie hier meinem Herzen war.

Wie hier, so geißelt er auch in der Ode „an die Frömmigkeit" die Frömmelei als ihr Gegenstück.

Frömmler hüllen voll Trug in dein Gewand sich;
Nicht des Herzens Reinheit erzielt ihr Sinnen,
Nur die Tücke, der verschleierte Trug nur
Regelt ihr Streben.

Tiefes Beugen des Knies, Verdrehn der Augen,
Lautes Flehn im schwülstigen Fluß der Worte
Um des Herren Gnade, Seufzer und Tränen
Tiefer Zerknirschung.

Von der Hölle sagt er:

Äußerst wenigen nur bist du kein Schreckbild:
Wahre Bildung bannt dich in deine Grenzen,
Und dem Biedersinn, dem arglosen Herzen
Bist du ein Trugbild.

Dich erfand nur die schlaue List zum Leitseil,
Um der Schwachen Schritte zum rechten Pfade
Hinzuleiten: Furcht und Schrecken verhütet
Mehr oft als Strafe.

Ewig strahlet der Wahrheit heller Lichtglanz,
Tief ins Herz der Sterblichen dringt ihr Ausruf:
„Wisse, Mensch, in deiner eigenen Brust ruht
Himmel und Hölle!"

Derselben rationalistischen Auffassung sind Betrachtungen, wie die folgenden, entsprungen:

An die Zeit.

Gieb den Sterblichen allen höhre Bildung,
Daß sie sich als Brüder erkennend lieben,
Daß nicht Trug, nicht Wahn, nicht zehrende Mißgunst
Herzen entzweien,

Daß im Kampfe für Freiheit, Recht und Glauben
Christen auch den Christen die Hände reichen,
Daß nicht Blutdurst, blinder Haß der Barbaren
Schonungslos morde.

Dann wird allen ein heitrer Himmel lächeln,
Sollten auch Jahrtausende noch verschwinden;
Denn nur dir gelingt's, der blendenden Torheit
Fesseln zu sprengen.

An die Muse.

. . . .
So wird einstens, wenn, ist das Glück ihm günstig,
Unserm Erdteil höhere Bildung aufblüht,
Selbst der Name Ketzer, fürchterlich oftmals,
Ehrendes Lob sein.

Dann wird Dünkel und Wahn und Glaubensspannung
Selbst sich rächen mit der gerechten Reue
Und vor Scham erröten, daß die blutigen Opfer
Alle gefallen.

Nimmer macht dann allein ein Glaube selig,
Duldung wird dann höchstes Gebot der Völker
Mit dem Wahlspruch: Tu, was recht ist, und scheue
Niemand auf Erden.

Den Wahn redet er an:

Sohn des Dünkels und der tiefsten Hölle,
Dein Gewand ist finster wie die Nacht,
Deine Brust ist gleich dem dunklen Schacht,
Und verhüllt dein Auge, wo die Helle
Eines heitren Tages nie erwacht.

In 24 Strophen malt er so die traurigen Folgen des Wahns und seinen Kampf mit der Wahrheit aus. Der Humanität huldigt er in zwei langen Episteln; in der ersten nennt er sie das schöne Zauberband, das um das Herz des Sterblichen sich windet, und knüpft weiter an das Wort des Terenz an „Homo sum, humani nil a me alienum puto“:

„Ich bin ein Mensch; was einen meinesgleichen
Nur treffen kann, hat auch für mich Gewicht“.
Das schönste Wort, das je aus eines Dichters Munde
Die Muse für die Nachwelt niederschrieb.

Der Gedankenfreiheit widmet er folgende Verse:

Was reißt den Geist aus seinen dumpfen Schranken
Und was entfesselt ihn vom Wahn,
Der seine Schwingen lähmt? Nur Freiheit der Gedanken
Führt ihn allein auf diese Himmelsbahn!
Und hat man sich nicht gegen sie verschworen
Und waltet frei in seinem Flug der Geist,
So wird sie auch zum Liebling bald erkoren,
Und eine Tochter wird ihr dann geboren,
Die alle Herzen an sich reißt,
Aufklärung! Dieses kühne Streben,
Das von der Körperwelt ins Reich der Geister dringt,
Den Wunderbau der Welten selbst umschlingt
Und in das scheinbar Tote Leben
Und eine höhere Absicht bringt!

Allerdings paßt sie nur für reifere Völker, nicht für unentwickelte, denen sie sogar gefährlich werden kann.

Denn wie ein Kind unachtsam nun am Feuer,
Von dem es nur den Glanz, doch nicht die Wirkung kennt,
Greift es hinein, die Finger sich verbrennt,
So könnte auch die Wahrheit ohne Schleier,
Enthüllte sie sich plötzlich allgemein,
Für Ruh' und Glück gefährlich sein.
Wie sich die Flur im allgewaltgen Drange
Der Schöpferin Natur, wenn Frühlingsblättchen wehn,
Allmählich nur verjüngt, um herrlich zu erstehn,
So müßte sie auch nur mit leisem Gange,
Sodaß sie kaum die schöne Wirkung sehn,

Gleich einer Jungfrau mit verschämter Wange
Im ersten Augenblick durch diese Völker gehn,
Um sie nur nach und nach zu stärken, zu erhöhn.

Ganz der Geistesrichtung des achtzehnten Jahrhunders entspricht es, wenn er den Fürsten zuruft:

Und ihr Fürsten, die Ehr- und Habsucht stachelt,
Spielt nie mit dem Frieden, dem Glück der Völker!
Euer Ruhm und euer größester Stolz sei,
Vater zu heißen.

Die Unterdrücker der Geistesfreiheit mahnt er im Anschluß an die Schilderung der Kampfes zwischen Dunkel und Licht beim Sonnenaufgang:

Die ihr, vom finstern Wahn betört,
Der Dunkelheit nur fröhnt,
Die jeder Lichtstrahl schon empört,
Der eure Klugheit höhnt,
Die ihr das Recht dem Menschen nehmt,
Daß er zur Wahrheit dringt,
Und seines Geistes Schwingen lähmt,
Damit kein Flug gelingt;
Die ihr das freie Denken wehrt
Zu seinem Untergang
Und durch die Nacht das Licht erschwert,
Die eure List erzwang!
Ein Tag einst setzt dem Tun ein Ziel,
Denn schon beginnt sein Lauf,
Und euer trügerisches Spiel
Löst sich in Wehmut auf.
Hellglänzend macht schon mehr und mehr
Sein Lichtstrahl dort sich Bahn;
Dann zittert, denn es wird sich schwer
Des Geistes Rache nahn.

Umgekehrt warnt er auch die Völker, indem er die Greuel der französischen Revolution ausmalt, sich von dem revolutionären Wahn fortreißen zu lassen:

Völker, laßt euch nicht von ihm betören,
Die ihr sonst im Schoß des Friedens ruht,
Seid vor seinem Schmeicheln auf der Hut!

Euer Glück nur will er trugvoll stören
Und die Schwingen tauchen nur in Blut.

Und in dem Gedicht „an die Freiheit“ singt er zwar:

Freiheit, schönstes Geschenk im Menschenleben,
Wem dein Auge huldvoll entgegenlächelt,
Wer an deinem Busen atmet voll Wonne,
Naht sich dem Himmel.

Aber nur wer der Pflicht getreu, dem Frevel abhold, nie das Recht verletzt, nur erlaubten Trieben weise huldigt, verdient sie und genießt sie ganz. Ihr Mißbrauch weckt Wahn und Vorurteil und führt ins Dunkel.

O erkennet das Glück, ihr blinden Toren!
Lästert nicht im Dünkel des Staats Verwaltung,
Segnet euer Vaterland; es verletzet
Nimmer die Freiheit.

Hier verhallet kein freies Wort im Kerker,
Keine Wahrheit hüllt sich in dunkle Schleier,
Und in keiner Zelle welket die Sehnsucht
Liebende Herzen!

In der Zeit der Demagogenverfolgungen, aus der dieses Gedicht stammt, dürfte das hier gezeichnete Bild allerdings der Wirklichkeit nur wenig entsprochen haben. Immerhin beweist es, daß das Weltbürgertum, das als Frucht der Bildung des achtzehnten Jahrhunderts in manchen der angeführten Gedichte Langes durchklingt, seinen vaterländischen Sinn doch mit nichten überwuchert hat. Dies bezeugen nicht nur die oben besprochenen Epen aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte, in denen die Ruhmestaten des großen Kurfürsten und des großen Königs besungen werden. Die napoleonische Gewaltherrschaft und die Freiheitskriege waren nicht wirkungslos an ihm vorübergegangen, sondern haben auch in seinen Werken einen Widerhall gefunden: weniger in den früher erwähnten Kriegsliedern, die ganz allgemein gehalten sind und jeder Anspielung auf Zeitereignisse entbehren, wohl aber in einer Ode „auf ein erobertes Geschütz“ und in einer anderen „auf Blücher“. Heller und lebhafter erklingt dieser Widerhall in den zwölf Jahre früher unmittelbar nach den Freiheitskriegen verfaßten Episteln. Die vierzehnte beginnt:

Freund, freue dich! Wir atmen wieder frei,
Die dumpfen Ketten sind verschwunden,
Zerstört der Bund der finstren Tyrannei,
Die selbst den Geist gefesselt und gebunden.

In einer anderen Epistel preist er die Vaterlandsliebe:

Du zweifelst, ob der Ruhm der Alten,
Wo Liebe für das Vaterland
Und für der Freiheit Glück
Mehr als das Leben galten,
Auch einen Kranz für unsre Zeiten band?
Du hältst es kaum für nötig, nachzufragen,
Ob wohl mit Recht und ohne Schmeichelei,
Mit jener Helden Zahl auch noch in unsern Tagen
Nur einer zu vergleichen sei.
Sieh dich nur um, du darfst nicht lange wählen,
Auf Leipzigs Feldern und nach mancher kühnen Schlacht
Sind sie zu Tausenden zu zählen,
Die zu dem schönsten Kampf erwacht,
Das Vaterland dem Siege zu vermählen,
Ihr Leben ihm zum Opfer dargebracht.
Sie fühlten wehmutsvoll die Schmach und seine Ketten,
Sie sahen trüben Blicks die fürchterliche Not
Und stürzten, es vom Untergang zu retten,
Mit hohem Mut sich in den Tod.
Selbst Frauen, heiß umflammt vom kriegerischen Feuer,
Entreißen ihren Leib dem weiblichen Gewand
Und ihrer Lockenstirn den Schleier
Und kämpfen mit dem Schwert in ungewohnter Hand
Für König und für Vaterland.

In der Idylle „das Vaterhaus“ schildert ein freiwilliger Jäger die Erhebung von 1813:

Und erblickte mein Auge nur einen Gehülfen des Korsen,
Auszusaugen das Mark des Landes und seine Bewohner,
Freiheitsberaubt, gleich Scharen zu treiben mit blutiger Geisel,
Hoch auf pochte das Herz, wild ballte die Faust sich zum Kampfe,
Und der flammenden Wang' und Stirn entglühte der Ingrimm.
Wen ich nur sah mir gleich an Alter, und schwieg auch die Lippe,
Nimmer verhehlte der Blick die innigsten Wünsche des Herzens,
Alle beseelte nur Haß und Durst nach glühender Rache.

Schweigend wurde der Bund zur Fehde von allen geschlossen.
Gleich der Posaune des letzten Gerichts, die alles zum Leben
Auferwecket, so tönte der Aufruf des gütigen Königs.
Hoch auf flammte der Mut, und neues Leben durchzuckte
Jegliche Brust. Gespornt von Haß und Unmut und Freude,
Was es auch koste, das Joch des übermütigen Drängers
Abzuschütteln und ihn mit gleichem Maße zu messen,
Sammelte nah und entfernt sich alles vereint zu den Fahnen.
Heimlich wandert' auch ich mit manchem meiner Gefährten,
Nur in nächtliches Dunkel gehüllt, von Heimat und Freunden.
So nur konntet ihr alle die Wahrheit bekunden mit Eidschwur
Daß ihr nicht wüßtet, wohin den Flüchtling getrieben sein Schicksal.
Oft zwar blickt' ich zurück, voll Schmerz mit Tränen im Auge,
Vorwärts jedoch trieb weiter und immer weiter die Sehnsucht,
Bis der frohe Verein der mutigen Krieger mich aufnahm.
Zahllos strömte herbei die vaterländische Jugend,
Freudig, als ging es zum Tanz, voll Mut im flammenden Herzen.
Nicht bedurft' es des Eides, dem König hold und gewärtig,
Treu zu bleiben der Pflicht und nie zu wanken im Treffen;
Denn ein Sinn, ein Geist beseelte die Rüstigen alle,
Freudig ihr Leben zu weihn im Kampfe für König und Freiheit.
Trugen nicht alle, so viele vereint in Reihen sich stellten,
Ein Gefühl in der Brust der Schmach, der bittersten Kränkung?
Traf nicht Übermut, Hohn und tiefe Beleidigung jeden?
Und wie Kinder den Vater umstehn mit liebenden Blicken
Und den Schmerz, der ihn trifft, nur fühlen mit doppelter Wehmut,
Daß die Kräfte dem Willen, dem Kummer zu wehren nicht beistehn,
Doch, so weit es gelingt, zu mildern ihm heimlich geloben,
So durchzuckte beim Anblick des gütigen Herrschers uns alle
Ein Gefühl, gemischt von Schmerz und freudiger Ahnung,
Und noch einmal gelobte im innersten Herzen ein jeder
Kühn und mutig zu streiten, nicht Tod zu scheuen, noch Wunden,
Daß dem teueren Haupt die alte Glorie treu bleib',
Rüstig blieben wir alle vereint durch Willen und Stärke,
Und mit Gott für König und Vaterland kämpften wir freudig.
Mancher stürzte dahin, zerrissen von feindlicher Kugel,
Und der grausliche Tod, in alle Gestalten sich wandelnd,
Wütend, in fliegender Eil' umschwebte den blutigen Schauplatz.
Rastlos kämpften wir fort, nichts lähmte die mutigen Herzen;
„Vorwärts, Kinder!" rief Blücher; uns fehlte die Zeit zur Ermattung.

Endlich — wer malt das Entzücken! — trat lächelnd das Glück uns zur Seite,
Gab dem Rechte den Ausschlag und zeigte den glänzenden Sieg uns:
Plötzlich, in stürzender Eile entflohen die Feinde dem Kampfplatz,
Stolz und frevelnder Trotz entsanken zur niedrigsten Demut,
Und gleich flüchtigen Hasen und Rehen, verfolgt durch das Blachfeld,
Treiben die Unsrigen sie mit Kolben und Schwert nach der Heimat.

Am interessantesten aber sind wenigstens für uns Stettiner trotz ihres geringen dichterischen Werts einige Gedichte, die unmittelbar durch die Tagesereignisse eingegeben sind. Lange befand sich selbst im Jahre 1813 in dem von den Franzosen besetzten Stettin, das die Preußen erst nach neunmonatiger Belagerung einnahmen, und schildert kurze Zeit später in einem Brief die Not der Eingeschlossenen:

Da kann man sich die stummen Qualen,
Den peinlichen, den jammervollen Stand
Des armen Tantalus mit treuen Farben malen:
Ein Stückchen Brot für Mund und Hand,
Für manchen nur sehr kärglich zugeschnitten,
Und, wenn das Glück sich je dazu verstand,
Ein Stückchen Fleisch von einem Roß, das mitten
Im Kampfe schon vielleicht ein großer Held geritten
Und sich mit Glück dem Tode dort entwand,
Das meilenweit vielleicht schon über Land
Durch Dorn und Stein, durch Moor und Sand
Zum Trost von Lebenden mit raschem Fuß geschritten
Und nun zum Lohn den Tod für uns gelitten,
Damit bei uns die Not verschwand.
Auch dann und wann zu einer guten Stunde
Ein Frikassee von einem treuen Hunde,
War alles, was die Eßlust fand.
Zu diesem füge noch die unterbrochne Kunde,
Nichts hören und nichts sehn, was einem Aufschluß gibt,
Ob der Entfernte auch dem süßen Freundschaftsbunde
Treu, wie bisher, verblieb und uns noch immer liebt,
Ob er vielleicht, indes wir eingeschlossen waren
Und nichts von ihm vernahmen oder sahn,
Nicht gar schon längst mit Charons Kahn
Den Styx und Acheron befahren.
Das alles kann, du mußt es selbst gestehn,

Den Meister selbst im Scherzen und im Lachen,
Selbst den Erfahrensten zum Misanthropen machen,
Um nichts mehr von der Welt zu sehn.

Als am 24. Oktober der Leipziger Sieg im preußischen Lager durch Viktoriaschießen gefeiert wurde, ließ Lange sich dadurch zu folgendem Gedicht begeistern:

Woher der Blitz von jeder Seite?
Doch nicht aus hohem Wolkensitz,
Nein, auf der Erde kracht wie in dem kühnsten Streite
Rund um uns her selbst in entfernter Weite
Das donnernde Geschütz.

Wälzt sich der Krieg, das Ungeheuer,
Zermalmend auch auf unsre Flur?
Ach, lüftet immer noch die Zwietracht ihren Schleier?
Düngt sie auch hier für raubbegierge Geier
Mit Blut die graue Spur?

O schone, hemme deine Schritte,
Zu lange glüht dein Fackelbrand,
Und tief zertrümmert liegt so manche stille Hütte.
O schone doch auf eines Dichters Bitte
Das arme Vaterland!

Doch welche frohen Jubeltöne!
O dies ist Ruf der trunknen Lust!
Der Sieg ist unser! schallt es durch die weiten Pläne,
Und jeder stürzt mit einer Freudenträne
Froh an des andern Brust.

Der König lebe! hallt es wider,
Das Glück begünstigt seinen Lauf.
O du, sein treues Volk, anbetend falle nieder!
O Friederich der Große lebet wieder
In seinem Enkel auf.

Als endlich am 5. Dezember der General von Plötz seinen feierlichen Einzug in die befreite Stadt hielt, begrüßte ihn unser Dichter:

Sei uns gegrüßt, Du, der mit Ehrenkränzen
Als Siegesheld sich unsern Mauern naht!
Sei uns gegrüßt! Des Dankes Tränen glänzen,

Wie Perlentau auf neu entsproßner Saat,
In jedem Blick. Mit schnellen Freudentänzen
Umgaukelt froh die Jugend Deinen Pfad,
Das Alter steht mit Zähren in den Blicken
Von fern und fühlt ein himmlisches Entzücken.

Vom lokalgeschichtlichen Gesichtspunkt aus ist es zu bedauern, daß die Zahl solcher Gelegenheitsgedichte, so gering man auch über ihren literarischen Wert urteilen, mag nur klein ist. Daß aber auch bei der Mehrzahl der anderen Gedichte Langes das Durchschnittsmaß kein hohes ist, dürften die angeführten Proben dargestellt haben. Indes wäre es ungerecht und unhistorisch, an sie den Maßstab absoluter Vollkommenheit zu legen oder über sie auf Grund unserer veränderten Geschmacksrichtung abzuurteilen. Unsere Aufgabe in dieser Zeitschrift war es vielmehr, das Werk Langes in seiner zeitlichen und örtlichen Gebundenheit vom geschichtlichen Standpunkt aus innerhalb der Schranken, die dem Geschmack der Zeit und dem poetischen Schaffen ihrer Durchschnittsdichter gezogen waren, zu betrachten und zu würdigen, und von diesem Standpunkt aus wird man kein Bedenken tragen dürfen, ihm innerhalb der pommerschen Literaturgeschichte, so weit von einer solchen die Rede sein kann, eine Stelle etwa neben Ludwig Kosegarten und Karl Lappe anzuweisen.

Französische Kriegsgefangene 1870/71 in Stettin.

(Aus dem Tagebuch eines französischen Offiziers.)

Von

Prof. Dr. Otto Altenburg

Stettin.

Die lange Dauer, noch mehr aber das Ende des Weltkrieges hat viele Tausende unserer deutschen Krieger einer jahrelangen Gefangenschaft und sie, was furchtbarer ist, der maßlosen Rachlust und einer schmachvollen, oft unmenschlichen Behandlung verrohter Feinde ausgeliefert. Wie ganz anders haben doch wir Deutschen die fremden Kriegsgefangenen bei uns aufgenommen und ihnen trotz des großen Mangels an Lebensmitteln und Rohstoffen ein menschenwürdiges und erträgliches Dasein geschaffen! Noch jetzt, nachdem der Kriegszustand mit dem Feinde im Osten längst beendet ist, bleiben zahlreiche ehemalige russische Gefangene lieber freiwillig in Deutschland, als daß sie in die immer noch von schweren Unruhen erschütterte Heimat zurückkehren.

Im Hinblick auf diese Vorgänge in jüngster Zeit liegt es nahe, an die Zustände vor 50 Jahren zurückzudenken. Wie lebten damals die Gefangenen der Franzosen, die sich heute in maßloser Verblendung als unsere Sieger ausgeben, im Lande der Deutschen, die wirklich die Sieger waren? Was haben französische Kriegsgefangene selbst über ihre Erlebnisse und Eindrücke in Deutschland während des deutsch-französischen Krieges berichtet?

Vor 50 Jahren gab es 370000 französische Kriegsgefangene in Deutschland. Im Bereich des zweiten Armeekorps waren 700 Offiziere und 37000 französische Gefangene untergebracht. Pommerns Hauptstadt zählte damals erst 76000 Einwohner, hatte aber eins der größten Gefangenenlager mit etwa 20000 gefangenen Franzosen. Für ihre Unterkunft in der wärmeren Jahreszeit wurde schon im September 1870 bei Neutorney ein Zeltlager und im Oktober in Krekow ein Barackenlager erbaut, die Raum für 17000 Gefangene boten. Andere Mannschaften wurden im Fort Preußen, im Fort Wilhelm und in einem Lager auf dem Exerzierplatz vor dem Berliner Tor untergebracht. Auch Altdamm bekam ein Barackenlager für Gefangene. Da aber die Gefangenen oft stark verseucht aus der Heimat eintrafen, und ihr Gesundheits-

zustand durch den ungewöhnlich strengen Winter sich noch verschlimmerte, so ließ es die deutsche Gefangenenverwaltung nicht an Fürsorge fehlen; man richtete für sie innerhalb der Festung, z. B. in Fort Leopold, und besonders außerhalb derselben Lazarette ein; so auf Elysium, in zahlreichen Sälen in Grabow, auf Elisenhöhe und an anderen Orten. Trotzdem erlagen viele der Gefangenen den Krankheiten. Aber auch in Feindesland fanden sie eine würdige Bestattung. Noch heute zeugen zahlreiche Franzosengräber in Frauendorf, bei Krekow (Franzosenkirchhof) und auf dem alten und neuen Militärfriedhof in Stettin (heute Gedenkstein neben der neuen Garnisonkirche) von der verheerenden Wirkung der Seuchen und Kälte, sie beweisen aber auch, wie der Deutsche aus echt menschlichem Mitgefühl seine Feinde noch nach ihrem Tode geehrt hat. Für die Unterbringung der zahlreichen Gefangenen, ihre Versorgung mit Nahrung und Kleidung, besonders aber für die sorgfältige Behandlung und Verpflegung der vielen Kranken wurde alles Menschenmögliche getan. Das geht mit voller Sicherheit aus den dienstlichen Berichten des Kgl. Gouvernements bzw. des General-Kommandos in Stettin hervor. Sie sind der eingehenden Darstellung zu Grunde gelegt, die H. Berghaus in seiner Geschichte der Stadt Stettin, Berlin und Wriezen a. O. 1876, Bd. II, S. 838—855 von den französischen Kriegsgefangenen in Stettin gegeben hat. Seine Ausführungen sind um so wertvoller, als sie schon kurze Zeit nach den Ereignissen, i. J. 1874, niedergeschrieben sind. Außer vielen anderen Einzelheiten weist Berghaus auch 61 französische Offiziere höheren Ranges nach, die als Kriegsgefangene in Stettin waren, und bringt eine Fülle von Nachrichten über ihre persönlichen Verhältnisse bei. Über die Verpflegung der Gefangenen insbesondere schreibt Berghaus a. a. O. S. 845: „Es mußte als Aufgabe der Humanität betrachtet werden, die Gefangenen aufs allerbeste zu verpflegen und ihnen jede Annehmlichkeit zu verschaffen, um ihnen die Gefangenschaft möglichst zu erleichtern und einen guten Gesundheitszustand bei einem, von den obwaltenden Umständen gebotenen engen Zusammenwohnen einer so großen Anzahl von Menschen, in unmittelbarer Nähe der großen Stadt zu erhalten." Die von Berghaus mitgeteilten Tatsachen zwingen denn auch jeden unbefangenen Beurteiler geradezu zu der Überzeugung, daß die Deutschen die feindlichen Kriegsgefangenen ohne Haß und Grausamkeit und durchaus menschlich behandelt haben.

Was aber hatten die Franzosen selbst über die Zeit ihrer Gefangenschaft in Deutschland berichtet? Geradezu verhängnisvoll

für eine wahrheitsgemäße Beurteilung der Gefangenenfrage ist das Buch eines Franzosen geworden: Habert de Ginestet, Souvenirs d'un prisonnier de guerre en Allemagne. Paris, Ernest Flammarion. In unzähligen Exemplaren ist es in Frankreich verbreitet und hat viele Auflagen erlebt.[1]) Der Verfasser, der vorher eine zweijährige Dienstzeit durchgemacht hatte, nahm als Freiwilliger am Feldzug teil, bis er vor Metz gefangen genommen wurde. Dann kam er in die Gefangenschaft nach Stettin, später nach Swinemünde, unternahm von hier einen mißglückten Versuch, auf die in der Nähe vermutete französische Flotte zu flüchten, und kam nach Friedensschluß wieder zurück in die pommersche Hauptstadt; im Juli 1871, fast ein Jahr nach seinem Eintritt in das französische Heer, kehrte er zu den Seinen zurück. Das Buch hat somit eine besondere Bedeutung für Stettin.[2]) Ins Deutsche ist es übertragen von Otto Köhler, unter dem Titel „Erlebnisse eines Franzosen als Kriegsgefangener in Deutschland 1870/71, Naumburg 1904", das mir in dritter Auflage vorliegt. Der Schriftsteller Habert de Ginestet hat nach dem Kriege seine Erinnerungen an die Gefangenschaft in Deutschland niedergeschrieben, aber die Zustände in den Gefangenenlagern Stettin und Swinemünde schildert er in so krassen Farben und die Behandlung durch die Deutschen als eine so unmenschliche, ja brutale, daß jeder unbefangene Leser die Unglaubwürdigkeit dieser Darstellung sofort erkennt. Der Verfasser wollte offenbar nicht Tatsachen und Erlebnisse schildern, sondern durch seine maßlosen Übertreibungen und Entstellungen, die nur eine von Rachlust krankhaft erregte Phantasie ausdenken konnte, seine Landsleute zur „Revanche" anstacheln. Selbst da, wo Habert de Ginestet einmal etwas für uns Günstiges berichtet, ist seine Darstellung unwahr. So hat er die Stettiner Bürger ganz falsch beobachtet, wenn er schreibt (S. 185): „Die Bevölkerung Stettins ist sehr hübsch. Der pommersche Stamm ist übrigens in ganz Deutschland wegen seiner Kräfte und wegen seiner Schönheit berühmt. Die Frauen sind groß, stark, wohlgestaltet und sehr schön, solange sie jung sind, besitzen aber zu viel Körperfülle, wenn sie älter werden. Wir

---

[1]) Ich verdanke seine Kenntnis einem gütigen Hinweis des Herrn Gymnasialdirektors Prof. Dr. M. Wehrmann in Greifenberg.

[2]) Stettiner Verhältnisse sind auch eingehend geschildert, nach eigenen Erlebnissen des 1870/71 kriegsgefangenen Verfassers, in dem französischen Roman „Ch. Laurents Liebe in Preußen (L'amour en Prusse. Paris 1878)". Vgl. E. Koschwitz, Die französische Novellistik und Romanliteratur über den Krieg von 1870/71. Berlin 1893.

trafen auf den Promenaden wunderhübsche junge Mädchen, mit wahrhaft blendend weißem Teint, mit blauen Augen und prächtigem, blondem Haar, das, nach damaliger Sitte aufgelöst, wie rötlichgelbe schimmernde Wellen ihre Schultern umwogte.“ Zutreffend in dieser Schilderung ist doch wohl nur das über die Körperfülle und Kraft der Pommern Gesagte; eine gewisse Schwäche für das schöne Geschlecht hat offenbar des Verfassers Urteil getrübt. Wie ganz anders aber fällt das aus, wenn er seine Leiden, die wirklichen oder die eingebildeten, schildert! So nach seiner Ankunft in Stettin (S. 22): „Beim ersten Blick gaben wir uns Rechenschaft von der Feindseligkeit, die die Stettiner Bevölkerung gegen uns äußerte. Unsere abgezehrten Gesichter, die langen Bärte, unsere abgetragenen Uniformen dienten zum Spott. Man betrachtete uns beim Vorbeimarsch mit verächtlichen, anmaßenden Blicken, und wir hörten Worte an unser Ohr tönen, deren beleidigenden Sinn wir instinktmäßig begriffen. Welche Pein! . . . . Wir wurden in das Fort Wilhelm, eines der zahlreichen Verteidigungswerke Stettins, geführt — es war mit französischen Gefangenen schon vollgepfropft. . . . . Hier gab es keine Betten mehr, keine gut verwahrten Räume, auch kein bekömmliches Essen. Unsere Baracken mit ihren sehr dünnen Wänden hielten die Kälte nicht ab, unsere Betten bestanden nur aus einem gewöhnlichen Strohsack und einer viel zu kurzen Decke. . . . Übrigens gab es auch keine Bettlaken und Kopfkissen hier. Den letzteren Gegenstand ersetzte ein Klotz, der den Strohsack unter dem Kopf ein wenig erhöhte. Man legte sich völlig angekleidet zu Bett und begnügte sich, nur das Schuhwerk auszuziehen. Was die Nahrung anbetrifft, so war sie abscheulich, unzureichend und sehr derb. Sie bestand aus oder vielmehr sie war eine Art mit Wasser gekochten Mehlbreies, den ich kaum besser mit etwas anderem vergleichen kann, als mit dem Kleister, dessen sich die Maler bedienen, um ihre Tapeten damit zu überstreichen, ehe sie dieselben auf die Wände kleben. — Dieser Kleister also, wir hatten die scheußliche schwarze Brühe so getauft, war zweifellos von verdorbenem oder auf Speichern zusammengekehrtem Mehl bereitet, denn er hatte eine abstoßend schwarzgraue Färbung, war, wie ein Breiumschlag, mit Kleieteilen bestreut und hin und wieder von Fettaugen durchdrungen, die sicher von einem kaum zu bezeichnenden Fettkörper herrührten. Das war alles, woraus unser Mittag- und Abendessen bestand, und dazu gab es noch einige Schnitte dieses scheußlichen Brotes, das schwarz, schwer verdaulich und sehr fest gebacken ist; es besteht aus ebensoviel Kleie wie Mehl. Zur

Abwechselung gab es mittags eine Portion gelber, nur mit Wasser gekochter Erbsen. Dieses Essen, das der Hofhund in einem besseren Haushalte nicht angerührt hätte, wurde uns noch dazu sehr spärlich zugeteilt. Es war ein fortwährendes Fasten, bei dem wir zusehen mußten, wie unsere Hüter sich mit Speisen vollpfropften. In den acht Monaten meiner Gefangenschaft habe ich nicht ein einziges Mal Fleisch verteilen sehen." Und nun gar ein Urteil über die Behandlung durch die Deutschen! (S. 26): „Die Großmut ist wenig bekannt, und noch weniger wird sie angewandt beim Volke der Teutonen, trotzdem will ich nicht verfehlen, die wenigen Beispiele zu kennzeichnen, wo ich sie unter den preußischen Offizieren, mit denen wir zu tun hatten, ausüben sah. Der größte Teil dieser steifen, pedantischen Menschen trägt, gehelmt, gestiefelt und gespornt, wie sie sind, einen unerträglich beleidigenden Dünkel zur Schau nebst einer Art lächerlicher Selbstgefälligkeit, und da sie uns zu Nummern erniedrigt hatten, vermeinten sie das Recht zu haben, uns drücken und zu Grunde richten zu können. Zur Schande gereicht es dem Sieger, wenn er den Besiegten nicht ehrenvoll zu behandeln versteht. Wutanfälle steigen mir zu Kopfe, und ich frage mich, wann die Stunde der Vergeltung schlagen wird, wenn ich diese schon weit zurückliegenden Erinnerungen wieder erstehen lasse".

Diese Proben werden genügen, um den Geist und den Wert der Darstellung des Habert de Ginestet zu kennzeichnen. Von Haß und Rachlust verblendet, hat er durch seine sensationell aufgebauschten Schilderungen die französische Volksseele in ihren niedrigsten Instinkten aufzureizen versucht. So hat seine Tendenzschrift geradezu vergiftend gewirkt und nicht zum wenigsten den Deutschenhaß der Franzosen geschürt. Ihn selbst und seine Landsleute unserer Zeit treffen die Worte, die er in heuchlerischer Vermessenheit ausruft (S. 29): „O! wenn es wahr ist, daß da droben im Himmel über das Tun eines jeden von uns einst Rechenschaft gefordert wird, wie wird dann die Strafe derer ausfallen, die die Völker leichtsinnig aufeinander hetzen, ihren Haß, ihre Leidenschaften und Triebe schüren und so aus Menschen, die sich nicht einmal kennen, und die, ohne sie, keinen Grund hätten, über einander herzufallen, Henker und Opfer machen!"

Deutsche gründliche Forschung aber hat bereits die Schrift des Habert de Ginestet, diese Ausgeburt von Haß und Lüge, entlarvt; Emil Daniels hat das amtliche Aktenmaterial sämtlicher deutschen Gefangenen-Depots von 1870/71, insbesondere der in Stettin und Swinemünde, das im Preußischen Kriegsministerium

aufbewahrt wurde, durchforscht und in eingehender Untersuchung die Haltlosigkeit der Beschuldigungen des Franzosen nachgewiesen (vgl. „Die Behandlung der französischen Kriegsgefangenen von 1870. Nach unveröffentlichten Dokumenten“ von Emil Daniels, in: Preuß. Jahrbücher, hrsg. von H. Delbrück, Berlin 1905, 120. Bd. S. 34 ff).

Trotz der wissenschaftlich unwiderleglichen Ergebnisse Daniels hat das schriftstellerische Machwerk des Franzosen Habert de Ginestet nach wie vor verhetzend und vergiftend gewirkt. Da darf ein Bericht, den ein anderer Franzose über seine Erlebnisse als Kriegsgefangener in Stettin 1870/71 verfaßt hat, nicht unbeachtet bleiben. Das wechselvolle Schicksal des Weltkrieges hat ihn ans Licht gebracht. Studienreferendar Dr. Walter Paap, Leutnant und Kompanieführer, unser frühere Stettiner Mitbürger, fand am 9. März 1918, als er mit seinem Regiment hinter der Front in Ruhestellung lag, in der Privatbibliothek eines zerschossenen Dorfes in der Nähe von La Fère ein Buch mit dem französischen Bericht über das Gefangenenleben in Stettin 1870/71. Er übersetzte es zum größten Teil während der folgenden Monate im Unterstand, einzelne teils kürzere, teils längere Stellen übernahm er im französischen Urtext in seine Abschrift.[1]) Paaps Arbeit trägt den Titel „Sechs Monate in Stettin 1870/71 (Tagebuch eines kriegsgefangenen Offiziers in Deutschland)“. Das Manuskript sandte er noch seiner Gattin in Stettin[2]) und bezeichnete die Arbeit als abgeschlossen. Dann starb er in Frankreich den Heldentod am 9. Juni 1918.

Außerordentlich zu bedauern ist es, daß es trotz aller Nachforschungen bei der hinterbliebenen Witwe Dr. Paaps und bei seinem früheren Kompaniearzt nicht gelungen ist, über den französischen Urtext Sicheres festzustellen. Eins läßt sich zweifellos behaupten: mit der Schimpf- und Schmähschrift des Habert de Ginestet hat unser Tagebuch auch nicht das Geringste zu tun. War die Vorlage Paaps gedruckt oder Handschrift? Das läßt sich nicht erweisen.[3]) Auch der Verfasser ist — vorläufig jedenfalls — un-

---

[1]) Diese habe ich übersetzt, außerdem die Einführung und die erklärenden Anmerkungen verfaßt.

[2]) Frau Dr. Paap übergab es mir mit dem Wunsche (im Sinne ihres Gatten), es zu veröffentlichen.

[3]) Der Leutnant W. aus Paaps Kompanie, der während des Drucks aus französischer Gefangenschaft zurückgekehrt ist, berichtet, es sei s. Z. in dem Dorfe Rollot unter den Trümmern ein ziemlich starkes, in französischer Sprache gedrucktes Buch gefunden worden. Leutnant Paap habe sich über den wertvollen Fund

bekannt; genug, daß er als Offizier bezeichnet und durch den Inhalt bestätigt wird. Unlösbar erscheint die Frage nach dem Umfang des Berichts. Nach Paaps unzweifelhaften Angaben war der Verfasser sechs Monate in Stettin. Nun aber ist die erste Eintragung in das Tagebuch vom 14. X., die letzte vom 18. XII.; das Ganze umfaßt also nur gut zwei Monate. Hat also der französische Offizier nicht mehr ausgeführt, oder ist ein Teil seiner Aufzeichnungen verloren, oder hat Paap nur einen Teil übertragen? Diese Fragen zu entscheiden ist z. Z. nicht möglich. Die Handschrift Paaps läßt jedenfalls nicht den Schluß zu, daß er den ihm vorliegenden Urtext nicht vollständig übersetzt hätte. Am meisten hat die Annahme für sich, daß der französische Offizier seine Arbeit selbst nicht vollendet hat, oder daß von dem ganzen Original eben nur das vorliegende Bruchstück erhalten war.

Aber auch trotz seiner Unvollständigkeit dürfte dieser Selbstbericht eines französischen Kriegsgefangenen nicht ohne Wert sein. Als Offizier darf der Verfasser von vornherein auf größere Glaubwürdigkeit Anspruch machen, als jener Freiwillige und spätere Schriftsteller Habert de Ginestet. Und nun vollends Inhalt und Form seiner Darstellung! Hier spricht der Verfasser mit voller Ruhe und Sachlichkeit,[1]) er schildert seine Erlebnisse und Eindrücke mit aller Schlichtheit, jede tendenziöse Zuspitzung und sensationelle Aufbauschung liegt ihm fern. Nur an ganz wenigen Stellen klingt der Unmut über harte Maßregeln der feindlichen Regierung oder Äußerungen des deutschen Volkshasses durch. Im übrigen aber hat sich der gefangene Offizier mit seinem unabänderlichen Schicksal

---

gefreut; denn in dem Buch sei ein Aufsatz eines französischen Offiziers über seine Gefangenschaft in Stettin enthalten gewesen. Das Buch ist nach Ansicht des Leutnants W. verloren gegangen; er selbst hat es niemals in der Hand gehabt, hat aber die Mitteilungen von Leutnant Paap selbst erhalten.

[1]) Es fehlt auch nicht an lebenden Zeugen von 1870, die noch heute der Wahrheit die Ehre geben. So berichtete ein französischer Bauer, bei dem ein Schwager des Leutnants Paap während des letzten Krieges in Quartier lag, er sei vor 50 Jahren als Kriegsgefangener in Stettin gewesen; dort sei die Behandlung ganz erträglich gewesen, nur hätten die Gefangenen unter der großen Kälte sehr zu leiden gehabt.

Selbst zu persönlichen, herzlichen Beziehungen zwischen Stettiner Familien und einzelnen französischen Kriegsgefangenen ist es 1870/71 gekommen, z. B. mit dem Stettiner Kaufmann K. Das beweisen die französischen Dankesbriefe des ehemaligen Kriegsgefangenen Louis de Bécourt (Sohn des ehemaligen Statthalters von Elsaß-Lothringen) und besonders die bis 1912 fortgesetzten Briefe des „exprisonnier de guerre de 1870“ Hugues Louis, der sich immer bewahrt hat „le culte de notre ancienne amitié“.

abgefunden und sucht sich durch Beobachtung der fremdvölkischen Kultur und durch Vergleich mit der heimischen abzulenken. Mit einem Wort: die Darstellung dieses ungenannten Offiziers macht durchaus den Eindruck eines objektiv-wahrheitsgetreuen Berichtes und ist deshalb geeignet, die Entstellungen und Übertreibungen des Habert de Ginestet aufs schlagendste zu widerlegen. Unter diesem Gesichtspunkt hat das von Paap gefundene Tagebuch seine besondere Bedeutung für die Gegenwart: möge es an seinem Teil dazu beitragen, daß wenigstens über die große Zeit vor 50 Jahren ein gerechtes und geschichtlich wahres Urteil möglich wird!

Sechs Monate in Stettin 1870/71 (Tagebuch eines kriegsgefangenen Offiziers in Deutschland).

14. X. Sonntag Abend um 4 Uhr sind wir in unserm Bestimmungsort angekommen. Als wir aus unserm Eisenbahnwagen ausgestiegen waren, ließ man uns in einen Wartesaal gehen, der militärischen Zwecken reserviert war. Hier wurden wir von einem Leutnant empfangen, der uns französisch anredete. Nach seiner Aussprache hätte man ihn eher für einen Engländer als für einen Deutschen halten können. Er schilderte uns das materielle Leben in Stettin und erklärte uns, er würde uns die Freiheit geben, in der Stadt spazieren zu gehen unter der Bedingung, nicht vor 5 Uhr morgens auszugehen und nach 9 Uhr abends in unsere Wohnung zurückzukehren. Er fügte hinzu, er dächte, daß keiner von uns den ersten Teil dieser Anweisung übertreten werde. Ein prachtvoller Herr mit weißem Haar kam in den Wartesaal; es war der Platzkommandant. Er ließ uns sofort durch den Offizier, der uns empfangen hatte, sagen, daß wir uns vor dem Verlassen des Wartesaales schriftlich verpflichten müßten, nur zu den erlaubten Zeiten in der Stadt auszugehen, nicht die Mauern der Stadt zu verlassen und unsere Korrespondenz durch die deutsche Gewalt passieren zu lassen. Er hatte gewünscht, daß jeder von uns auf einem besonderen Schreiben seine Verpflichtung abgebe; man gab ihm zu verstehen, daß dies sehr lange dauern würde (wir waren 60 Offiziere oder annähernd so viele), daß es an Schreibfedern

mangele, und daß es Nacht würde. Auf diese Einwände hin war der Platzkommandant (Oberst) einverstanden, daß es mit einer Sammelerklärung genug sein sollte, die nur provisorisch sein sollte. Am Ende dieser sollten wir alle unterzeichnen. Man befahl uns noch, daß wir uns nächsten Mittag im Soldatenkasino einfinden sollten. Ein dritter preußischer Offizier, im Range eines Leutnants, führte uns in die Stadt.

Beim Verlassen des Bahnhofs bestiegen wir vor einer kleinen Schar Neugieriger eine Rampe,[1]) welche eine von Schießscharten durchbrochene Festungsmauer durchschnitt. Wir gingen eine Treppe von 20 Stufen, und nachdem wir über zwei schmutzige und verlassene Plätze gegangen waren, ließ uns unser Führer in ein Offiziershaus[2]) eintreten, das der Artilleriekaserne angegliedert war, einen weiten Bau aus Ziegelstein, dessen Dunkelheit uns nicht gestattete, Einzelheiten zu unterscheiden. Einige Zimmer dieses Offiziershauses wurden denen zur Verfügung gestellt, die es mit der Einquartierung am eiligsten hatten. Die anderen sollten sich ein Logis in der Stadt auf eigene Kosten besorgen. Nachdem wir lange auf gut Glück umhergeirrt waren, klopfte ich, wie die meisten meiner Reisegenossen im „Nordischen Hof"[3]) an, wo wir heilfroh waren, ein Lager zu finden. Am nächsten Tage begaben wir uns zur festgesetzten Zeit zum Kasino in der Lindenstraße,[4]) einem Monumentalbau, das bestimmt war, dem Offizierkreis der Garnison Stettin zu dienen. 100 unserer Soldaten arbeiten hier. Wir fanden im Kasino den Major und den Kompanieführer des ersten Kriegsgefangenenbataillons, dessen Bestand zu vergrößern wir herbeigerufen waren. Der Major, der zur Linie gehört, spricht wenig unsere Sprache, und einer unserer Kameraden, ein Generalstabsoffizier, elsässischen Ursprungs, spielte den Dolmetscher. Der Major ließ uns mit einigen Erklärungen die Befehle vom vorigen Abend wiederholen und uns des öfteren sagen, daß es uns verboten sei, mit unseren gefangenen Unteroffizieren und Soldaten zu verkehren. Er empfahl uns, in unseren Briefen an unsere Angehörigen weder von Politik noch von kriegerischen Operationen zu schreiben. Endlich,

---

[1]) Entweder am Kirchplatz, der erst 1874 Gartenanlagen erhielt, oder am Rathausplatz, nahe der heutigen Mauerstraße. Der Bau des neuen Rathauses wurde erst 1875 begonnen.

[2]) In der Friedrichstraße.

[3]) Das „Hotel du Nord" lag Breitestr. 26—27, Besitzer war Quodbach.

[4]) Es war damals gerade fertiggestellt worden, eingeweiht wurde es erst nach dem Kriege, 1872.

fügte er hinzu, würde er uns nicht zu den regelmäßigen Appels heranziehen und uns im Kasino so oft zusammenrufen, als er es für nötig befinde. Die Sammelerklärung, die wir am vorigen Abend im Bahnhof unterzeichnet hatten, sollte sofort durch persönliche Erklärungen ersetzt werden, und jeder von uns mußte überdies eine Unterschrift leisten, aus der Name, Vorname, Rang, Regiment und Geburtsort erkenntlich waren. Danach teilte uns der Major den verschiedenen Kompanien zu. Die Kompanieführer haben die Pflicht, an uns Befehle gelangen zu lassen, die uns betreffen, uns unsern Sold zu zahlen und unsere Korrespondenz zu kontrollieren. Wir müssen ihnen unsere Briefe offen abgeben. Unsere Korrespondenz läuft abgabenfrei um in deutschen Staaten, ohne Zweifel die einzige Liebenswürdigkeit, die wir von König Wilhelm zu erwarten haben, und ich will sie erwähnen.

Wir sind an demselben Tage beschäftigt, Unterkunft und Pension zu suchen. Wir fühlen uns sehr wohl im „Nordischen Hof", aber der Unterschied zwischen seinen Preisen und dem Sold, der uns gezahlt wurde, war doch zu bedeutend. Er ist festgesetzt auf 25 Taler (= 93 Fr. 50 C.) monatlich für Generäle, höhere Offiziere und Hauptleute, auf 12 Taler (= 45 Fr.) monatlich für Leutnants und Unterleutnants. Es ist passend, hier nebenbei folgende Tatsache festzuhalten. Der deutsche gefangene Leutnant in Frankreich erhält vom Gouvernement der nationalen Verteidigung 100 Fr. monatlich, während der kriegsgefangene französische General in Deutschland nur 93 Fr. 50 C. aus den Kassen der preußischen Regierung erhält.

Aus einer Ortszeitung konnte man die zu vermietenden Quartiere ersehen. Ich fertigte mit zwei Kameraden eine Liste der Quartiere an, von denen wir vermuteten, daß sie für uns geeignet seien, und unter Führung eines Dienstmannes hatten wir bald unsere Wahl getroffen. Ich hatte in dem neuen Quartier eine Wohnung genommen, die am folgenden Tage ein Einjähriger der Artillerie verlassen sollte. Die Zimmer, die uns gezeigt wurden, waren im allgemeinen wenig möbliert, aber eigen gehalten und höher im Vergleich zu unseren möblierten Wohnungen in Frankreich. Ihr Preis schwankt zwischen 6 und 8 Talern (22 Fr. 50 C. — 30 Fr.) monatlich. Während der Winterzeit müssen die Mieter Heizung bezahlen, was den Preis für die Wohnung gleichmäßig um 2 Taler (7 Fr. 50 C.) vermehrt. Der Gegenstand, dessen Anblick uns am meisten in Erstaunen setzte, war der Ofen aus weißer Fajence, besetzt mit Medaillons in runder, erhabener Arbeit,

dessen Proportionen fast monumental waren; der Aufsatz der Baulichkeit reicht bis an die Decke. Das Bett verdient auch besonders erwähnt zu werden. Es gibt nur ein Laken, das Unterlaken; die Pommern schieben sich zwischen dieses Laken und ein gewaltiges Eiderdaunenbett, welches zugleich die Stelle des Oberlakens und jedes Deckbetts vertritt, es ist wieder bedeckt mit einem weißen Aufzug, welchen man wechselt wie einen Kopfkissenüberzug. Wir nahmen Wohnung im „Preußenhof"[1]) in der Luisenstraße, wo der größte Teil der französischen Offiziere wohnt, die vor uns nach Stettin gekommen sind. Wir nehmen hier, nach unseren französischen Zeiten, zwei Mahlzeiten ein, die mit einem Glas Bier angefeuchtet wurden, das nach meiner Schätzung aus Wien kommt. Der Pensionspreis beträgt 20 Taler für den Monat. Die Offiziere, deren Tischgenosse ich geworden bin, gehörten fast alle zum ersten Korps der Rheinarmee und waren bei Sedan gefangen worden. Ich habe unter ihnen alte Freunde wieder gefunden. Als sie mir Bericht erstatteten von dem Unglück, dessen Zeugen sie gewesen sind, haben sie mir die Namen vieler Kameraden genannt, die dort umgekommen sind. Wie viele schöne Existenzen sind doch ohne Nutzen für das Land geopfert! Wie sehr sind die, die diesen Krieg mit soviel Leichtfertigkeit begonnen haben, schuldig gegenüber unserm Vaterland!

Stettin, die Hauptstadt Pommerns, ist zugleich Festung und Handelsstadt. Sie liegt fast ganz auf dem linken Oderufer und hat 70 000 Einwohner. Seit 1672[2]) gehört sie zu Preußen. Wenn

[1]) Das „Hotel de Prusse", Luisenstr. 10—11, Besitzer Schmitt, bestand schon im 18. Jahrhundert unter dem Namen „Preußischer Hof". Berühmt war später besonders sein „Truchot-Keller (nach seinem früheren Besitzer P. A. Truchot genannt), worin separate, elegant eingerichtete Cabinets zur Verfügung stehen." — Schon einmal hatte das „Hotel de Prusse" (heute „Preußenhof") einem Kriegsgefangenen als Wohnung gedient: dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Er war vom 25. Juni bis 19. September 1866 Kriegsgefangener in Stettin, wo ihm die Kgl. Gemächer des Schlosses als Wohnung angewiesen waren. Später, nach dem Eintreffen seiner Gemahlin, wohnte er im „Hotel de Prusse" (vgl. W. H. Meyer, Stettin in alter und neuer Zeit, Stettin 1887, S. 267, und H. Berghaus, a. a. O. S. 836/37). Wie Berghaus erzählt, wurden 1870/71 im „Hotel de Prusse" täglich zwei Tafeln für höhere und sonst wohlhabende französische Offiziere geführt. Einige französische Generäle wohnten auch im Hause, später sogar einige Offiziersfrauen mit ihren Kindern, die ihren Männern aus der Heimat gefolgt waren. Der Besitzer Schmitt wurde in dieser Zeit so wohlhabend, daß er sich bald von seinen Geschäften zurückziehen und als Rentier in Berlin leben konnte.

[2]) Gründliche Geschichtskenntnis hat sich der Verfasser nicht verschafft. Die Angabe ist falsch; es muß heißen 1720.

man aus dem Bahnhof kommt, steigt man sogleich zur Neustadt[1]) auf. Sie liegt auf einem Plateau, von dem man die Altstadt und den Oderlauf beherrscht; sie ähnelt vielfach den Vierteln, die in den letzten 30 Jahren in einer großen Anzahl mitteleuropäischer Städte gebaut sind. Es sind lange Straßen, die sich rechtwinklig schneiden und hier und dort durch rechtwinklige Plätze unterbrochen sind. Die öffentlichen Gebäude, die zahlreich sind in diesem Stadtteil, drängen wie unsere Privathäuser einen Vergleich mit den Fassaden unserer Kasernen auf. Man muß indessen sagen, zur Entschuldigung der deutschen Architekten, daß sie nur Ziegel zu ihrer Verfügung haben, und zu ihrem Lob, daß sie es verstanden haben, durch die Abwechselung in der Ornamentik eine völlige Einförmigkeit zu vermeiden; sie haben durch Unterschied jedem Gebäude einen Charakter gegeben, der seiner Bestimmung entspricht. Unter diesem nebligen Himmel wirkt der allgemeine Anblick der Neustadt nirgends kalt und traurig. Die Neustadt erhebt sich zwischen dem Gipfel des Plateaus, das den Lauf der Oder beherrscht, und der Südseite der Stadtmauer; dort befindet sich die Artilleriekaserne, das Gericht, das Gefängnis, die Gewerbeschule,[2]) die Kommandantur[3]) (man würde in Frankreich „l' état — major de la place“ sagen). Eine Allee, ungefähr 600 m lang und mit noch sehr kleinen Linden bepflanzt, bildet die Achse der Neustadt. Sie trägt den Namen „Lindenstraße“, ohne Zweifel als Erinnerung an die „Straße unter den Linden“ in Berlin. Die Lindenstraße wird am Fuße der Wälle verlängert unter dem Namen „Paradeplatz“. Am Mittelpunkt befindet sich die Hauptwache. Auf dem Paradeplatz finden gegen Mittag der Vorbeimarsch der Wachen, ferner die Besichtigungen der Garnison statt.

Die Altstadt liegt am Fuße des Hügels am Ufer der Oder, die Straßen sind weniger breit und die Häuser weniger hoch als in der Neustadt; an Stelle der großen Fassaden sind da die hohen, auf die Straße gerichteten Giebel, mit verschiedenen Profilen, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Vier Straßen führen von der Neustadt zum Fluß. Die erste führt auf die „Grüne Schanze“, ein Erdwerk, das die Entwicklung der Stadt unnötig gemacht hat, und an dessen Wegräumung unsere Soldaten arbeiten; zweitens

---

[1]) Für sie war 1845—1848 durch Vorschieben der Festungswerke nach Süden Raum geschaffen worden. Ihre Bebauung wurde erst um 1865 abgeschlossen.

[2]) Gegründet 1834, später in dem 1856 errichteten Gebäude der Friedrich-Wilhelmschule untergebracht.

[3]) Am Viktoriaplatz, der 1860 eingeebnet wurde.

die Rosengartenstraße führt zur Johanniskirche, der evangelischen Garnisonkirche, drittens die Breitestraße, in der sich die Haupthotels der Stadt und zahlreiche Läden befinden; viertens die Mönchenstraße, sehr verkehrsreich wie die vorige. Zwischen diesen beiden Straßen befindet sich die Jakobikirche, die Hauptkirche der Stadt, deren dicker, viereckiger Turm fast von allen Punkten der Stadt gesehen werden kann. Eine breite Uferstraße, das Bollwerk, führt die Oder entlang. An ihm liegen wohlfeile Kneipen, Volksbuchhandlungen, Weinschänken, die zahlreiche Bummler besuchen, und stromabwärts einige schöne Häuser, die Sitze der Schiffahrtsgesellschaften.[1]) Am Hafen herrscht sehr reges Leben; die Schiffe löschen am Kai die Kohlen Englands, Eisenerz aus Norwegen, Holz und Öl aus Amerika. Zwischen allen diesen Schiffen vor Anker zeigen sich kleine Dampfer, die die Oder hinabfahren, um nach Swinemünde und zur Insel Rügen zu fahren, während die Bauern, die gekommen sind, um ihre Erzeugnisse auf dem Markt zu verkaufen, mit ihren Kähnen den Fluß hinauffahren, um ihre Dörfer wieder zu gewinnen. Beim Lesen der Schilder bemerke ich einige französische Namen, besonders de la Barre, den ich einige Male wiederholt sah.[2])

5. XI. Das Hauptereignis dieser letzten Tage ist die Kapitulation von Metz, die uns einen tiefen Schmerz verursacht hat. Am zweitnächsten Tag, an dem die Kapitulation hier bekannt wurde, wurden Freudensalven abgegeben. In dieser Zeit hatten sich sehr viele Gerüchte unter uns verbreitet. So behauptete man, der Kellner in einem Restaurant habe einige Worte aus der Unterhaltung deutscher Offiziere, die er bei Tisch bediente, aufgeschnappt, nachdem die Armee von Metz sich gefangen gegeben habe, während die Festung selbst sich weiter energisch verteidige. Man ging sogar so weit zu versichern, daß der General von Freyhold,[3]) Gouverneur von Stettin, seine Offiziere der Garnison versammelt habe, um sie über das Ergebnis zu unterrichten. Aus der „Indépendance belge“[4])

---

[1]) Vor allem ist an die Handelshalle zu denken, die 1856 erbaut ist.

[2]) Von der 1720 gegründeten französischen Kolonie scheint der Verfasser nichts gewußt zu haben.

[3]) Generalleutnant J. A. F. W. von Freyhold, Kommandant von Stettin, geb. 1813 in Graudenz, war vorher Kommandant des Kadettenkorps. Er starb 1871, 31. Januar in Stettin.

[4]) Sie war wegen ihrer maßlosen Deutschfeindlichkeit in den Gefangenenlagern verboten, während andere Zeitungen aus Belgien und der französischen Schweiz von den deutschen Lagerverwaltungen zugelassen waren. (Vgl. E. Daniels, a. a. O. S. 55.) Im Gegensatz zu ihren oft französisch gefärbten Berichten brachte

erfuhren wir die schmerzlichen Einzelheiten von dem Unglück von Metz. In der Konditorei las man diese Zeitung; diese Lektüre ging meistens gemeinsam von statten. Die Konditoreien sind Einrichtungen, die von Kuchenbäckern — Konditoren — gehalten werden, wo die gefangenen Offiziere sich gewöhnlich nach den Mahlzeiten versammeln, in Ermangelung von Cafés,[1]) die es in Norddeutschland nicht gibt. Hier findet man Unterhaltung und eine große Menge Zeitungen und Zeitschriften. Zwei Konditoreien sind besonders von französischen Offizieren besucht, die von Gebr. Jenny,[2]) die aus dem Kanton Graubünden stammen, und „Café Viktoria".[3]) Die Gefangenen entziffern hier, so gut es geht, deutsche Zeitungen oder besehen die zahlreichen illustrierten Zeitungen, die darin wetteifern, die Zerstörung unseres Vaterlandes wiederzugeben. Die Englisch verstehen, lesen die „Times" oder den „Punsch", andere endlich spielen endlose Partien Domino. Wenn der Kellner die „Indépendance" bringt, läßt man „Militärwochenblatt" und „Kreuz-

die „Correspondance de Berlin" der Wahrheit entsprechende Nachrichten. Sie wurde im Auftrage des Kriegsministeriums unentgeltlich in den Gefangenenlagern verteilt. Die französischen Offiziere in Stettin erhielten sie auch im Bankhause S. Abel junior (am Heumarkt) beim Abheben von Geldern. Eine größere Anzahl Nummern dieser in französischer Sprache verfaßten Gefangenenzeitung ist in Stettin erhalten (in Privatbesitz). Besonders verweise ich auf den in Nr. 49 v. J. 1871 abgedruckten Brief des Leutnants H. Doueur, in dem er seinen und seiner Mitgefangenen aufrichtigen Dank für die menschenfreundliche Behandlung in der pommerschen Stadt Anklam ausspricht.

[1]) Das erste Wiener Café wurde in Stettin um 1890 eingerichtet; es war das Café Zentral am Königstor.

[2]) Die Konditorei von Gebr. Jenny, Kleine Domstraße 20, erfreute sich lange Zeit allgemeiner Beliebtheit und war, besonders für Fremde, geradezu eine Sehenswürdigkeit. Ein Zweiggeschäft betrieben Jennys Große Oderstraße 28. Gerade an dieser stark besuchten Erholungsstätte in der Kl. Domstraße zeigten die französischen Offiziere ein sehr unfeines Benehmen, was unser Verfasser mit gutem Bedacht verschweigt. Wir sind aber darüber wohl unterrichtet durch H. Berghaus, a. a. O. S. 852/3. Danach war es alte, schöne Sitte bei Jennys, daß die Gäste erst beim Verlassen der Konditorei „nach eigener Angabe am Schänktisch bezahlten". Die französischen Offiziere freilich mißbrauchten dieses auf alter, guter Überlieferung beruhende Vertrauen und gingen wochenlang ein und aus, ohne zu bezahlen. Da mußten die Inhaber der Konditorei in jedem Zimmer eine Tafel aufhängen mit der Aufforderung an die Gäste, ihre Schuld sogleich bei dem Aufwärter zu berichtigen. Um so frecher aber wurde das Benehmen der Franzosen. Fortan verzehrten sie wenig oder nichts, belegten aber die belgischen Zeitungen vollständig mit Beschlag und verscheuchten „durch die lächerlichen, prahlhänsigen Aufschneidereien, in denen sie sich als Söhne der großen Nation nach wie vor außerordentlich gefielen, die alten Stadtgäste".

[3]) Ein Café dieses Namens läßt sich aus der Zeit von 1870 nicht nachweisen. Der Franzose meint offenbar die Konditorei von Otto Klemm, die am Viktoriaplatz 2 (neben der Kommandantur) 1870/71 eröffnet wurde (nach Stettiner Wohnungsanzeiger für 1871).

zeitung", man hört auf die Bilder anzusehen, und ein liebenswürdiger Kamerad liest mit lauter Stimme vor.

Die Kapitulation von Metz[1]) hat eine große Entfaltung von Fahnen hervorgerufen, ähnlich der, die wir am 18. X., am Geburtstag des Kronprinzen, gesehen haben. Welch ein Unterschied zwischen den Fahnen, welche die Häuser in Frankreich zu unsern Nationalfeiern bewimpeln, und denen, die wir aufgesteckt sehen! Diese hängen an den Fahnenstangen mit einer ganz ausgezeichneten Festigkeit, die schräg unter dem Dach angebracht sind, und die schwarzen und weißen Farben bedecken die Fassaden fast ganz; aber die Illuminationen sind armselig. Indessen hat der Eigentümer des „Preußenhofes", wo wir in Pension waren, es für nötig befunden, vor seinen Nachbarn zu illuminieren, und geglaubt nicht warten zu dürfen, bis wir weggegangen waren. Dieser Gastwirt hat als Unteroffizier in unserer Fremdenlegion gedient. Sein Wesen störte viele von uns, die im „Schützenhaus"[2]) bei einem Italiener Pension nahmen. Ein Garten, der zum Hause gehörte, hatte ohne Zweifel als Schießstand irgend einer Gesellschaft gedient. Davon hatte das Etablissement seinen Namen behalten. Das Erdgeschoß des „Schützenhauses", das mehrere Säle enthielt, ist zugleich ein Bierhaus (=Bierverlag?) und Kneipe. Zahlreiche Stiche und eine Menge Gipsfiguren machen es zu einem Museum kleinen Stils. Ein großer Saal, der das ganze erste Stockwerk einnimmt, dient den verschiedensten Zwecken. Am Sonntag liest hier ein katholischer Priester den französischen Gefangenen eine Messe, in der Woche gibt eine bürgerliche Gesellschaft einen Subskriptionsball, preußische Offiziere feiern Feste für die Siege ihrer Brüder, ein Landtagskandidat hält eine Ansprache, oder gar ein Marktschreier zeigt dort seine Sehenswürdigkeiten vor. Der Major, der unser Bataillon

[1]) Am 27. Oktober 1870. — Zum Vergleich verweise ich auf die kurze, aber schöne Schilderung eines deutschen Augenzeugen, die er von der Feier des Sedansieges in Stettin gibt: P. Quade, Mit den Pommern vor Metz, Paris und im Jura. München 1910, S. 7. Er schreibt u. a.: „Hier und da zeigte sich ein gefangener französischer Offizier und schaute mit finsterer Miene auf die begeisterte Menge".

[2]) Das „Schützenhaus", Heiligegeiststr. 6, gehörte dem Kaufmann Wulff, Pächter und Wirt war der Italiener Nicola Tincauzer (ursprünglich war es Eigentum der Schützenkompanie der Kaufleute und der Bürger). Großer Beliebtheit erfreute sich der berühmte Kapellmeister Parlow vom 34. Regiment, der im Garten seine Militärkonzerte gab. Von dem Wirt des Schützenhauses wird erzählt, er habe, weil er in seine Gäste kein besonderes Vertrauen setzte, auf jedem Eßbesteck eingravieren lassen: „Gestohlen bei Nicola Tincauzer" (vgl. Stettiner General-Anzeiger 1914, 31. März).

befehligt, hat vor einigen Tagen den Befehl bekommen, zum Rhein abzureisen. Ein anderer Offizier von demselben Range ist an seine Stelle getreten. Er versteht gar kein Französisch, er ruft uns nichtsdestoweniger ziemlich häufig ins Kasino zusammen. Er läßt uns durch einen Dolmetscher solche Liebenswürdigkeiten wie diese sagen: 1. „Die französischen Gefangenen sind der Gerichtsbarkeit der Kriegsräte unterworfen, 2. der Herr Major ist mit der notwendigen Machtbefugnis belehnt, um sie dorthin überführen zu lassen, 3. der Briefwechsel der Offiziere muß sehr streng beaufsichtigt werden, und es ist ihnen verboten, hier von einer Menge Sachen zu sprechen, einbegriffen die Literatur."

Gestern morgen, als ich in der Mönchenstraße ging, sah ich ein Kind von 6—8 Jahren, das die Uniform der französischen Artillerie trug (es war der Sohn eines Feuerwerkers der Straßburger Garnison, der seinem Vater in die Gefangenschaft gefolgt war), er wurde von einem jungen preußischen Kanonier an der Hand geführt. Ungefähr 30 Straßenjungen kamen gerade aus der Gemeindeschule, und sogleich schimpften die jungen Stettiner hinter „dem kleinen Franzosen" her. Der Kanonier drehte sich mehrmals um und gebot den Schreiern zu schweigen. Diese nahmen keine Notiz davon. Der Preuße, ungeduldig geworden, gab dem wildesten der Bande eine Ohrfeige, die sehr gut saß; denn der Schlingel rollte auf den Bürgersteig; seine Genossen liefen fort wie eine Schar Sperlinge.

Als ich in die Konditorei J e n n y kam, fand ich auf dem Platz, wo ich mich wie gewöhnlich setzen wollte, mit meinen Tischgenossen einen alten Herrn, anscheinend mehr als 70 Jahre alt, der sich uns als Professor der Universität Greifswald vorstellte; er erzählte uns, er sei nach Stettin gekommen, um sich französische Gefangene anzusehen. Ich fragte ihn, ob keine nach Greifswald geschickt seien. Er antwortete mir auf französisch, diese Stadt habe nur einige Verwundete aufgenommen; er habe sich sogleich zu ihnen begeben, um ihnen nützlich sein zu können. Er fügte hinzu, daß mehrere von ihnen an demselben Tage gestorben seien; er habe die Familien benachrichtigen wollen, aber die Unglücklichen hätten nicht einmal ihren Namen nennen können. Wie soll man die Regierung und ihre Beamten bezeichnen, die Sterbende von den Ufern der Maas zu den Gestaden der Ostsee geschickt hatten? Dieser alte Professor erzählte, er habe sich kurz nach der Revolution von 1830 fast ein Jahr in Frankreich aufgehalten; Deutschland und Frankreich seien zwei Nationen, die, weit entfernt sich zu bekämpfen, sich gegenseitig

ergänzen müßten. Er fand es nichtsdestoweniger sehr natürlich, daß Deutschland sich durch den Erwerb des Elsaß auf unsere Kosten abrunde. Er schien schmerzlich überrascht zu sein, als wir ihm erzählten, daß die begehrten Departements niemals von Herzen deutsch sein würden. Er schreibt unsern Verfall („décadence", dieser Ausdruck klingt den deutschen Ohren angenehmer als die Ausdrücke Niederlage, „défaite", Mißgeschick, „désastre" u. a.") „der schönen Helena" und den komischen Opern Offenbachs[1]) zu, die uns zum Lachen gebracht und in unserm Lande die ernsten Gedanken zerstört haben. Es ist wahr, Deutschland ist in Offenbach vernarrt, aber es hält sich nicht bei dieser Einzelheit auf. Am Abend wurde ich am Bollwerk von einem preußischen Soldaten angesprochen, der mich nach dem Wege nach einer Kaserne fragte, deren Name mir unbekannt war. Ich antwortete ihm, mir sei die Örtlichkeit unbekannt, und veranlaßte ihn, sich an jemand zu wenden, der ihm besser Bescheid sagen könnte. Nichtsdestoweniger fuhr er fort, an meiner Seite zu gehen und glaubte, mir seine Eindrücke mitteilen zu können. Er hatte etwas getrunken, und der Trunk hatte ihn gesprächig gemacht. Er sagte mir, er sei schon vier Wochen im Heere gewesen, er sei dort verwundet worden, indessen zwinge man ihn nach Frankreich zurückzukehren. „Sollte man nicht lieber die Leute gleich töten," fügte er hinzu in Form eines Redeschlusses, „als sie so zu behandeln?"

18. XII. In der letzten Nacht ist die französische Garnison von Pfalzburg in Stettin angekommen. Die Preußen sind am zweitnächsten Tage nach der Schlacht bei Fröschweiler vor dieser kleinen Festung erschienen, die sich länger als vier Monate verteidigte. Die Lebensmittel waren vollständig erschöpft, deshalb ließ der Kommandant der Festung die Kanonen vernageln, die Lafetten absägen, das Pulver ins Wasser werfen; dann ließ er die Tore öffnen und benachrichtigte den Feind, daß die Verteidigung aufhöre. Die Garnison von Pfalzburg bestand aus vier Kompanien des Infanterieregiments Nr. 63 und dem 1. Bataillon der Mobilgarden von der Meurthe (Saarburg). Nach fünf Tagen beschwerlicher Reise und durch tiefen Schnee sind diese tapferen Leute in Stettin angekommen. Beim Durchmarsch durch Berlin sind sie, wie alle Gefangenen, die vor ihnen in dieser Hauptstadt gewesen sind, den Schmähungen der Bevölkerung ausgesetzt gewesen. Da unser Major

[1]) Jacques Offenbach, 1819—1880, war der Hauptvertreter der frivolen Cancanoperette des zweiten Kaiserreichs. Er war in Köln geboren, lebte aber hauptsächlich in Paris.

erkrankte, wurde der Befehl über unser Bataillon einem höherne alten Offizier gegeben, der schon im Ruhestand gelebt hatte. Unser neuer Major war von außerordentlicher Höflichkeit und großem Wohlwollen. Unser Kompanieführer, Hauptmann der Linie, ist Anfang des Monats nach Versailles abgereist; ein alter Leutnant der Landwehr, der den Dienst 1846 aufgab, ist ihm in der Führung der Kompanie gefolgt. Dieser scheint im Grund ein kreuzbraver Mann zu sein, aber unaufhörlich wiederholte er, daß die Preußen von 1870 Lämmer gegenüber den Franzosen von 1807 seien.[1]) Er sehnt das Ende des Krieges herbei und brennt vor Ungeduld, zu seinen ländlichen Besitzungen zurückzukehren. Da einige französische Offiziere aus verschiedenen Städten entwichen[2]) waren, verdoppelt man die Vorsichtsmaßregeln. Wir sind verpflichtet, täglich bei unserm Kompanieführer unsere Unterschrift zu geben. Wir wurden benachrichtigt, daß für jeden entwichenen Offizier zehn seiner Kameraden, die durch das Los bezeichnet werden sollten, auf die Citadelle von Thorn gebracht würden. Bei der geistigen Verfassung, in der wir uns befinden, hat uns diese Nachricht alle vollständig gleichgültig erreicht.

Gestern abend war ich im Ratskeller, das ist der Keller des Rathauses, aus dem man ein Bierhaus gemacht hat. Man steigt einige Stufen hinab und befindet sich dann in einem Saal, der, besonders im Lichterglanz gesehen, einen ziemlich originellen Anblick darbietet. Eine Reihe von acht gedrungenen Pfeilern, überragt von schweren Kapitälen, welche die Rippen von Spitzbogengewölben tragen, trägt ihn in zwei Schiffen, die dichter Tabakqualm anfüllt. Die Wände entlang und unten an den Pfeilern ziehen sich vier Reihen mit Gästen besetzter Tische hin: Bürger, Künstler oder Soldaten. Die Kellner laufen eiligst herum und bringen Spandauer oder Erlanger Bier, oder wohl auch eine Platte Fleisch oder Fisch. Man serviert nämlich auch Speisen, und es ist gar kein seltener Anblick, eine ganze Familie Abendbrot essen zu sehen. Händler mit Streichhölzern, Kalendern und Spielsachen kommen alle Augenblicke herein. Wenn man sie mit ihren Genossen in Frankreich vergleicht, kann man sehen, daß sie die Käufer noch mehr übervorteilen, und daß ihre Ware noch weit schlechter ist.

[1]) Wie berechtigt dieses Urteil war, ist zur Genüge bekannt aus den Leiden der Stettiner während der siebenjährigen „Franzosenzeit".

[2]) Manche wohl in der Hoffnung auf Befreiung durch die französische Flotte. Vgl. oben S. 151 und E. Daniels a. a. O. S. 54.

Fünfundzwanzigster Jahresbericht

über die Tätigkeit der Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Pommern

in der Zeit vom 1. Oktober 1918 bis 30. September 1919.

I. Zusammensetzung der Kommission.

Während des Berichtsjahres gehörten der Kommission an als ständige Mitglieder:

1. der Vorsitzende des Provinzialausschusses Graf Behr-Behrenhof in Behrenhof,
2. der Landeshauptmann der Provinz Pommern Sarnow in Stettin, zugleich Vorsitzender der Kommission,

ferner als gewählte Mitglieder:

3. der Oberbürgermeister Dr. Ackermann in Stettin, stellvertretender Vorsitzender,
4. der Geheime Justizrat Dr. Langemak in Stralsund,
5. der Wirkliche Geheime Rat Dr. Freiherr von Maltzahn-Gültz in Gültz,
6. der Pastor Pfaff in Selchow,
7. der Kammerherr Graf Zitzewitz-Zezenow in Zezenow,

als Stellvertreter:

1. der Fideikommißbesitzer Graf von der Groeben in Divitz,
2. der Professor Dr. Haas in Stettin,
3. der Rittergutsbesitzer von Kameke in Kratzig,
4. der Oberbürgermeister Kolbe in Stargard,
5. der Justizrat Sachse in Köslin.

Provinzialkonservator war der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Lemcke in Stettin.

II. Sitzung der Kommission.

Die Sitzung der Kommission fand statt am 17. Dezember 1918 unter dem Vorsitze des Landeshauptmanns Sarnow. Anwesend waren außer ihm Graf Behr-Behrenhof, Professor Dr. Haas,

Oberbürgermeister Kolbe, Pastor Pfaff und der Provinzialkonservator.

Der Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit der Mitteilung von der Wiederwahl bzw. Neuwahl des Vorsitzenden und seines Stellvertreters, sowie der Mitglieder, Stellvertreter und des Provinzialkonservators für die Zeit vom 1. Juli 1918 bis 30. Juni 1924.

Kenntnis genommen wurde darauf von den seit der letzten Sitzung eingegangenen und zur Ansicht ausgelegten Veröffentlichungen anderer Provinzen:

1. von dem Bericht über die Tätigkeit der Provinzialkommission zum Schutze und zur Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Westfalen, in der Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1917,
2. von dem Bericht über die Denkmalpflege in der Provinz Posen in der Zeit vom 1. April 1913 bis 31. März 1917.
3. von dem Bericht des Konservators der Kunstdenkmäler in der Provinz Ostpreußen über seine Tätigkeit in den Jahren 1916 und 1917.

Vorgetragen wurde von dem Provinzialkonservator Lemcke der von ihm verfaßte Entwurf des 24. Jahresberichts über die Denkmalpflege in Pommern in der Zeit vom 1. Oktober 1917 bis Ende September 1918. Der Bericht fand die Billigung der Kommission und ist in derselben Weise veröffentlicht wie seine Vorgänger. Er wurde abgedruckt in der von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde herausgegebenen Zeitschrift „Baltische Studien“ im 22. Bande der Neuen Folge und in Sonderdrucken sämtlichen Pfarrämtern der Provinz durch das Evangelische Konsistorium im Wege des Umlaufs zur Kenntnis gebracht, auch sämtlichen an der Denkmalpflege beteiligten Behörden der Provinz sowie im Austausche allen Konservatoren anderer Provinzen zugesandt. Außerdem wird er auf Wunsch allen, die sich dafür interessieren, von dem Konservator unentgeltlich zugeschickt. Die wichtigsten Abbildungen zu der im vorigen Jahresberichte erwähnten Abhandlung des Gymnasialdirektors Dr. Fredrich über die ehemalige Marienkirche Stettins sind dem Sonderdrucke beigegeben, von dem noch eine ziemliche Anzahl zur Verfügung geblieben ist.

III. Erhaltung und Wiederherstellung von Denkmälern.

Das Berichtsjahr stand wie seine letzten vier Vorgänger unter dem Zeichen des Weltkrieges, es brachte uns den Zusammenbruch

des von einer Welt von Feinden umringten Vaterlandes und war dadurch für die Denkmalpflege noch ungünstiger und nachteiliger als jene früheren. Alle schon seit Jahren vorbereiteten Wiederherstellungen mußten, auch wenn sie dringend notwendig waren, bei der Not des Vaterlandes aufs neue vertagt werden schon der Kosten wegen und weitere Vorarbeiten und Kontrollen wurden durch die Verkehrsschwierigkeiten auf das äußerste erschwert und verteuert. Es war ein schwacher Trost, daß dem Konservator die Möglichkeit gegeben war, desto umfangreicher die Nachprüfung und Erweiterung der älteren, zum Teil noch unvollkommenen und oberflächlichen Inventarisierungen zu betreiben, worüber unten im Kapitel VI des näheren berichtet wird. So ist es denn geschehen, daß auch Denkmäler, die nur durch ein schnelles Eingreifen zu retten sind, noch immer in Gefahr schweben; so namentlich die Kirchen in Waase und Schaprode Kr. Rügen, die wertvolle Ausstattung in Tribsees und die Kirche in Horst Kr. Grimmen, die Ausstattung in Altenkirchen und Vilmnitz, Kr. Rügen, der Turm und das Äußere der Kirche in Richtenberg sowie die Kirchen in Starkow und Flemendorf Kr. Franzburg, in Levenhagen und Pinnow Kr. Greifswald, die Schnitzereien in Glevitz und Ausbesserungen in Nehringen Kr. Grimmen, die Reste der Heiligengeistkapelle in Demmin. Auch die von dem Ministerium selbst angeregte Wiederherstellung der Johanniskirche in Stettin für den Gottesdienst, eine seit mehr als 20 Jahren vertretene Forderung der Denkmalpflege, da es sich bei ihr um das wertvollste Baudenkmal der Provinzialhauptstadt handelt, konnte trotz der auch von Mitgliedern des alten Gemeindekirchenrates wiederholten Bemühungen noch nicht in die Wege geleitet werden. Ebenso wurde im äußersten Osten der Provinz, in Schmolsin von der Wiederherstellung der eigenartigen Deckenbemalung der Kirche und in Wobesde Kr. Stolp von einem beabsichtigten Abbruch der alten Kapelle und einem Neubau an derselben Stelle Abstand genommen. Dem letzteren hätte übrigens der Konservator schon aus dem Grunde nicht zustimmen dürfen, weil die Mängel des alten Baues, die hauptsächlich von ungeschickten Erweiterungen und Anbauten herrühren, sich auch ohne Neubau leicht beseitigen lassen und der ursprüngliche Bau durchaus erhaltenswert erscheint. Bei dem Neubau eines Turmes in Giesen Kr. Dramburg war die Denkmalpflege wenig interessiert, in Möhringen Kr. Randow, wo eine ältere Bauurkunde durch das Zerbrechen der schlanken Turmspitze zum Vorschein kam, und in Pasewalk, wo an der Nikolai-

kirche das Dach des Turmes an der Spitze und an anderen Stellen erneuert werden mußte, geschah dies in engem Anschluß an die alte Form. In Stargard konnte der lange geplante Ausbau des Hauses Mühlenstraße 8 nicht zur Ausführung gebracht werden, während der des ehemaligen Zeughauses durch die Veröffentlichung der Aufnahmen in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege" eine dankenswerte Vorbereitung erfahren hat. Der Turm der Schloßkirche in Stettin entbehrt nach wie vor noch immer seiner Bekrönung, die den Namenszug des Königs Friedrich Wilhelm I. unter einer Königskrone zeigte, eine Erinnerung an die endliche Erwerbung des Herzogtums Stettin durch die Hohenzollern. Eine sachgemäße Ausmalung unter gleichzeitiger Anbringung von Kriegerehrungen erfuhr die Kirche in Rolofshagen Kr. Grimmen durch den Kirchenmaler Hoffmann, während in dem nahen Rakow ein Maler der Kreishauptstadt Grimmen bei der Ausmalung des aus dem 13. Jahrhundert stammenden Quaderbaues und seiner Hängekuppeln der Aufgabe nicht gewachsen war. Die Entwürfe für das ebenfalls nahe Vorland haben dem Konservator nicht vorgelegen, während er denen für Wussow und Daber Kr. Naugard zustimmen konnte.

Ein Besuch der Kirche in Bobbin auf Rügen ergab, daß ihr Tauftisch, eine vorzügliche Schnitzerei des Barocks, der in Pommern nur in der Nikolaikirche Stralsunds etwas ähnliches verglichen werden kann, von Wurmfraß arg heimgesucht war; von den sechs die Schale tragenden Putten sind zwei bereits der Arme verlustig, die statt die Schale zu halten, abgebrochen neben den Füßen auf dem Podium liegen und durch und durch zermürbt nur von der aufgestrichenen Farbe zusammengehalten werden. Noch ist eine Wiederherstellung möglich, aber die 1000 Mark übersteigenden Kosten sind für die Leistungsfähigkeit der Gemeinde zu hoch. Ähnlich steht es mit dem jetzt an einer Seitenwand angebrachten kunstvollen Schnitzaltar in der Kirche zu Horst, Kr. Grimmen, aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, einer offenbar niederländischen, äußerst zierlichen, aber leider schon defekten Arbeit, die den Übergang aus der Darstellung bewegter Geschehnisse in den späteren mehr parademäßigen Aufbau einzelner Personen veranschaulicht, aber das zerflossene Maßwerk der Nischen noch in reicher Abwechselung bildet. Auch hier ist baldiges Einschreiten geboten. Da der Kirche außer der Heilung der vom First bis zu den Grundmauern gerissenen Ostwand noch andere zum Bestande des aus dem 13. Jahrhundert stammenden Gebäudes notwendige

kostspielige Baumaßnahmen bevorstehen, wird auch hier eine größere Zubuße aus öffentlichen Mitteln nicht zu umgehen sein, weder bei dem Altar, noch bei der Kirche selbst.

Noch schlimmer sieht es aus in Waase, wo der kleine Schnitzaltar, eins der trefflichsten Antwerpener Werke des 16. Jahrhunderts, bei dem überaus traurigen Zustande des Kirchleins sich in besorgniserregender Gefahr befindet: zum mindesten muß der Altar so lange in Sicherheit, sei es in einer Kirche oder in einem Museum, gebracht werden, bis der Ausbau des Gotteshauses erreicht ist, der bei der ablehnenden Haltung der Beteiligten sich noch längere Zeit hinziehen kann. Hier gilt es der Gefahr bei Zeiten vorzubeugen, denn der Altar ist trotz aller Vernachlässigung bis jetzt noch ziemlich gut erhalten.

In Tribsees ist eine umfassende Herstellung des Innern in Aussicht genommen und es soll bei dieser Gelegenheit auch dem vielgerühmten Schnitzaltar, der auf Veranlassung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von den Gebrüdern Holbein in Berlin erneuert worden ist, eine seiner großen Bedeutung würdige Stelle wiedergegeben werden, an der er besser als jetzt hinter dem modernen Hauptaltar gesehen werden und zu voller Geltung kommen kann. Die vom Wurm zerstörte Kanzel aus der Barockzeit soll durch eine neue ersetzt werden, die nach dem Muster einer älteren der Renaissancezeit zu bilden ist, von der sich noch einige Teile als Reste in der Kirche befinden. Diese Kanzel war im Ausgange des 16. Jahrhunderts in Lübeck erworben.

Einer sorgfältigen Säuberung und Erneuerung bedürfen auch die wertvollen Altäre der Marienkirche in Anklam, nicht minder die wenigen, dort noch erhaltenen Epitaphien. Vor allem aber ist überall, selbst in sonst wohlgepflegten Kirchen, ein rechtzeitiges Einschreiten gegen den Wurmfraß vernachlässigt. Man begnügt sich das zu Tage tretende Wurmmehl an Gestühlen und anderer Ausstattung aus Holz fortzufegen oder wegzuwischen, statt dem Wurme sofort nach dem Zeichen, daß er seine vernichtende Tätigkeit begonnen hat, durch Einträufeln von Holzessig zu Leibe zu gehen. So ist es gekommen, daß im Dome zu Kolberg, der nächst der Nikolaikirche Stralsunds in der ganzen Provinz die wertvollste Holzausstattung aufzuweisen hat, gerade die ältesten und durch Jahrhunderte wohlerhaltenen Stücke auf das ernsteste gefährdet sind. In Rügenwalde wurde der sogenannte Silberaltar in seinen Holzteilen so verständnislos wie möglich behandelt, indem man sein Ebenholz mit schwarzem Glanzlack überstreichen ließ, wobei auch die

silbernen Ornamente der Holzfläche zum Teil mitbesudelt wurden. Auf den Figuren und Ornamenten der ungemein reich geschmückten Barockkanzel derselben Pfarrkirche ist überall frisches Wurmmehl zu sehen. Beiden Kirchenvorständen ist bereits Mitteilung zugegangen, durch welche Mittel man diesem Übel abhelfen kann und eine in der Anleitung zu solcher Arbeit geeignete Person empfohlen, die auch mit der Wiederherstellung bereits zerstörter Teile betraut werden kann. Über den Silberaltar selbst gibt die angehängte Anlage B eingehende Auskunft.

Für die Einrichtung von Kirchenheizungen ist die Mitwirkung des Konservators nur in zwei Fällen in Anspruch genommen worden, für Völschendorf Kr. Randow und Vilmnitz Kr. Rügen. Wiederholt muß darauf hingewiesen werden, daß es nur in seltenen Fällen angeht, eine Ofenheizung so anzulegen, daß das Kircheninnere durch einen sichtbaren Ofen, namentlich wenn er innerhalb des Kirchenraums bedient werden muß, keine Verunstaltung erleidet. Wirklich empfohlen werden kann nur eine von einem anderen Raume aus bediente Luftheizung; diese erfordert keine Veränderung, die störend wirken kann und macht sich nur durch ihre wohltuende Wärme bemerkbar. An Orten, die über elektrische Kraft verfügen, ist Luftheizung selbst bei hohem Grundwasserstande möglich. Ein Niederdruckdampfkessel wird im Turme angelegt, er bedient eine im Dachschiffsraume liegende Luftheizkammer; die Raumluft wird unmittelbar über dem Fußboden an der Westwand des Schiffes übernommen, der Heizkammer durch elektrischen Ventilator zugeführt, auf dem Dachboden in Kanälen zu den Querschiffen und dem Chore geleitet und durch Öffnungen in der Decke hineingepreßt. Als Unternehmer für solche Heizungen sind zu empfehlen Sachse & Co. in Halle a. Saale und Wellen in Düsseldorf. Immer aufs neue ist die Mahnung zu wiederholen, daß auch für beheizte Kirchen wirksame Lüftungsvorrichtungen anzubringen und regelmäßig in Betrieb zu halten sind.

Dauernde Lüftung ist zugleich eines der besten Mittel zur Beseitigung der Wandfeuchtigkeit, der übelsten Beigabe aller älteren Kirchengebäude. Außerdem ist aber auch zu sorgen für möglichst vollständige Ableitung des Traufwassers durch ein gutes Pflaster oder Dränierung, ferner durch einen Wandputz mit Förderstädter hydraulischem Kalk und scharfem gelblichen Sand. Dieser poröse Putz behindert nicht die Ausdunstung der Wand, bedarf keines Anstrichs, verleiht vielmehr dem Innern auch bei großen ungeschmückten Wandflächen eine gewisse Wärme;

die durch das kräftige Korn des Mittels belebte Oberfläche läßt die unvermeidlichen, durch die Wandfeuchtigkeit sich hier und da bildenden Flecken völlig unauffällig erscheinen; die Ausblühungen treten ungehindert an die Oberfläche und lassen sich leicht abwischen, ohne daß der Putz zerstört wird. Diese Wandbehandlung hat sich bereits vielfach bewährt, der früher übliche Wandputz hat die aus dem Boden steigende Feuchtigkeit nur weiter in die Höhe getrieben. (Hiecke im Jahresbericht der Denkmalpflege in der Provinz Sachsen 1913/14. S. 70).

Bei der Einrichtung elektrischer Beleuchtung in den Kirchen werden noch immer Fehler gemacht, die leicht zu vermeiden sind; namentlich dadurch, daß vorhandene Beleuchtungskörper, wie Altarleuchter und Kronen aus Bronzeguß, für die neue Flamme „aptiert“ werden, meist unter widersinniger Vortäuschung von Kerzen aus Porzellan. Einmal hat das Licht wirklicher Kerzen durch seine Milde und Ruhe den Vorzug der Feierlichkeit vor der grellen elektrischen Birne und sollte deshalb namentlich auf dem Altar niemals verschwinden; ferner sollten auch die für Kerzen eingerichteten Kronleuchter unverändert bleiben und bei festlichen Gelegenheiten wie früher mit Kerzen besteckt werden, während für die Erhellung des Raumes durch einfache elektrische Birnen gesorgt wird, die in kleineren Kirchen einzeln über die Decke verteilt, in größeren in halber Höhe des Raumes so aufgehängt werden, daß sie das Auge nicht blenden. Das ist um so mehr zu empfehlen, als die von den Installationsgeschäften gelieferten Kronen und Wandarme ohne künstlerischen Wert und durch die Anlehnung an die älteren durch die Kerze bedingten Formen ungeeignet sind. Besonders in gewölbten Kirchen ist diese Anordnung einzelner Birnen von schönster Wirkung und schafft auch in großen hohen Stadtkirchen, wie die Oberkirche Pasewalks beweist, ausreichende und wohltuende Helligkeit.

Neueinrichtung elektrischer Kirchenbeleuchtung ist dem Konservator im Berichtsjahre nur aus Langenhagen, Kr. Saatzig, und Klein Krakow bekannt geworden.

IV. Denkmalschutz.

Der Krieg selbst hat mit seinen Zerstörungen dank der Tapferkeit unserer Heere die Grenzen Pommerns nicht überschritten, somit auch keine direkten Schäden an unsern Denkmälern bewirkt, es galt nur die indirekten von ihnen fern zu halten und das ist im ganzen auch geglückt; am meisten hat wohl das Zinn der Orgel-

pfeifen gelitten, während ein erheblicher Teil der Bronzeglocken, die abgeliefert sind, von der Einschmelzung verschont geblieben ist; leider aber ist es nur in seltenen Fällen bisher möglich gewesen, die früheren Besitzer sicher festzustellen und diesen die Glocken gegen Rückgabe der Entschädigung wieder zuzustellen. Überhaupt unterlag die Statistik der Glockeneinziehung weitgehenden Schwierigkeiten, da die Denkmälerinventare als das untrügliche Merkmal der Glockenunterschiede nur den unteren Durchmesser angeben, die Kriegsmetallstellen dagegen das Gewicht, und dieses oft nicht einmal von der einzelnen Glocke für sich, sondern für mehrere das Gesamtgewicht verzeichnet haben. Eine zuverlässige Statistik wird sich erst im Vergleich mit dem jetzigen Bestande an Ort und Stelle ergeben. Zur Einziehung der Bronzedenkmäler ist es nicht gekommen, ihre Schlußeinschätzung würde bei uns in Pommern höchstens fünf vom Hundert geschützt haben. Von Sparmetallen im Privatbesitz läßt sich trotz der großen Anhäufung an den Sammelstellen keine einigermaßen sichere Schätzung inbezug auf Wert und Umfang angeben. Meist lagen die abgelieferten Gegenstände wirr durcheinander in einem großen Haufen aufgeschichtet in der Sammelstelle; sie auch nur sachgemäß zu sondern hätte Wochen gekostet; musterhaft war man in dieser Beziehung in Stettin verfahren, wo auch vieles durch Überführung in das Stadtmuseum gerettet ist. Um die in Vorpommern gesammelten Gegenstände, insonderheit um die Glocken, hat sich Herr von Schmiterlöw in Franzburg ein großes Verdienst erworben, indem er gute photographische Aufnahmen an den Konservator lieferte, ferner auch auf Sachen in dem Stralsunder Museum aufmerksam machte. Der Gemeindekirchenrat der Nikolaikirche in Stralsund, der fast sein ganzes Geläute hergegeben hat, lieferte dem Konservator vortreffliche Photographien aller abgegebenen Glocken. Zu bemerken ist noch, daß in der Umgebung von Städten, die mehrfach Belagerungen erlitten haben, wie Stettin und Stralsund, ältere Glocken fast vollständig fehlen. So gibt es im ganzen Kreise Randow, einem der größten der Provinz, nur eine aus dem Mittelalter stammende Dorfglocke, während die belagerte Stadt Stettin deren noch eine ganze Anzahl besitzt.

Über die Gesichtspunkte, die bei der Erhaltung und Ergänzung alter Geläute sowie bei der Beschaffung neuer Geläute zu beachten sind, verbreitet sich das Amtsblatt Nr. 16 des Bayerischen Staatsministeriums vom 25. September 1919 sehr einsichtig. Da die Beschlagnahme der Bronzeglocken die Gemeinden zu Neuanschaffungen

veranlassen wird, sobald es ihre wirtschaftliche Lage nur irgend zuläßt, so kommt die Verordnung durchaus zur rechten Zeit und kann wegen ihrer sachkundigen Fassung den Gemeinden und Bauverwaltungen auch anderer deutscher Länder angelegentlich empfohlen werden. Insbesondere werden die ausführlichen Muster eines Vertrags über Glockenlieferung und die Anweisungen für die Glockenprüfung oft von großem Werte sein. Hingewiesen sei namentlich auf § 10, der von den Gußstahlglocken handelt und neben den Bedenken der Klangwirkung daran erinnert, daß sie bei etwaigen Schäden nahezu wertlos werden, während Bronzeglocken ihren Wert auch dann zum größten Teil behalten. Bei der Prüfung der Klangwirkung ergebe sich die Unmöglichkeit, eine einzelne Stahlglocke mit einem Bronzegeläut überein zu stimmen, da beide Metalle bei Wärmeschwankungen sich abweichend verhalten, also höchstens bei einem bestimmten Wärmegrad harmonisch zusammenklingen können. Auch bestehe für den Stahl die Gefahr des Rostens, auf die Dethleffsen schon 1818 in der „Denkmalpflege“ Seite 9 und 36 hingewiesen hat.“

Erwähnenswert ist noch, daß der Rat der Stadt Stralsund sich zu einem neueren Versuche entschlossen hat, ein Ortsstatut zum Schutze der Bauweise der altberühmten Hansestadt zu entwerfen. Möchte es doch gelingen, ihr die noch immer zahlreichen Zierden der Vergangenheit alle zu erhalten! Als Kuriosum in unserer traurigen Zeit verdient mitgeteilt zu werden, daß der Konservator im Anfang des Krieges ein Gutachten abzugeben hatte über den sogenannten Triumphwagen des Polenkönigs Johann Sobieski, der in der Kirche des Dorfes Raddatz, Kr. Neustettin, zu einer Kanzel umgearbeitet ist und ein Geschenk der dankbaren Stadt Wien gewesen sein soll für die Befreiung von der Belagerung der Türken. Es war an die Regierung die Bitte gerichtet worden, dem Kaiser vorzuschlagen, daß diese ehemalige Trophäe dem aus der russischen Knechtschaft erlösten freien Polen als ein Beweis des Wohlwollens und der aufrichtigen Freundschaft zum Geschenke überwiesen werde. Der Konservator aber mußte berichten, daß von dem Wagen nur noch die Wandungen des einst zweirädrigen Stuhles erhalten seien, die jetzt als Kanzelbrüstung dienen und namentlich in dieser Verfassung einen eigentlichen geschichtlichen oder Kunstwert nicht beanspruchen können.

In Barth wurde der Fangelturm der ehemaligen Stadtmauer, einer der wenigen Reste der mittelalterlichen Befestigung, vor einer vermehrten Anhäufung von Drähten des Elektrizitätswerks bewahrt;

in Kammin wurde gegen den Bau des Kreishauses an einer Stelle, wo es einen großen Teil des Bergkirchenfriedhofes in Mitleidenschaft gezogen haben würde, Einspruch auch im Interesse der Kirche selbst erhoben.

Der auf den 7. und 8. Juli nach Berlin einberufene Denkmalpflegetag verhandelte hauptsächlich über die Zukunft der ehemals königlichen und fürstlichen Schlösser und der in ihnen enthaltenen Kunstschätze. Die in Aussicht gestellte Drucklegung der Verhandlungen ist zurzeit noch nicht erfolgt. Erst sobald sie vorliegt, kann eingehender darüber berichtet werden. Die von der Tagung gefaßten Entschließungen sind in der Anlage A abgedruckt.

Über vorgeschichtliche Denkmäler ist diesmal nichts besonderes zu berichten; es genügt darauf hinzuweisen, daß die sogenannten Einbäume als vorgeschichtlich nur dann gelten können, wenn in oder bei ihnen vorgeschichtliche Geräte gefunden werden; dies ist bei einem neuerdings in der Nähe von Regenwalde gefundenen nicht der Fall. Immerhin haben sie für Heimatmuseen einigen Wert, aber ihre dauernde Konservierung, die nur durch nachhaltigstes Tränken mit Petroleum bewirkt werden kann, ist sehr kostspielig und verlohnt, da die Funde fast immer stark beschädigt oder verstümmelt sind, kaum noch der Mühe. In waldreichen Gegenden unsers seenreichen baltischen Höhenrückens sind ihrer viele noch heute im Gebrauch.

V. Denkmalforschung.

Die weitere Erforschung der Denkmäler und namentlich auch die Ermittelung ihrer Zusammenhänge mit verwandten Arbeiten der Nachbarländer, sodann die Ergänzung und Verbesserung der früher erschienenen Verzeichnisse der pommerschen Denkmäler und die Vorbereitung neuer Auflagen der vergriffenen Bände unsers Inventars wurden ununterbrochen fortgesetzt und Pommern durfte sich hierbei des Rates und wertvoller Hilfe des westpreußischen Konservators Baurat Bernhard Schmid erfreuen, dem auch an dieser Stelle warmer Dank hierfür ausgesprochen sei. Auch Herr Baurat Kohte in Charlottenburg hat mehrfach dankenswerte Winke gegeben und Herr Geheimrat von Behr-Köslin sich direkt zur Mitarbeit erboten, die durch seine Übersiedelung nach Naumburg bei den heutigen Verkehrsschwierigkeiten leider erschwert wurde. Herr Gymnasialdirektor Dr. Fredrich in Stettin hat seine Forschungen zur Geschichte der ehemaligen Marienkirche Stettins und zur Kenntnis älterer Ansichten Stettins mit über-

raschendem Erfolge fortgeführt. Der Regierungs- und Baurat Mentz in Stettin hat in der Zeitschrift für das Bauwesen eine neuerliche Aufnahme des Schlosses in Stettin veröffentlicht und der Regierungsbaumeister Boseck, ebenfalls in Stettin, hat eine willkommene Neuaufnahme des Grundrisses des Domes in Kammin für das im Druck befindliche Inventar des Kreises Kammin geliefert. Herr von Behr hatte seine Arbeit vor andern dem Kolberger Dom gewidmet, dessen Ausstattung in dem Böttgerschen Inventar sehr zu kurz gekommen war. Die Arbeit des Konservators war hauptsächlich den spätmittelalterlichen Schnitzaltären gewidmet, deren Pommern eine ganze Anzahl besitzt, und dem berühmten Silberaltar in Rügenwalde, der in der Anlage B dieses Berichts eingehend behandelt ist und zum erstenmal vollständig abgebildet wird. Der Druck des Inventars des Kreises Kammin konnte leider aus verschiedenen Gründen nur bis zum 4. Bogen gefördert werden.

Der Bestand der photographischen Aufnahmen des Archivs wurden um einige hundert vermehrt.

An Geschenken für die Bücherei und das Archiv des Konservators sind eingegangen:

Dethleffsen, Richard, Stadt- und Landkirchen in Ostpreußen. München 1918.

Semrau, Max, Sonderdruck aus Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Band VII.

Mentz, Aufnahmen des Schlosses in Stettin, Sonderdruck aus der Zeitung für das Bauwesen des Preußischen Staats, 1919.

Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler Westpreußens, Band V, VI, VIII bis XIII.

Der Landeshauptmann	Der Provinzialkonservator
Sarnow.	Lemcke.

Anlage A.

Im Jahre 1919 hat ein allgemeiner **Denkmalpflegetag** aus naheliegenden Gründen nicht stattgefunden; doch trat der Große Ausschuß des Tages, verstärkt durch Zuladung sämtlicher Konservatoren und zahlreicher anderer Sachverständigen am 7. und 8. Juli in Berlin zu einer Aussprache zusammen, die in den Räumen der Akademie der Künste stattfand und sich mit der Stellungnahme zu den beiden wichtigsten durch die Staatsumwälzung hervorgerufenen Aufgaben des Denkmalschutzes beschäftigte, der Zukunft der fürstlichen Schlösser und des sonstigen fürstlichen Kunstbesitzes und ferner der Trennung von Kirche und Staat in ihrer Bedeutung für die Denkmalpflege.

Jedem der beiden Gegenstände wurde ein ganzer Tag gewidmet; das Ergebnis der Aussprache wurde in den nachstehenden Entschließungen den in Betracht kommenden behördlichen Stellen zugefertigt.

Die erste Entschließung hat folgenden Wortlaut:

„Die Teilnehmer der erweiterten Ausschußsitzung des Tages für Denkmalpflege treten dafür ein,

1. daß bei der Auseinandersetzung zwischen den fürstlichen Häusern und den Staaten die bislang im Besitz der Fürsten befindlichen Baudenkmäler, vor allem die Schlösser und sonstigen fürstlichen Wohnsitze, mit ihren Gartenanlagen sowie der darin befindlichen künstlerisch bedeutungsvollen Ausstattung, als Zeugnisse deutscher Kunst- und Kulturentwickelung dauernd erhalten bleiben, um den Kunst- und Natursinn des Volkes zu stärken und die Volksbildung nach allen Richtungen zu fördern;
2. daß nach Maßgabe vorstehender Grundsätze die Denkmäler, die dem Staate aus fürstlichem Besitz zufallen, nicht verwandt werden dürfen zu einem Zweck, der ihre künstlerische und geschichtliche Bedeutung beeinträchtigt oder ihre Erhaltung gefährdet;
3. daß bei der Auseinandersetzung zwischen fürstlichem und staatlichem Besitz dahin gewirkt werde, daß auch die im Besitz der fürstlichen Familien verbleibenden hervorragenden Kunstdenkmäler nach Möglichkeit entsprechend ihrer geschichtlichen und künstlerischen Eigenart erhalten bleiben;

4. daß, da nunmehr der staatliche Besitz an Bau- und Kunstdenkmälern einen wertvollen Zuwachs erhalten wird, der alten Forderung der Vertreter der Denkmalpflege Rechnung getragen werden soll, wonach auch dieser Besitz der Zuständigkeit der berufenen Organe der Denkmalpflege zu unterwerfen ist."

Die zweite Entschließung lautet:

„Die kirchliche Denkmalpflege als das weitaus bedeutungsvollste Gebiet der Denkmalfürsorge darf durch die Trennung von Staat und Kirche nicht beeinträchtigt werden.

Die Sorge für die kirchlichen Denkmäler wird auch fernerhin in erster Linie den Kirchen obliegen. Sie bildet vom Standpunkt der Kirchen und ihrer Glieder eine Forderung des Gottesdienstes und der kirchlichen Tradition.

Die staatliche Einwirkung auf die Denkmalpflege wurzelt in der allgemeinen Verpflichtung zur Fürsorge und Erhaltung des nationalen Denkmalbesitzes. Diese staatliche Einwirkung kann auch für die Zukunft nicht entbehrt werden. Die Pflege der Heimatliebe, die der Kunst- und Naturdenkmäler als wertvollster, der ganzen Nation gehörender idealer Besitztümer ist heute mehr denn je eine Notwendigkeit ebenso für unser staatliches Gemeinleben wie für unsere Geltung als Kulturvolk.

Soll bei einer Trennung von Staat und Kirche einem Verfall der kirchlichen Baudenkmäler und einer Verschleuderung des sonstigen kirchlichen Kunstbesitzes vorgebeugt werden, so muß der Staat bei der finanziellen Auseinandersetzung die Kirche so ausstatten, daß sie ihren Aufgaben nach diesen Richtungen im Interesse der Allgemeinheit voll genügen kann.

Zugleich ist ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten der kirchlichen und der staatlichen Organe der Denkmalpflege auch für die Zukunft unerläßlich, wobei nach wie vor auf die finanzielle Hilfe des Staates gerechnet werden muß.

Endlich ist bei der gesetzlichen Regelung der Denkmalpflege bei deren endlicher Inangriffnahme, soweit noch ausreichende Bestimmungen fehlen, den Regierungen und Einzelstaaten dringend zu empfehlen, auf die Wahrung der angeführten Gesichtspunkte Bedacht zu nehmen.

Mit großer Besorgnis sieht der Ausschuß des Tages für Denkmalpflege, daß nach wie vor keine rechtliche Handhabe besteht, die Abwanderung deutschen Kunstgutes in das Ausland zu verhindern. Angesichts der wachsenden Mißstände

und Erfahrungen auf diesem Gebiete begrüßt der Tag für Denkmalpflege den Beschluß des Verfassungsausschusses in Artikel 147 Nr. 2 des Entwurfs einer Verfassung des Deutschen Reichs. Er bittet die Reichsregierung nunmehr ungesäumt die erforderlichen Sicherheitsmaßnahmen zu treffen."

Wie wichtig diese Entschließungen und namentlich auch der letzte Absatz der zweiten waren, haben betrübende Erfahrungen des zuletzt vergangenen Jahres zur Genüge gezeigt. Die Abwanderung deutschen Besitzes aller Art in das Ausland hat bei der Entwertung unserer Valuta einen Umfang angenommen, der unser Land auch auf diesem Gebiete einer Verödung ohne Grenzen zutreibt, der nur mit Anwendung aller irgend erreichbaren Mittel gesteuert werden kann.

Anlage B.

Der Rügenwalder Silberaltar.*)

Der Rügenwalder Altar ist eins der wenigen Denkmäler, die von der Kunstliebe der einstmaligen pommerschen Herzöge in Pommern selbst noch heute Kunde geben; er ist nahe verwandt dem berühmten Pommerschen Kunstschranke des Berliner Kunstgewerbe-Museums, über den Julius Lessing zuerst in dem Jahrbuche der Königlich Preußischen Kunstsammlungen Jahrgang 1883 Heft I und später noch öfter eingehend berichtet hat. Dieser Schrank wurde bekanntlich auf Veranlassung des Herzogs Philipp II. (1606—1618) durch den Kunstagenten Philipp Hainhofer in Augsburg besorgt. Der Rügenwalder Altar aber hat für uns ein noch höheres Interesse dadurch, daß sein Silberschmuck zum nachweislich größeren Teile in Stettin, also in Pommern selbst, von einem sonst unbekannten Meister bossiert d. i. durch Treibarbeit hergestellt ist und die Zusammenstellung im Altar erst etwa zwei Jahrzehnte später durch die Witwe des letzten der Herzöge in Rügenwalde erfolgte.

Die erste genauere Beschreibung unseres Altars gab 1840 in seiner pommerschen Kunstgeschichte Franz Kugler Balt. Stud. VIII a. S. 241 = Kl. Schriften I, S. 823. Nach ihm hat Julius Lessing sich zweimal mit ihm beschäftigt, zuerst in den eben genannten Jahrbuche 1885 Heft I, dann 1898 in einer dem Berichterstatter gewidmeten Festschrift S. 178—182 mit einem Nachtrage, dem auch eine Abbildung der Davidplatte des Giebelschmuckes beigegeben ist. Beide Schriften sind nur Wenigen zugänglich und die erstere entbehrt jeder bildlichen Darstellung des figürlichen Silberschmuckes. So ist es erklärlich, daß das so beachtenswerte Stück trotz der vortrefflichen Untersuchung und erschöpfenden Beschreibung Lessings so gut wie unbekannt geblieben ist und auch von denen, die seine Hüter sind, falsch behandelt werden konnte. Das in seinen Abmessungen auf den engen Raum einer Hofkapelle

---

*) Um Irrtümern vorzubeugen, die durch die Bezeichnung „Silberaltar" hervorgerufen werden könnten, sei vorausgeschickt, daß es sich im folgenden nicht um einen silbernen oder aus Silber gearbeiteten eigentlichen Altar oder Altartisch, sondern um einen mit reichem, silbernen Schmucke ausgestatteten, in der Hauptsache aus Eichenholz hergestellten Altaraufsatz handelt, der mit Ebenholz furniert ist; da er aber bisher immer als Altar bezeichnet ist, mag die kürzere Benennung auch hier beibehalten werden.

berechnete Kunstwerk kommt an der hohen und kahlen Wand des Chorraums der großen Stadtkirche, an der es jetzt aufgestellt ist, zu keiner rechten Geltung und ist außerdem noch so unvorteilhaft belichtet und durch Lichtreflexe beeinträchtigt, daß auch die unmittelbar vor ihm Stehenden von den Einzelheiten der figurenreichen Darstellungen der Treibarbeiten eine klare Vorstellung zu gewinnen nicht vermögen. Zu diesen Mängeln kommt noch hinzu, daß das Kunstwerk in neuester Zeit von einem unverständigen Handwerker, dem aufgetragen war, es von Fliegenbeschmutzung zu reinigen, an den sichtbaren Holzflächen mit schwarzem Glanzlack überstrichen ist, wobei auch die silbernen Zierate in Mitleidenschaft gezogen sind und teilweise grünlich durch den Lacküberstrich hindurchschimmern. Da nun Ludwig Böttger in seinem Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Schlawe, Stettin 1892 S. 96, den Altar sehr oberflächlich in 18 Zeilen abtut, ist es um so mehr geboten, mit Benutzung der Forschungen Lessings eine eingehende, durch Abbildungen erläuterte Beschreibung des seltenen Stückes nebst einer kurzen Darstellung seiner Schicksale zu geben, da an eine Herausgabe der seit längerer Zeit vorbereiteten Neuauflage des obigen Inventars einstweilen nicht zu denken ist.

I. Beschreibung des Altars in seinem jetzigen Zustande.

Die nachstehende Beschreibung behält die von Lessing gewählte, sehr zweckmäßige Form und Anordnung bei, ebenso die Bezifferung, die er den einzelnen Feldern gegeben hat, in fortlaufender, an der linken Seite ausgesetzter Zählung wie in seinem schematischen Aufrisse Fig. A. Hinzugefügt ist das bei ihm fehlende Gesamtbild Fig. B.

Der Aufsatz ist im ganzen 3,09 m hoch und 1,56 m breit; er besteht aus einem architektonischen Rahmenwerk, in das 27 Platten von getriebenem Silber eingelassen sind, und war außerdem mit mannigfachem, jetzt meistenteils verlorenem silbernen, zum Teil auch vergoldeten Zierat beschlagen. Er zeigt die nach 1600 übliche Architektur-Gliederung eines ziemlich hohen Sockels als Predella, eines von zwei Rundsäulen begleiteten Hauptfeldes und über diesem auf kräftig ausladendem Gesimse eines gut gezeichneten, von zwei Obelisken begleiteten und von einem Obelisken bekrönten Giebelfeldes.

Der **Sockel** ist 0,44 m hoch, hat ein größeres Mittelfeld und 12 kleine Felder, die rechts und links von diesem in je 2 Reihen mit je 3 kleinen Feldern verteilt sind.

1 Das Mittelfeld des Sockels, 0,18 m hoch und 0,21 m breit, stellt die Taufe Christi im Jordan dar; es zeigt außer dem Täufer und dem Getauften zwei knieende Engel und landschaftlichen Hintergrund; vom Künstler ist es bezeichnet mit herausgetriebenen Buchstaben I. K. F.

Ferner zwölf kleinere Felder, je 1,10 m hoch und 0,07 m breit, 2—13 darin die Einzelfiguren der 12 Apostel, jedes mit dem Namen bezeichnet, der teils oben, teils unten eingraviert ist; einzelne Platten sind durch Ansetzen von Streifen auf die erforderliche Länge gebracht. Ohne Bezeichnung des Künstlers.

Das Hauptfeld, mit Gebälk 1,37 m hoch, umfaßt ein größeres Mittelstück, das von 12 kleineren Feldern eingefaßt ist.

Dieses Mittelstück enthält eine Platte 0,24 m hoch und 0,18 m 14 breit, darin die Anbetung der Könige; Maria mit dem Kinde thronend von Engeln umgeben; Joseph links unten sitzend, von rechts her der Zug der Könige, landschaftlicher Hintergrund. Goldschmiedstempel H. K., kein Ortsstempel.

Diese Platte ist, um sie in richtiges Verhältnis zu dem Kranze der sie umgebenden 12 kleinen Felder zu bringen, zunächst nach oben und unten hin verlängert durch einen Ornamentstreifen um je 0,035 m; Band von Rollwerk flachen Reliefs, in rohem nicht weiter bearbeiteten Guß. Die so vergrößerte Platte ist umgeben von einem nach außen schräg aufsteigenden silbernen 0,05 m breiten Rahmen. Die vier Ecken dieses Rahmens bilden geviertförmige Felder mit je einem 0,04 m breiten Rundbilde in getriebener Arbeit. Jedes von ihnen enthält eine Halbfigur Christi, nämlich

15 a) Christus aufblickend mit Dornenkrone und Stab,

16 b) niederblickend mit Dornenkrone; in den überkreuzten Armen Geißel und Rute,

17 c) an die Säule gebunden,

18 d) das Kreuz tragend.

Die glatten Seitenflächen des Rahmens zeigen an zwei Stellen den Goldschmiedstempel H. K. ohne Ortsstempel. Auf diese Flächen sind an den Längsseiten aufgelötet vier ovale Reliefs in ziemlich rohem Guß, je 0,09 m hoch und je 0,05 m breit, schwebende Engel darstellend mit den Marterwerkzeugen.

19—22 Säule, Leiter, Lanze und Schwamm, Kreuz.

Diese vier Felder sind ersichtlich aus einer andern, für einen ähnlichen Zweck hergestellten Folge entlehnt.

Auf den Querseiten befinden sich, lose befestigt und ursprünglich nicht hierher gehörig, je eine Halbfigur eines Engels, flaches Relief in rohem Guß;

23 der *obere* hält das Tuch über dem offenen Grabe,

24 der *untere* hält das Schweißtuch. Dazwischen sind aufgesetzt kleine Engelköpfe und weibliche Masken mit Kopfputz von verschiedener Arbeit.

Um dieses Mittelstück mit der Anbetung (14) sind nun geordnet die *zwölf Tafeln der Passion*; jede von ihnen ist 0,20 m hoch und 0,14 m breit. Sie sind sämtlich nach den bekannten Stichen des *Henryk Goltzius**) gearbeitet.

Diese Platten tragen unten links eine Nummer von 1 bis 12, doch ist die Reihenfolge, die oben links beginnt, bei der Anordnung nicht richtig eingehalten, da die beiden unteren Ecken, 7 und 10, vertauscht sind. Alle Tafeln sind mit Künstlerzeichen versehen; Kugler hat diese nur teilweise, auch nicht immer richtig angegeben, sie werden deshalb nachstehend nach der Feststellung Lessings wiederholt.

25 1) *Abendmahl* mit getriebenen Buchstaben I. K. F. und A. 1616.

26 2) *Christus am Ölberg*, Ortsstempel von Augsburg, Meisterstempel C. L.; und eingepunzt Z. L. F.

27 3) *Judaskuß*, Stempel wie in 2) eingepunzt I. K. F.

---

*) Lessing und alle, die vor ihm über den Altar und seine Entstehung berichtet haben, auch Hainhofer in seinem Reisebericht Balt. Stud. II a. S. 26 nennen als Urheber der Stiche den *Hubertus* Goltzius, der garnicht Kupferstecher war, sondern Xylograph, sich aber auch als Maler und Altertumsforscher betätigt hat; er wurde 1526 in Würzburg geboren und starb 1583 in Brügge. Die Vorlagen, nach denen die Tafeln der Rügenwalder Passion gearbeitet sind, stammen vielmehr her von dem 1556 zu Mühlbrecht im Herzogtum Jülich geborenen *Hendryk* Goltz, der 1617 in Haarlem gestorben ist; er wird, weil er ganz nach der Manier des Lukas von Leyden arbeitete und in den Niederlanden lebte, überhaupt zu den Niederländern gerechnet. Von den zwölf Stichen seiner Passion besitzt die Sammlung des Stadtmuseums in Stettin sieben, nämlich die Nummern 28, 30—34, 36 unsers Schemas, deren Vergleich mit den Treibarbeiten des Altars jeden Zweifel ausschließt. — Gütige Mitteilungen des Majors *Henry*, Vorstehers dieser Sammlung.

Adam Bartsch schreibt über ihn in Le Peintre Graveur. Vol. III. Wien 1803. „Henri Goltzius un homme qui mérite à juste titre un rang éminent parmi les artistes les plus distingués de son siècle. Il était fils d'un peintre sur verre qui fut son maître pour le dessin. Il voyagea en Allemagne et en Italie et il étudia Raphael et l'antique.“ Von seinen Arbeiten wird ebendort angeführt auch: La Passion de Jésus Christ. Suite de douze estampes.

28 4) Christus vor Kaiphas, eingepunzt J. K. F.
29 5) Christus vor Pilatus, eingepunzt I. K. F.
30 6) Geißelung, eingepunzt I. K. F.
31 7) Dornenkrönung, eingepunzt I. KOR. F.
32 8) Darstellung, eingepunzt I. KOR. F.
33 9) Kreuztragung, mit getriebenen Buchstaben I. K. F.
34 10) Kreuzigung, Stempel von Augsburg; eingepunzt Z. L. F.
35 11) Grablegung, Stempel von Augsburg; eingepunzt Z. L. F.
36 12) Himmelfahrt, eingepunzt I. K. F.

Der Giebelaufsatz.

Der 1,28 m hohe Giebel zeigt einen mittleren Aufbau, dessen Gesims von Pilastern getragen wird; zu den Seiten und auf dem Gesimse als Bekrönung die schon erwähnten Obelisken.

In diesem Aufbau füllt eine 0,30 m hohe und 0,21 m breite 37 silberne Platte das ganze Mittelfeld; sie stellt den König David dar mit der Harfe, umgeben von einem Kranze tanzender Engel und in den Wolken über ihm die heilige Caecilia an der Orgel zwischen Scharen musizierender Engel. Ganz oben in hebräischer Schrift das Wort Jehova und am oberen Rande auf einem Schriftbande die Worte des 148. Psalms: JVVENES ET VIRGINES SENES CVM JVNIORIBVS LAVDANT NOMEN DOMINI.

Über diese Platte hat sich Lessing in der Festschrift S. 182 dahin ausgesprochen, daß sie weitaus die schönste des ganzen Werkes ist; er weist aus der Korrespondenz Hainhofers mit Herzog Philipp nach, daß die kein Meisterzeichen tragende Arbeit wahrscheinlich nach einer Zeichnung des damals anerkannt vorzüglichsten Augsburger Malers Rotenhaimer, wie die mit C. L. und Z. L. F. gekennzeichneten Stücke im Atelier des Christoph Lenker in Augsburg bossiert sei. Ferner vermutet er, daß die mit J. K. F. und AO (Anno) 1616 bezeichnete Platte des Judaskusses, die von Körver 1607 unvollendet hinterlassen wurde, von dem Silberschmiede Jean de Voß, dem sie schon 1612 hatte übertragen werden sollen, nachträglich vier Jahre später fertig gestellt sei.

Das Holzwerk und seine Ausstattung.

Die Tischlerarbeit ist handwerklich gut, die Formen streng und ernst. An der untern Schwelle des Sockels liest man die ein-

gegrabenen Buchstaben E. H. F. von denen die beiden ersten den Namen des unbekannten Tischlers andeuten, der letzte zu dem üblichen Fecit zu ergänzen ist.

Das Holzwerk war jedenfalls ursprünglich mit reichem Silberwerk beschlagen, etwa in der Art wie an dem Silberaltar in Plock, dessen Abbildung Fig. D wir der Güte des Herrn Baurat Kohte in Charlottenburg verdanken. Diese Ausschmückung lassen einzelne erhaltene Bruchstücke auch heute noch erkennen. Lessing verweist außerdem auch auf nahe verwandte Altäre Augsburger Arbeit, die sich heute in Kopenhagen befinden und gerade im Schmucke des Rahmenwerks ihren größten Reichtum entfalten; einer von ihnen, der Husumer, stammt wie der Rügenwalder ebenfalls aus einer Schloßkapelle. Ist dieser auch vielleicht nicht in gleicher Weise prächtig gewesen wie der Husumer, so läßt sich doch aus den Resten und aus jetzt leeren Bohrlöchern erkennen, daß auch an ihm ein großer Reichtum kleiner Platten, Rosetten, durchbrochenen Rankenwerkes und ähnlicher Zierden vorhanden war.

Erwähnenswert sind unter den noch erhaltenen Stücken zwei von 0,06 m Höhe und 0,04 m Breite, die allegorischen Figuren der
38—39 Geometria und Arithmetica, die aus Kupfer getrieben und vergoldet sind.

40 Ferner eine vergoldete Relieffigur der Pietas mit zwei Kindern.

Zu der Platte des David wird in einer Inventur des
41 Jahres 1720 bemerkt, daß bei ihr unten und oben „neun alabasterne Bilder davon 3 ohne Köpfe befunden worden“.

Das große Mittelfeld der Anbetung war damals noch „von 8 güldenen Cherubim mit güldenen Flügeln“ umrahmt gewesen.

Es ist ein schlechter Trost, daß diese Ornamente und Beschläge, wie sich aus den erhaltenen schließen läßt, meist ziemlich roher Guß ohne weitere Bearbeitung gewesen sind.

Über den Bestand des Altars zu der Zeit seiner Überweisung an die Stadtkirche gibt ein bisher nicht bekanntes Aktenstück des Staatsarchivs in Stettin Rügenwalde Nr. 1179 Acta von Bau und Reparirung der Schloßkirche zu Rügenwalde die nachstehende Auskunft, aus der wir ersehen, daß die Veranlassung zur Aufhebung der Schloßgemeinde und zur Verlegung des Silberaltars in die Pfarrkirche lediglich der schlechte bauliche Zustand des Schloßteiles gewesen ist, in dem sich die Schloßkapelle befand.

Unter dem 1. März 1793 berichtet nämlich der Landbauinspektor Fischer an die Regierung in Köslin, daß das Dach des

Kapellenflügels von Steinen entblößt und die zwei Etagen über der Kapelle ohne Fenster sind, er schlägt vor, 26 Fenster durch Luken zu schließen und einige Öffnungen zu vermauern. Dazu werden 305 Taler bewilligt. Wir erfahren dabei, daß die Kapelle 102 Fuß lang ist und 30 Fuß tief, die Sparren 26 Fuß lang und 5½ Zoll weit belattet sind. Auf eine gründliche Reparatur aber wird verzichtet; der Kirchenboden erhält zwar 20 neue Dielen, aber die 26 Fenster von 4½ Fuß Breite werden vermauert und unter dem 5. März 1806 werden „die Prätiosen, Gerätschaften und Utensilien" dem Magistrat auf seine Kosten für die Stadtkirche überwiesen zu ihrer Verzierung."

Das damals von dem Prediger Dreist aufgenommene Inventar verzeichnet nun an erster Stelle den Silberaltar unter der Überschrift:

„An silbernen Platten wie auch an Goldstücken:"

1. Oben an der Spitze ohngefähr eines halben Bogen Papiers breit und lang eine silberne Tafel von getriebener Arbeit, welche David mit der Harfe darstellt, wobei zu Seiten oben 5 alabasterne Bilder stehen, von denen nur noch eins komplett ist. Über dieser Tafel sind 3 Engelköpfe mit einigen silbernen Blechen.

2. In der Mitte des Altars eine silberne getriebene Tafel von der Größe eines großen halben Bogens, darauf die heiligen drei Könige dargestellt sind. Um diese Tafel ist ein silberner Rand aufwärts gehend mit etlichen ausgetriebenen Bildern nebst sechs goldenen getriebenen Cherubinen und vier anderen kleinen Goldstücken, davon 2 oben und 2 unten. Über dieser Tafel sind 2 goldene Engelköpfe und ein goldener Engelkopf mit Flügeln. Rund um diese Tafelecken ist ein silberner Kranz von durchbrochener Arbeit und an den Ecken sind vier kleine silberne Rosen. Neben diesem Kranze sind zu beiden Seiten zwei goldene Menschengesichter.

3. Um diese ganze Tafel sind 12 Tafeln von getriebener Arbeit von der Größe eines Oktavblattes, welche darstellen:

a) das Abendmahl Christi
b) Christus auf dem Ölberge
c) die Verwundung des Malchus
d) Christi Darstellung vor Caipha
e) Christi Darstellung vor Pilato
f) Christi Geißelung
g) Christi Dornenkrönung
h) da Pilatus sagt: Welch ein Mensch ist das!

i) wie Christus das Kreuz trägt
k) die Kreuzigung Christi.

Unter dieser Tafel ist ein goldenes Bildchen in Gestalt eines Weibes, mit zwei Kindern auf den Armen. Auch an beiden Postamenten der runden Säulen aus Ebenholz sind 2 goldene Bilder in Form eines 24 Blättchens.

l) das Begräbnis Christi
m) die Himmelfahrt Christi.

4. Unten ist in der Mitte eine Tafel von getriebenem Silber in der Größe eines Quartblattes, welche die Taufe Christi vorstellt.

5. Auf beiden Seiten jener Tafel Nr. 4 sind 12 kleine Tafeln in duodecimo Format, die 12 Apostel von getriebenem Silber.

Überdies befindet sich am Altar an silbernen Rosen, Blättern, Blumenwerk und Engelköpfen angeschlagen, teils etwas dick, von getriebener Arbeit 46 Stück.*)"

Ein von Lessing eingesehenes Inventar von 1720 hatte noch im ganzen einen Bestand von nahezu 120 Stück von Ornamenten und Beschlägen ergeben.

42—45 Von den **Alabasterfiguren,** die sich nach Angabe desselben Inventars als Schmuck des Gesimses bei der Platte des David oben und unten neun an der Zahl, davon drei ohne Köpfe, befunden haben, fand Lessing noch 6 auf der Bibliothek, aber alle stark verstümmelt. Sie waren etwa 15 cm hoch. Heute sind noch vier ganze Sockel vorhanden und sechs Figurenreste, von denen jedoch nur einer so zu den vorhandenen Sockeln paßt, daß die Bohrlöcher zu den verbindenden Stiften richtig übereinstimmen. In diese Sockel sind die Namen der Personen eingeritzt, zu denen sie gehörten, und auf dreien vollständig erhalten, nämlich S. TOMMASO, S. TADDEO, S. GIVSEPPE, auf dem vierten ist aber nur der Endbuchstabe O mit Sicherheit zu erkennen, der Anfangbuchstabe scheint ein B gewesen zu sein, also vielleicht BARTOLOMEO. Die Schreibung der Namen läßt auf einen italienischen Künstler oder doch mindestens auf ein italienisches Vorbild schließen. Die Sockel sind übrigens an der Stehfläche völlig glatt und ohne jede Spur von einer früheren engeren Verbindung mit dem Altar, auf dem sie völlig lose gestanden haben müssen, so daß sich ihre fast vollständige Zerstörung leicht begreifen läßt. Aus den Resten aber läßt sich erkennen, daß sie alle in ganzer Figur und nahezu vollrund ge-

*) Unter den in diesem Bericht des Predigers Dreist als golden bezeichneten Stücken ist wohl ein großer Teil als nur vergoldet zu verstehen.

arbeitet waren. Am besten erhalten ist der Apostel Thomas, ihm fehlt wie allen übrigen Kopf und Hals, dagegen sind Ober- und Unterkörper mit dem bis zu den Füßen herabwallenden Mantel, der um die Hüften geschürzt ist, erhalten.

Von den andern sind nur die Apostel Paulus und Petrus an ihren, im Maßstabe stark übertriebenen Attributen sicher zu bestimmen; der Schlüssel des Petrus fällt außerdem auf durch die rautenförmige Bildung des Griffes.

Das Schwert des Paulus hat in der Schneide die Breite des Armes, die Parierstange übertrifft an Länge die Schulterbreite des Apostels. Auch bei einem andern Torso, anscheinend des Jakobus Major, zeigt das Schwert ebenso übertriebene Abmessungen.

Die Sockel haben mit geringen Unterschieden von einander 6,6 bis 7 cm Höhe, im übrigen gleichartige Form, die Figuren sind etwa 15 cm hoch gewesen, ihr künstlerischer Wert ist nicht gerade hoch einzuschätzen; sie sind wohl auch nicht für diesen Schrein gearbeitet worden, aber sie geben einen weiteren Beleg für die Ausdehnung der Sammeltätigkeit und die Richtung der Kunstpflege, die an dem, einem schnellen Absterben erliegenden, Fürstenhause bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinein andauerte.*)

II. Die Künstler.

Was nun die Künstler angeht, die vor drei Jahrhunderten diese Tafeln getrieben haben, so ist kein Zweifel, daß die meisten von diesen, nämlich die Nummern 1, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 der Passion aus der Hand des Johannes Körver hervorgegangen sind; er hat sie selbst mit J. K. F. oder J. KOR. F. (Fecit) gezeichnet, auch wissen wir aus zuverlässiger Angabe eines Zeitgenossen,**) daß er vor

---

*) Die sämtlichen Reste dieser Alabasterfiguren befinden sich nicht mehr in Rügenwalde, sondern sind vor 25 Jahren an das Altertumsmuseum in Stettin abgeliefert, wo sie unter Nr. 4327 I bis X verzeichnet und, unter festem Verschlusse ausgestellt, vor weiterer Schädigung gesichert sind. Daß diese schon sehr früh begonnen hat, ergibt sich aus der von Böhmer, Geschichte der Stadt Rügenwalde S. 328, den Kirchenakten entnommenen Nachricht, daß 1660 der Hofprediger Zulichius in einem Anfalle von Geistesstörung den Altar stark beschädigte, indem er mehrere der Silbertafeln und den silbernen Blumenschmuck der Ornamente abriß und auch die Alabasterfiguren, deren damals 14 vorhanden waren, zerschlug.

**) Daniel Cramer, Großes Pom. Kirchenchronikon, Stettin 1628, Bd. IV. S. 159, wo er von dem Kunstbetrieb am Stettiner Hofe berichtet, schreibt: „Also kam anhero auch unter andern ein künstlicher Goldschmied und Silbertreiber mit Namen Johannes Körver, der Geburt von Braunschweig, dem legte Herzog Philipp etliche Kupferstücke darin die Passion Christi gar schön war abgebildet für, daß

Vollendung der ganzen Arbeit in Stettin 1607 gestorben ist, aus Braunschweig gebürtig war und in der Marienkirche zu Stettin beerdigt wurde. Der Stettiner Goldschmiedezunft gehörte er nicht an, sonst würden wir auch den Stettiner gekrönten Greifenkopf als Ortsstempel auf diesen Platten finden. Die übrigen 4 Platten der Passion sind in Augsburg, dessen Stempel, den Pinienzapfen, sie zeigen, in der Werkstatt des Christoph Lencker, des damals berühmtesten Augsburger Meisters, drei davon von dem Sohne desselben, Zacharias Lencker, die vierte ist von Körver zwar gezeichnet aber nicht vollendet worden. Die Jahreszahl A. (Anno) 1616 auf einer Platte, die noch von Körver gezeichnet war, ist wohl als eine Zeitangabe zu verstehen, die das Ende der Treibarbeiten überhaupt bedeutet. 1617 war Hainhofer in Stettin und berichtet in seinem Reisetagebuch, daß er in Stettin beim Herzoge „die 12 Passionsstücklein des Goltzius in Silber getrieben“ besichtigt habe. Philipp II. starb 1618, sein gesamtes Erbe fiel seinen Nachfolgern Franz und Bogislav XIV. zu. In der Gemahlin des letzteren, Elisabeth von Schleswig-Holstein, die als Witwe von 1637—1653 in Rügenwalde lebte, haben wir diejenige zu suchen, die alle von Philipp II. gesammelten Stücke in dem Silberaltar vereinigte und ihnen noch anderes passend erscheinendes zur Vervollständigung hinzufügte. Sie hatte ihren Witwensitz in Rügenwalde, hat auch die von ihrem Gemahl begonnene Schloßkapelle fertig gebaut und eingerichtet. Wenn auch keine authentische aktenmäßige Nachricht darüber vorliegt, haben doch Kugler wie Lessing beide ihr die Herstellung des Altars in seinem erhaltenen Aufbau zugeschrieben und eine Bestätigung dafür auch in der bildlichen Ausstattung des jetzt verworfenen Altargehäuses gefunden.

III. Das Altargehäuse.

Das sehr mit Unrecht jetzt in die Bibliothek verbannte Gehäuse, das die Herzogin für den von ihr zusammengesetzten Altar hatte herstellen lassen, steht ganz auf der Höhe der damaligen Kunst; es ist in Entwurf und Ausführung dem Holzwerke des Altars,

er es eben so in Silbernen Platten solte nachmachen und mit erhabener Arbeit austreiben. Da er auch so weit kommen bis auf das Stücklein, da Christus zur Stadt Jerusalem ausgeführet wird und selbst das Kreutz trägt, stirbt er darüber den 4. Dezember 1607 und wird in S. Marien zu Alten Stettin begraben. Dem Lest H. Philipp zum letzten Ehren ein Epitaphium zur linken Hand nechst am Altare setzen darin eben das Stücklein darüber er gestorben war abgemahlet ist.“

den es schützen sollte, vollkommen ebenbürtig und sollte mindestens an einer zugänglicheren Stelle der Kirche zur Anschauung gebracht werden. Aus Eichenholz gezimmert, ist es außen und innen farbig bemalt, doch so daß die Malereien zu dem Altar in Harmonie stehen, in Farbe wie im Ornament, und mit ihm ein richtiges Triptychon bildend, ihn samt dem Sockel (Predella) und dem Giebelaufsatze zu umschließen bestimmt waren, daher auch die entsprechenden Abmessungen nach der Höhe wie in die Breite aufweisen, und somit auch in dem unregelmäßigen Vierecke vor dem oberen Obelisken erheblich geringere Breite, oben nur 24, unten nur 36 cm zeigen.

Auf der Innenseite der Flügel sind die Jungfrau Maria und die Heilige Elisabeth von Thüringen in ganzer Figur dargestellet, beide in silbernen Kleidern mit der Nameninschrift über den Häuptern S. MARIA und S. ELISABETHA, auf schwarzem Grunde umrandet von vortrefflich gemaltem Passionsblumenornament in Weiß. Maria trägt auf dem Haupte die Strahlenkrone; das Gesicht und alles Nackte ist naturfarben gemahlt, die Köpfe nach Kuglers Bezeichnung ansprechend und fast porträtartig. Die Vermutung Kuglers, daß in der Wahl der in Pommern sonst wenig vorkommenden Thüringerin eine Anspielung auf den Namen der Stifterin des Altars liege, kann man wohl beitreten, und mit Recht bemerkt Lessing, daß nur auf diese Weise die Wahl der im protestantischen Lande ganz ungewöhnlichen Darstellung erklärt werden könne; er hält auch den Kopf der Maria für Porträt, weiß aber nicht anzugeben, wer die Maria sein soll. Es liegt nahe, an eine gleichzeitige Trägerin dieses Namens innerhalb der verwandten Familie zu denken.

Auf die Außenseiten sind gemalt grau in grau die Verkündigung und die Geburt Jesu nebst den vier Evangelisten, diese als Brustbilder, von denen zwei auf die Predella (71 : 75 cm) verteilt sind. An der Innenseite zeigt die Predella auf Silbergrund ein reiches Ornament mit Früchten.

Das Gehäuse hat in der Vernachlässigung allerdings schon etwas gelitten, läßt sich aber gleichwohl noch in seiner alten Pracht ohne Eingriffe in den Bestand wiederherstellen.

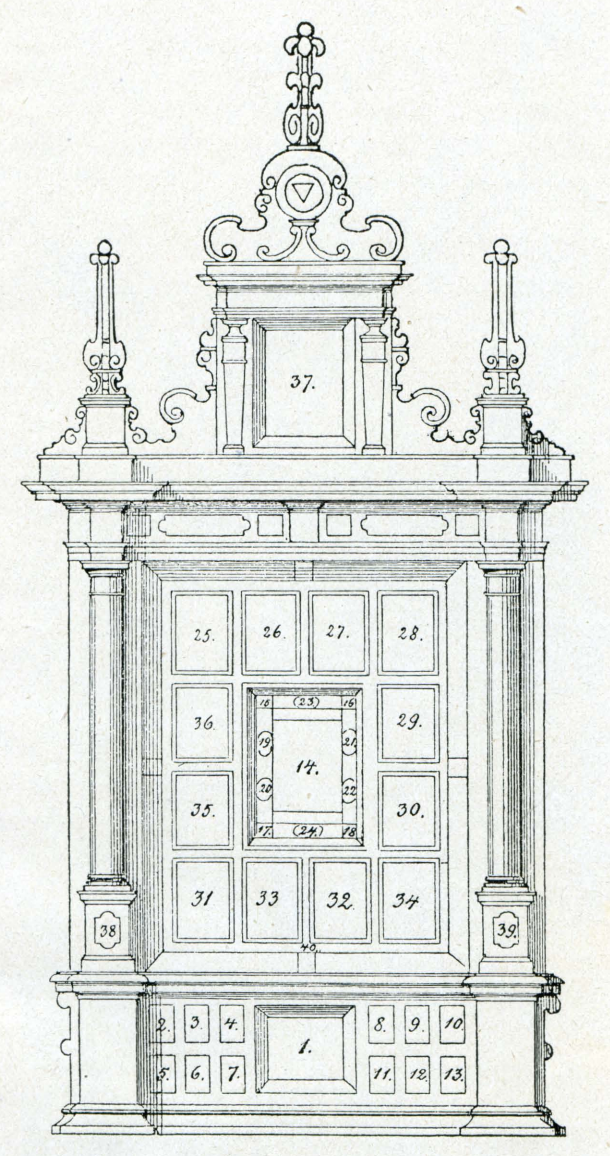


Fig. A. Rügenwalde; Silberaltar, Schema.

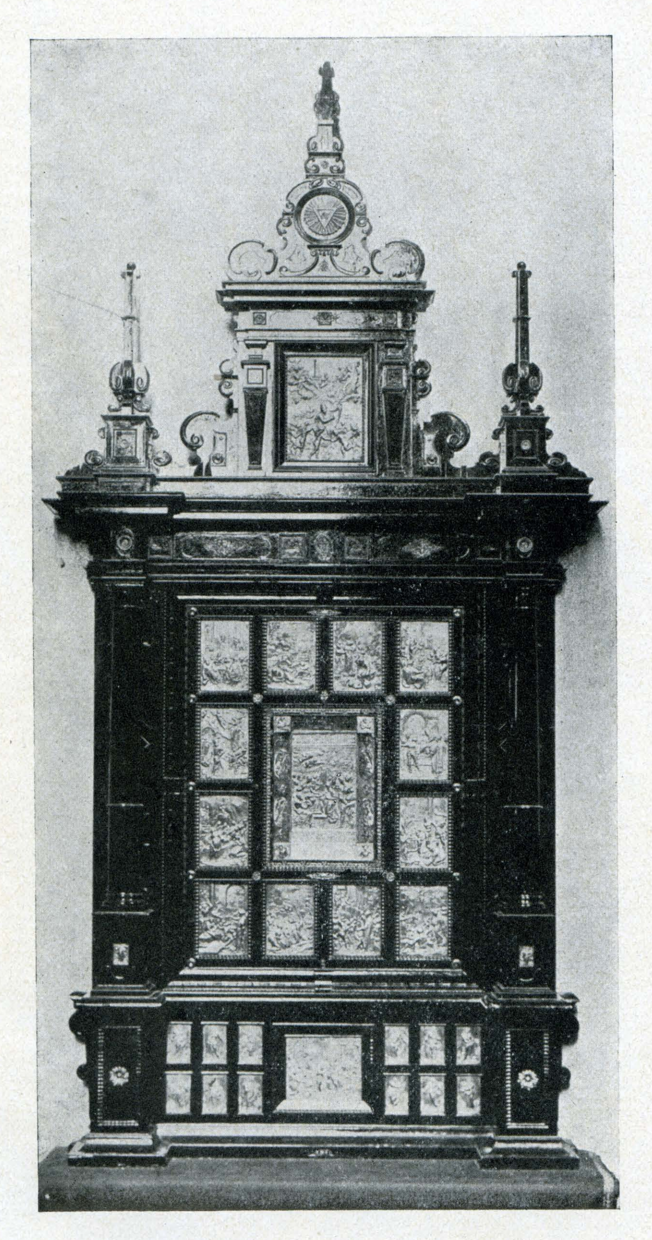


Fig. B. Rügenwalde; Silberaltar, Gesamtansicht.



Fig. C 1. Rügenwalde; Silberaltar, Taufe im Jordan.

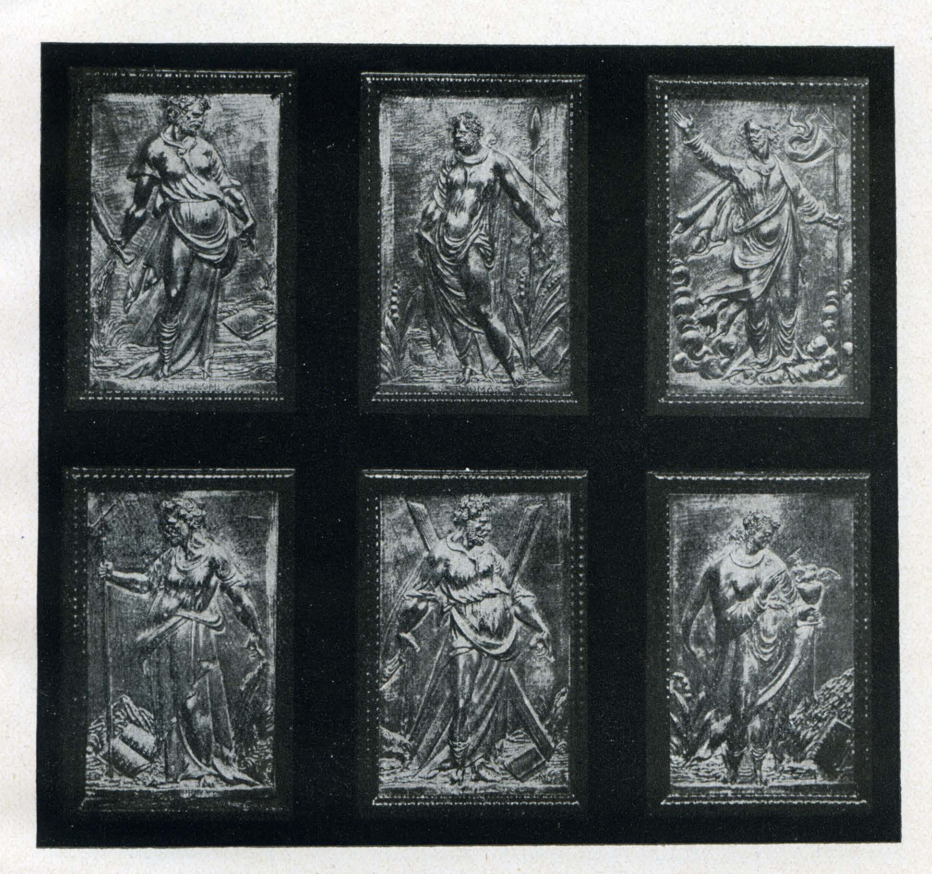


Fig. C 2—7. Rügenwalde; Silberaltar, Apostel.



Fig. C 8—13. Rügenwalde; Silberaltar, Apostel.



Fig. C 14—24. Rügenwalde; Silberaltar, Die heiligen drei Könige und Randverzierungen.



Fig. C 25. Rügenwalde; Silberaltar, Das Abendmahl.



Fig. C 26. Rügenwalde; Silberaltar, Christus auf dem Ölberg.



Fig. C 35. Rügenwalde; Silberaltar, Die Grablegung.



Fig. C 36. Rügenwalde; Silberaltar, Die Himmelfahrt.



Fig. C 37. Rügenwalde; Silberaltar, Konzert im Himmel.



Fig. C 42. Rügenwalde; Silberaltar, Alabasterfigur des Thomas.



Fig. C 43. Rügenwalde; Silberaltar, Torso einer Apostelfigur aus Alabaster.



Fig. C 44, 45. Rügenwalde; Silberaltar, Torsi der Alabasterfiguren des Paulus und Petrus.



Fig. E. Silbergeschmückter Tragaltar der Kirche in Plock (Polen) nach einer Aufnahme von Kohte.

Von der **Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde** sind herausgegeben in Leon Sauniers Buchhandlung in Stettin:

I. Inventar der Baudenkmäler Pommerns.

Teil I:

Die Baudenkmäler des Regierungs-Bezirks Stralsund.

Bearbeitet von **E. von Haselberg.**

Ein Band in 5 Heften (Kreise Franzburg, Greifswald, Grimmen, Rügen und Stralsund).

Teil II:

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungs-Bezirks Stettin.

Bearbeitet von **H. Lemcke.**

Band I in 4 Heften (die Kreise Demmin, Anklam, Ückermünde und Usedom-Wollin). Band II in 3 Heften (Kreise Randow, Greifenhagen und Pyritz). Band III in 3 Heften (Kreise Saßig, Naugard und Regenwalde). Band IV, Heft 11 (Kreis Greifenberg). Band V, Heft 14 (Das Königliche Schloß in Stettin).

Teil III:

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungs-Bezirks Köslin.

Bearbeitet von **L. Böttger** und **H. Lemcke.**

Band I, Heft 1 (Kreise Köslin und Kolberg-Körlin), Heft 2 und 3 (Kreise Belgard und Schlawe) vergriffen. Band II, Heft 1 (Kreis Stolp): vergriffen, Heft 2 (Kreise Bütow und Lauenburg). Eine 2. Auflage dieser vergriffenen Hefte ist vorbereitet.

Jedes Heft wird auch einzeln abgegeben.

II. Quellen zur pommerschen Geschichte.

1. **Das älteste Stadtbuch der Stadt Garz a. R.** Herausgegeben von **G. von Rosen.** 1885.
2. **Urkunden und Copiar des Klosters Neuenkamp.** Herausgegeben von **F. Fabricius.** 1891.
3. **Das Rügische Landrecht des Matthäus Normann.** Herausgegeben von **G. Frommhold.** 1896.
4. **Johannes Bugenhagens Pomerania.** Herausgegeben von **O. Heinemann.** 1900.

Ältere Jahrgänge der **Baltischen Studien** werden, soweit sie noch vorrätig sind, zu ermäßigten Preisen geliefert. Die Registerbände zu den Baltischen Studien Alter Folge 1—46, Neuer Folge Band 1—17 desgleichen.

